K. Haushofer.

Die chinesische Auswanderung.

Ein Beitrag
zur
Cultur- und Handelsgeographie

von

Dr. Friedrich Ratzel,
Docent an der Kgl. Polytechnischen Schule zu München.

Breslau 1876,
J. U. Kern's Verlag
(Max Müller).

·K. Haushofer·

E. L. K. Haushofer

Die

chinesische Auswanderung

von

Dr. Friedrich Ratzel.

Aus persönlicher Erfahrung
im fernen Osten als zutreffen erkanntes
ist „Blau"
aus Quellen u. Lit. Bestätigtes
ist „Rot" kenntlich gemacht

KH

Die chinesische Auswanderung.

Ein Beitrag

zur

Cultur- und Handelsgeographie

von

Dr. Friedrich Ratzel,
Docent an der Kgl. Polytechnischen Schule zu München.

Breslau 1876,
J. U. Kern's Verlag
(Max Müller).

wetteifern kann, bezweifelt Niemand, der sie neben anderen Rassen hat arbeiten sehen. Die ungeheure Volkszahl hilft diese Gaben in ein Licht setzen, das grell genug ist, um erregbaren Naturen bereits den „gelben Schrecken" einer unwiderstehlichen mongolischen Ueberflutung vorzuspiegeln. Früher auf Ost- und Südasien beschränkt, nehmen die Chinesen allerdings seit drei Jahrzehnten in verschiedenen Theilen von Amerika und Australien wesentlichen Antheil an der Entwickelung der natürlichen Hülfsquellen dieser jungen Länder und man denkt daran, ihnen auch in Afrika große culturfördernde Aufgaben zuzuweisen. Daß ihre Einwanderung nach diesen Gebieten in einem Zeitpunkt stattfindet, wo die Aufhebung der Sklaverei eine gewaltige Masse von Arbeitskräften außer Wirksamkeit setzt, verleiht derselben eine erhöhte Bedeutung. In Europa, das dieser Völkerbewegung praktisch noch am fernsten steht, beschäftigt man sich wenigstens theoretisch mit ihren möglichen Folgen und Aussichten und die Chinesen-Auswanderung hat, vorzüglich in England, ihren Platz bereits unter den Fragen eingenommen, die man nicht mehr von der Discussion absetzt.

Unter diesen Umständen bedarf es keiner Entschuldigung, daß ich die vorliegende Arbeit über die Auswanderung und die Colonien der Chinesen in die Welt sende. Ich faßte schon in Amerika den Entschluß zu ihrer Ausarbeitung und in Europa sah ich mich in demselben bestärkt durch die große Unklarheit, welche sich in den Urtheilen über die Chinesenfrage, wie über Rassenfragen überhaupt, kundgiebt. Indessen ist mir die Arbeit unter den Händen weit über das vorausgesehene Maß hinausgewachsen. Die Schwierigkeit bestand zuletzt mehr in der Beschränkung auf das Nothwendigste und Interessanteste, als in der Sammlung des Materials, das

sich immer reicher erwies, je tiefer ich eindrang. Jede einzelne Chinesen-Colonie würde den Gegenstand einer lehrreichen und interessanten Monographie bilden und doch konnte ich hier nur Umrisse geben, wenn das Werkchen nicht zu einer unpraktischen Größe anschwellen sollte. Es will nämlich kein Sammelwerk sein, sondern sucht sein Ziel darin, daß es die Geister über eine wichtige Tagesfrage aufklärt und gleichzeitig Einiges zur besseren Würdigung der großartigen Bedeutung beiträgt, welche der ostasiatischen Welt für die Culturvölker des Westens verheißen ist. Die Rassenfragen werden immer wichtiger, je ausgedehnter der Verkehr mit den überseeischen Völkern sich gestaltet und es ist Zeit, daß man der Meinung entsage, als ob der Wechselverkehr der verschieden begabten Rassen der Menschen nur ein schonungsloser Kampf ums Dasein sein könne. Die Geschichte der chinesischen Colonien ist eine überzeugende Widerlegung dieser oberflächlichen und ungesunden Ansicht und nichts würde mich mehr freuen, als wenn das vorliegende Werkchen zu einer gründlicheren und billigeren Betrachtung der Völkerbeziehungen etwas beitrüge.

Hinsichtlich der Quellen, welche ich benützte, möchte ich bemerken, daß einige bekannte Werke über China (Huc und Gabet, Doolittle, Williams u. a.) darum nicht oder selten genannt sind, weil ich nur die bestbeglaubigten Thatsachen anführen wollte. Huc's elegante Berichte wimmeln von unrichtigen Angaben, andere wiederholen nur das hundertmal Gesagte und ich wollte den Text nicht mit unnöthigen Anführungen beschweren. Um so reichlicher schöpfte ich dafür aus den Berichten Derjenigen, die selbst gesehen und wahrheitsgetreu berichtet haben. Besonderen Dank schulde ich

meinem verehrten Freunde Prof. Moritz Wagner in München, der mir einige wichtige Thatsachen ans dem Schatze seiner persönlichen Erfahrungen mittheilte. Auch anderen Freunden und Bekannten im In- und Ausland, die mich mit gütigen Mittheilungen und Hinweisungen unterstützten, sei hiermit geziemender Dank gesagt.

In der Rechtschreibung der Eigennamen habe ich mich im Allgemeinen an H. Kieperts ausgezeichnete Karte von Ostasien (N. Handatlas Nr. 30) gehalten; aber bei landläufigen Namen habe ich der gebräuchlicheren Schreibweise den Vorzug gegeben vor der philologisch oder historisch richtigeren.

Als der Druck bereits abgeschlossen war, kam mir eine Nachricht zu, welche wichtig genug scheint, um hier noch eingeschaltet zu werden. Der Port Elizabeth Telegraph vom 10. December 1875 meldet, daß ein Agent der Capcolonie sich auf der Reise nach China befinde, um mit Unterstützung der Regierung chinesische Auswanderer anzuwerben, welche dem Mangel an Arbeitskräften in der Colonie abhelfen sollen. Diese Thatsache kann für Afrika einen wichtigen Schritt in der Richtung bedeuten, welche ich auf S. 266 angedeutet habe.

München, im Mai 1876.

Friedrich Ratzel.

Inhalts-Verzeichniß.

Zweiter Abschnitt.

Beschreibung der Colonien.

Süd-Kolonisation 8,5 - 9,5 Mill.
Nord. Kol. mindest. 15
rd. 25
seit 1900!

Einleitung.

Bei einem allgemeinen Ueberblick der Weltgeschichte findet man die folgenreichsten Wendungen bedingt durch das Eintreten neuer Völker in die alten Culturkreise. Neue Kräfte werden durch sie in Wirksamkeit gesetzt, neue Ideen verbreitet, und selbst wenn sie allein durch Ungestüm und jugendliche Frische ausgezeichnet sind, welche noch keine Cultur abgeschwächt hat, so sind doch oft selbst diese Gaben schon von großer, geschichtlicher Bedeutung. Es sind Jugendgaben, aber sie können Werth erhalten durch die Umstände, und wenn es auch nur dadurch wäre, daß sie ein altgewordenes Culturgebilde zerstörten, zu dessen organischer Erneuerung seine Träger keine Kraft mehr haben und welches sie doch ebensowenig aus eigener Kraft abschütteln können. Auch erheischt die Erziehung des Menschengeschlechtes, welche wir als das Endziel der Geschichte betrachten, die Lösung so zahlreicher und mannigfaltiger Aufgaben, daß nur das Zusammenwirken vieler und verschiedenartiger Kräfte diesem Ziele möglichst nahe führen kann. Der Fortschritt der geschichtlichen Entwickelung würde immer einseitiger werden und sich in's Unerträgliche verlangsamen, wenn nicht von Zeit zu Zeit neu herankommende Völker ihn mit ihrer jungen Energie aufnähmen und in der Richtung weiterführten, welche ihre besonderen Kräfte und Gaben ihnen vorschreiben. Welche Epoche bedeutet nicht das Auftreten der Griechen und Römer, und später der Germanen und Slaven in der europäischen, das der Araber in der afrikanischen und westasiatischen, der weitwandernden Malayen in der süd- oder der Turkvölker in der mittelasiatischen Geschichte!

Mag auch das Wirken eines Volkes, das sich aufrafft und plötzlich in die geschichtlichen Kreise eintritt, nach Dauer oder Energie beschränkt sein, so wird der Anstoß dieses Auftretens in allen Fällen schon darum wirksam sein, weil er Bewegung erzeugt. In der Bewegung liegt aber bei den Völkern, wie in jedem Organismus, Leben und Fortschritt. Führt er nun gar zu einem Verharren des neuen Elementes im Kreise der Völker, welche an der Weltgeschichte weben, so werden seine Wirkungen nach Dauer und Bedeutung unberechenbar. Es entsteht dann eine materielle Veränderung sozusagen in dem Boden, dem die Geschichte entwächst und diese wird immer von der größten Wichtigkeit, ja von größerer als alle anderen Veränderungen sein, wenn sie ihre Wirkungen auch nicht in jedem Falle unmittelbar bemerklich macht. Man denke nur, wie einige zersplitterte Häuflein Nomaden, welche an der Theiß und Marosch sitzen geblieben sind, seit Jahrhunderten eine der ersten Rollen in der Geschichte Osteuropa's spielen, oder welch dauernde Gährung die Araber, welche nach Hinterindien wanderten, in die dortigen Inselvölker gebracht haben und immer noch fortfahren zu bringen.

Muß nicht, aus diesem Gesichtspunkt betrachtet, die Berührung Europa's mit China als eine Thatsache von der größten Bedeutung für unsere und die kommende Zeit erscheinen? Auf der einen Seite Europa mit seiner thätigen und intelligenten Bevölkerung, im Besitz aller bis jetzt erworbenen Früchte der Wissenschaft und praktischen Erfahrung, auf der anderen China mit seinen derb organisirten, arbeitsamen, schlauen, ausdauernden Massen, deren Zahl noch die der Bevölkerung von ganz Europa weit übersteigt. Welche anderen Völker oder Völkercomplexe der Welt könnten eine gleich fruchtbare Wechselwirkung voraussehen lassen? Es ist bekannt, wie intensiv bereits diese beiden großen Massen aufeinander reagiren und wenn auch China sich nicht so rasch in den Strom wirft, wie das Nachbarreich Japan, so will doch bei seinem Massengewicht jeder einzelne Fortschritt viel mehr bedeuten. Die Thatsache allein, daß der Handel zwischen China und Europa (nebst Nordamerika) sich bereits auf

einen Werth von mehr als einer Milliarde Reichsmark beziffert, und daß in den letzten zehn Jahren jährlich durchschnittlich 15—20,000 fremde Schiffe in chinesischen Häfen verkehrten, ist beredt genug. Bei solcher Ausdehnung hört der Handel auf, nur Waarenaustausch zu sein, der Ideenverkehr wird unvermeidlich und ebenso die folgenreichen Wechselwanderungen der Menschen, die immer in irgend einer Weise mit dem Handel verknüpft zu sein pflegen.

Es ist in hohem Grade bemerkenswerth, daß mit diesem großen Verkehr der höchste Stand zusammenfällt, den die chinesische Bevölkerungszahl jemals erreicht hat. Wir sehen schon die Keime materieller Umsetzungen in den Völkern der Südseeländer aus diesem Zusammentreffen hervorgehen und in beständig wachsenden Auswandererströmen sich ausstreuen. Einer der besten praktischen Kenner China's sagt: „Dieser wunderbare Exodus ist eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in der modernen Völkergeschichte und wird außerordentliche und dauernde Resultate erzielen [1]).“

Diese Auswanderung, ihre Ursachen, Wirkungen und Rückwirkungen, bilden den Gegenstand der folgenden Betrachtungen, welche zunächst China als Quelle der Auswanderung nach Größe, Naturverhältnissen, Bevölkerung und wirthschaftlichen Zuständen in's Auge fassen, um dann die Auswanderung selbst nach Größe, Art, Herkunft und Richtung zu beurtheilen und am Schluß zur eingehenderen Beschreibung der einzelnen Colonien überzugehen, welche die Frucht derselben sind.

---

1) Sir John Bowring, A visit to the Philippine Islands. Lond. 1859, S. 345.

einen Werth von mehr als einer Milliarde Reichsmark beziffert, und daß in den letzten zehn Jahren jährlich durchschnittlich 15—20,000 fremde Schiffe in chinesischen Häfen verkehrten, ist bereits genug. Bei solcher Ausdehnung hört der Handel auf, nur Waarenaustausch zu sein, der Personenverkehr wird unvermeidlich und ebenso die folgenreichen Wechselwanderungen der Menschen, die immer in irgend einer Weise mit dem Handel verknüpft zu sein pflegen.

Es ist in hohem Grade bemerkenswerth, daß mit diesem großen Verkehr der höchste Stand zusammenfällt, den die chinesische Bevölkerungszahl jemals erreicht hat. Wir sehen schon die Keime materieller Umwälzungen in den Völkern der Südseeländer aus diesem Zusammentreffen hervorgehen und in beständig wachsenden Auswanderungsströmen sich ausströmen. Einer der besten praktischen Kenner China's sagt: „Dieser wunderbare Exodus ist eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in der modernen Völkergeschichte und wird außerordentliche und dauernde Resultate ergeben[1].“

Diese Auswanderung, ihre Ursachen, Wirkungen und Rückwirkungen, bilden den Gegenstand der folgenden Betrachtungen, welche zunächst China als Quelle der Auswanderung nach Größe, Naturverhältnissen, Bevölkerung und wirthschaftlichen Zuständen in's Auge fassen, um dann die Auswanderung selbst nach Größe, Art, Herkunft und Richtung zu beurtheilen und am Schluß zur eingehenderen Beschreibung der einzelnen Colonien übergehen, welche die Frucht derselben sind.

1) Sir John Bowring, A visit to the Philippine Islands. Lond. 1859. S. 345.

Erster Abschnitt.

China

als Quelle der Auswanderung betrachtet.

I.

Größe, Lage und Grenzen.

Es ist, abgesehen von den ungenauen Messungen, heute so schwer wie zu irgend einer Zeit, die wahre Ausdehnung des chinesischen Reiches zu bestimmen. Der Begriff China ist schon vor vier Jahrtausenden seiner Größe nach schwankend gewesen, als es noch kaum den Yangtsze zur sicheren Grenze hatte und der Kern seiner Geschichte Jahrhunderte lang darin bestand, daß es die noch in seinem Inneren verharrenden Barbarenstämme bald unterwarf, bald seinerseits von denselben bedrängt wurde. China stand beständig und steht noch heute in unklaren Verhältnissen zu seinen Nachbarvölkern und Nachbarstämmen, weil seine äußere Politik immer mehr auf Klugheit als auf Kraft gebaut hat und deshalb eine gründliche politische Unterwerfung nie durchgeführt wurde. Man liebte es wohl in Peking, formelle Anerkennungen der Abhängigkeit entgegenzunehmen, aber man hat es fast immer ängstlich vermieden, die praktischen Schlüsse dieser Anerkennungen zu ziehen. Es ist bezeichnend für diese Unklarheit, daß noch heute Korea und die Liukiu-Inseln sowohl an China als an Japan Tribut bezahlen. Die mehr oder weniger große Realität der Abhängigkeit der sogenannten Nebenländer stand immer in einem innigen Zusammenhang mit der größeren oder geringeren inneren Festigkeit des eigentlichen China. Bei Schwächezuständen des Reiches sehen wir die Abhängigkeit sich lockern, aber der Wiederherstellung der Ordnung durch irgend eine kräftige Herrscherfaust folgten mit großer Regelmäßigkeit Züchtigungszüge nach den Nebenländern. Es ist bekannt, wie in den Wirren der beiden letzten Jahrzehnte beträchtliche Stücke im Westen abbröckelten und wie im Süden Jünnan einige Jahre lang für China verloren war. So lange

bleiben die Grenzen unbestimmt, als es dort ungewiß ist, ob China die abgebröckelten Stücke wieder seinem Staatsbau einfügen, oder aber kluger Weise dieselben in den Händen des mohammedanischen Usurpators belassen wird. Hat doch die Politik der allzu zurückhaltenden Klugheit selbst noch im Inneren des Reiches gewisse wilde Gebirgsstämme in thatsächlicher Unabhängigkeit fortbestehen lassen, wiewohl dieselben längst ein Hinderniß der Verwaltung und jedes geordneten Verkehres sind!

Sehen wir von den Nebenländern einstweilen ab, da dieselben unter den Colonisationsgebieten näher zu betrachten sein werden, so finden wir das eigentliche China, d. h. die achtzehn Provinzen, welche seit der Zeit der Mongolendynastie, mit alleiniger Ausnahme des erst unter den Mandschus hinzugefügten Formosa, zusammengefügt sind, auf eine Flächenausdehnung von zwischen 60,100 (H. Berghaus) und 97,600 Quadratmeilen (Klöden) geschätzt. Als wahrscheinlichste Mittelzahl wird neuerdings ziemlich allgemein 73,000 angenommen. Im Vergleich mit der ungeheueren Mehrheit der chinesischen Bevölkerung dieses großen Gebietes treten die Paar Millionen halbwilde oder wilde Bergvölker in Szytschhuan, Jünnan, Kueitschëu und einigen anderen Provinzen in völlige Unbedeutendheit zurück und man hat in diesem „Eigentlichen China," wenn man die ganz chinesisch gewordene Südmandschurei und Ostmongolei hinzurechnet, auch ein in ethnographischer, sprachlicher und culturlicher Hinsicht wesentlich übereinstimmendes Ganze. Dieses eigentliche China ist es auch, welches wir hier gewissermaßen als Quellbecken der Auswanderung zu betrachten haben.

Schon nach Lage und Grenzen ist dieses Gebiet eines der begünstigtsten Glieder des asiatischen Festlandes. Die neueren Erforscher China's haben zwar unseren früheren Begriffen von der Bodengestaltung China's Erhebliches von der allzu primitiven Einfachheit genommen, welche das Land mit einem einzigen Randgebirge, einer Art von natürlicher Mauer, und vier Ketten versah, die höchst regelmäßig von ihr ausstrahlten; aber im Ganzen ändern auch sie nichts an der Auffassung China's als eines mit vortrefflichen Naturgrenzen begabten Reiches [1]. Im Südosten und Osten ist es

[1]) Unser Wissen von der Bodengestalt Chinas ruhte bis in die letzten Jahre ganz auf den alten Arbeiten der Jesuitenmissionen, die im 17. und Beginn des 18. Jahrhunderts, also vor der Zeit ausgeführt wurden, welche Orographie und Geographie zu Wissenschaften gemacht hat. Neuere Reisen und besonders die Von

vom Meere bespült, im Süden fällt ein wildes Grenzgebirge steil aus Kuangsi und Jünnan zum hinterindischen Tiefland ab; Schneegebirge trennen es im Westen von Tibet, und ein Gebirge, das arm an Pässen ist, lagert sich im Nordwesten und Norden vor die Hochebene Innerasiens. Im reiht sich als zweite Schranke, die sich oft nützlich bewies, auf eine weite Strecke der reißende Lauf des Hoangho an [2]). Mit Ausnahme Hinterindiens sind dabei die angrenzenden Länder Hochebenen, welche selten andere als die ungünstigsten Bedingungen für die Culturentwickelung bieten, daher dünn bewohnt sind. Freilich hat China oft genug, wenn es durch innere Wirren geschwächt war, dem Anprall der nomadischen Horden aus diesen Sand- und Felsenmeeren unterliegen müssen, aber mit der Zeit hat es sie mit seiner überlegenen Cultur, mit dem Fleiß, der Klugheit und der Ausdauer seiner Bevölkerung entweder verdrängt oder gebändigt und aufgesogen.

Im Schutze dieser Lage, welche das Reich fast zu einer Festung gestaltet, in der die Cultur sich wie in Wällen gegen das Nomadenthum abschließt, konnte das große mongolische Mischvolk der Chinesen sich, im Wesentlichen ungestört, der Vortheile erfreuen,

---

Richthofen's haben dieses Wissen wesentlich berichtigt. Nach Von Richthofen zerfällt China in zwei orographische Hauptabtheilungen, welche getrennt werden durch einen Ausläufer des Kwenlung, der von Mittelasien her sich quer durch China wie eine Barre bis an den untern Yangtsze vorschiebt. Alles Land südlich von diesem Scheidegebirge ist Ostabdachung des Hochlandes von Tibet und besteht aus Mittelgebirgen von 4—5000′ Gipfelhöhe. Nur gegen W. und SW. im inneren Szytschhuan und in Jünnan treten zusammenhängende Hochländer auf. Im nördlichen China haben wir zunächst die große Ebene am unteren Yangtsze und Hoangho, welche nur durch das Gebirge von Schangtung, einer landfest gewordenen, jetzt als Halbinsel angegliederten Insel unterbrochen wird. Nach dem Innern zu steigt dieser Theil China's mit breiten Lößflächen, die oft bedeutende Plateaus bilden, an, bis gegen Norden sich aus den trägen Alluvialformen wieder ein Gebirge herausreckt, das aus einem System von SW. nach NO. streichender Ketten besteht. (Von Richthofen, Entwurf einer Höhenschichten-Karte von China. Verh. der Berliner Ges. f. Erdk. 1873 S. 29 u. f.)

[2]) Mit folgenden Worten zeichnet A. v. Humboldt das Wesen dieser natürlichen Grenze, welche zum Ueberfluß noch durch die chines. Mauer verstärkt ist: „Sie (die Mauer) bezeichnet im eigentlichen Verstand eine natürliche Grenze, und eine trefflichere Wahl des Ortes als politische Grenze war nicht zu treffen. Alles war todt in der Steppe und nur einen Schritt mehr, so stand der Reisende am jähen Absturz Hochasiens, wo ihm das üppigste Leben entgegenlachte.“ (Briefwechsel mit Berghaus II. 30.)

die die Beschaffenheit des Landes ihm boten. In dieses Land, das schon durch die Lage in der ganzen Breite des „Culturgürtels," zwischen dem 45. und 20. Breitegrad, ausgezeichnet ist, strömen von Süden, Westen und Norden die Gewässer von den zahlreichen und hohen Gebirgen zusammen; sie befruchten es und geben ihm Verkehrsadern. Die regenreichen Vorsommer sind ein Vorzug, den nur China in solcher Ausdehnung besitzt. Die Lage im Winkel des an nutzbaren Pflanzen und Thieren reichsten Erdtheiles hat ihm dieselben Vortheile geboten, wie unserem Erdtheil, der am anderen Ende Asiens liegt, nämlich eine Fülle mannigfaltiger Nutzgewächse und Hausthiere. Kein Wunder, daß gerade hier schon in sehr frühen Zeiten ein begabtes Volk sich eine Cultur schuf, welche ihm sogar jeden Einfall und Angriff der culturstörenden Nomaden zu einer Bereicherung und Kräftigung werden ließ. Noch jedes Volk, das in diese warmen und fruchtbaren Ebenen hinabstieg, ist der chinesischen Cultur dienstbar und mit der Zeit chinesisch geworden [3]).

---

[3]) J. H. Plath, Die Völker der Mandschurey 1830. I. 87: „China ist China geblieben." Und weiter S. 88.

II.

Fruchtbarkeit des Bodens. Erleichterungen, welche die Bodenbeschaffenheit dem Verkehre bietet. Mineralschätze.

Um zuerst von der Fruchtbarkeit zu reden, so läugnet sie kein Kenner Chinas. Gerade diese Eigenschaft haben im Gegentheil die neueren Forschungen, die sonst so manches umgestürzt haben, nur noch klarer hervortreten lassen. Dabei verleiht die ebenso unläugbare Thatsache, daß die Chinesen den Ackerbau nicht bloß mit ihrer bekannten Geduld und Emsigkeit, sondern auch mit einer ganz achtungswerthen Sachkenntniß und Ueberlegung betreiben, jenen Vortheilen des Bodens eine besonders hohe Bedeutung [1]).

Nordchina ist in einer Ausdehnung, welche, soweit wir heute wissen, von keinem anderen Punkte der Welt erreicht wird, mit einer

---

[1]) „Physically considered China is not inferior to any country, the soil being generally fertile and the climate healthy.“ Sacharoff, Rise and fall of the Chinese population. Hongkong 1862. S. 1. — Williams schätzt (Geographie des chinesischen Reiches 1854 S. 106), daß $1/4$ des angebauten Landes jährlich zwei Ernten gebe. Ganz unfruchtbare Strecken sind selten, aber es würde irrig sein, wenn man nach den Berichten älterer Reisenden glauben wollte, daß ganz China gartenartig sorgfältig angebaut sei. Z. B. sagt Williamson von Schangtung: „The mountain-sides all over the province, scorched by a burning sun, are unproductive and yield only brushwood and grass“ (Travels in Northern China. 1870. I. 93); um so fruchtbarer sind allerdings ebendort die Thäler. — Ueber die Befähigung des chinesischen Landmannes spricht sich Syrski in folgenden Worten aus: „In der Intelligenz und praktischen Bildung scheint der chinesische Bauer der von mir bereisten Landdistrikte und, wie anzunehmen ist, auch der anderen ähnlich beschaffenen Landtheile, selbst dem europäischen Bauer Mitteleuropas nicht nachzustehen.“ (In Carl Scherzers Fachm. Berichten über die österr.-ungar. Expedition nach Siam ꝛc. 1872. II. 51.) Fortune sagt in „A Residence among the Chinese“ 1857, S. 98. „The farmers in China as a class are highly respectable.“

Bodenart bedeckt, welche zu den fruchtbarsten gehört[2]); Mittelchina ist ein einziges großes Deltaland, eine Anschwemmung der Riesenströme Hoangho und Yangtsze, und es entbehrt weder des fetten Bodens noch der Möglichkeit ausgedehnter Bewässerung und leichten Wasserverkehrs, welche hier so gut wie am Ganges-Irawaddy, am Nil, am Mississippi und selbst an Rhein und Elbe die Anschwemmungsgebiete großer Flüsse auszeichnen[3]). Südchina endlich ist zum kleineren Theil ein ähnlich fettes Tiefland, zum größeren aber ein sehr gut bewässertes Hügelland, in welchem das, was seinem Boden an eigener Fruchtbarkeit im Vergleich mit der Marsch der Mitte und dem Löß des Nordens fehlt, durch ein Klima ersetzt wird, das besonders dem Reis- und Theebau sehr günstig ist. Ja selbst im Westen, wo die Hochgebirge schon sehr nahe rücken, macht reiche Gliederung und Bewässerung die große gebirgige Provinz Szytschhuan zu einem Ackerbaulande, dessen Reichthum von neueren Reisenden über den aller anderen Provinzen gesetzt wird[4]).

---

2) „Wäre er nicht vorhanden, so würde das nördliche China wahrscheinlich ein ödes Land sein . . . Der Ackerbau beginnt sofort mit dem Auftreten des Löß und hat dieselbe Verbreitung wie diese Formation, indem er ihr in jeden Winkel und auf jede Höhe folgt . . . Im Norden ist keine Höhe, zu welcher der Löß ansteigt, zu groß für den Ackerbau. Im Kouwei fand ich den Löß in 7000 Fuß Höhe weit verbreitet, bedeckt mit Feldern und vielen Dörfern und auf dem Wutaishan im n. Schansi wird der Lößboden in einer Höhe von wahrscheinlich nicht weniger als 8000 Fuß angebaut." Von Richthofen in den Geogr. Mitth. XIX. 143.

3) „As an agricultural country the plain of Shanghai is by far the richest I have seen in China and is perhaps unequalled by any district of like extent in the world. It is one vast beautiful garden" R. Fortune, Two Visits to the Tea-countries of China 1853 S. 103.

4) Von Richthofen sagt von der großen Ebene von Hwai-king-fu am Hoangho: „Sie gleicht einem Garten und zahlreiche Bäume und Gesträuchgruppen, unter denen dichte Bambusbosquets mit düsteren Cypressenhainen contrastiren, gestalten sie zu einem anmuthigen Park . . . Der Boden, aus dem vortrefflichsten Lößextrakt bestehend, ist sehr fruchtbar und gut angebaut, so daß das üppige Wachsthum der Getreidefelder an die besten Agriculturdistrikte Europa's erinnert. Klare Bäche stürzen vom Taihangschan herab und werden zur umfassendsten Bewässerung benützt." Geogr. Mitth. XVII. 429. Mit der Ebene von Tschingtufu in Szytschhuan können sich, ihm zu Folge, selbst wenige Theile China's an Produktivität, Wohlstand, dichter Bevölkerung und Vollkommenheit der natürlichen Bewässerung vergleichen. Außer Tschingtufu mit seinen 800,000 E. übersieht man beim Einblick in diese Ebene 18 größere und viele kleinere Städte. Sie ist ungefähr

An **Producten des Thierreiches** ist China trotz seiner dichten Bevölkerung noch immer reich, weil die Jagd nicht zu den Lieblingsbeschäftigungen dieses friedlichen Volkes gehört. Aber sie ist nur in Einer Richtung von hoher Bedeutung für die Wohlfahrt des Volkes, nämlich durch den großen Fischreichthum der Gewässer. Es wird aus dem Abschnitt über die Volksernährung hervorgehen, einen wie großen Antheil an der wohlfeilen und doch genügenden Ernährung dem ungeheuern Fischreichthum zuzuschreiben ist, welcher bekanntlich durch die weitverbreitete künstliche Fischzucht noch vermehrt wird.

Für den **Verkehr** ist es von großer Bedeutung, daß China für Transportmittel jeder Art, besonders aber für die Vehikel des Wassertransports, fast in allen Gegenden leicht zugänglich ist. Im Norden und Süden, sowie zum Theil auch im Westen, wo die Bodenbeschaffenheit die Anlegung von Canälen nur in beschränktem Maße erlaubt, haben die besseren Herrscher der heutigen Dynastie, sowie deren Vorgänger, den Verkehr durch große Straßen- und Brückenbauten zu fördern gesucht. Derselbe bewegt sich noch heute in erstaunlicher Fülle und Regsamkeit auf diesen alten Bahnen, wiewohl ein großer Theil derselben jetzt in Trümmern liegt[5]). Mittelchina hin-

40 Stunden lang und 15 Stunden breit. Auf die engl. Quadratmeile kommen in ihr 15 der Gehöftgruppen, wie sie in Szytschhuan anstatt der Dörfer üblich. Ders. in Geogr. Mitth. XIX. 299.

[5]) Leider sind diese Straßen, deren Anlage einst riesige Menschenkräfte und Summen verschlang, und deren Erhaltung als eine der ersten Pflichten eines guten Regenten angesehen wurde, jetzt meistentheils so verfallen, daß nur die chinesische Geduld es begreiflich macht, wenn der Verkehr noch immer in alter Fülle sich trotz aller Hindernisse auf ihnen fortbewegt. Und dieß gilt von den meisten öffentlichen Arbeiten. „Wenn der Kaiser nicht handelnd eingreift, wenn er seine Pflichten nicht erfüllt, so leidet die Nation. Peking ist hiervon ein sprechendes Beispiel. Seine Straßen haben sich in Abzugscanäle verwandelt, seine Gossen sind der Marmorplatten beraubt, welche sie einst bedeckten, und deren Trümmer jetzt die Gassen unwegsam machen; die Tempel entweihen Staub und Unrath — ein Aergerniß für die Gläubigen, wenn es Gläubige gäbe, welche die Tempel besuchen; die öffentlichen Gebäude und außerhalb des Landes die Canäle, diese großen Adern des Landes, verfallen; die Heerstraßen werden je nach der Jahreszeit zu vertrockneten Gießbächen oder zu strömenden Flüssen oder zu undurchwadbaren Sumpfflächen. Dieß ist die Schuld der zwei letzten Regierungen." Hübner, Spaziergang um die Welt 1874. II. 224. — Der Klagen über den schlechten Zustand der Landstraßen ist in allen neueren Reisewerken über China kein Ende. Drastisch äußert sich Williamson, wenn er seiner Freude Aus-

gegen ist das Land der Canäle, fast ein Mittelding zwischen Land und Wasser — fruchtbar und bevölkert, wie jenes nur in seinen besten Theilen sein kann, durchfeuchtet und schiffbar an allen Enden [6]). Hier auch mündet die Hauptlebensader des Reiches, der Yangtsze, der „Gürtel China's", der schon heute mit Dampfbooten bis nach Hankhëu im Herzen des Landes, und mit großen Flußböten bis in die westlichste Provinz Szytschhuan befahren wird. Eine erhebliche Anzahl von schiffbaren Nebenflüssen von oft erheblicher Bedeutung leitet in denselben den Reichthum der inneren Provinzen, und in seinem Mündungsgebiet liegen große Hafenorte, wie Schanghai und Futschëu, von wo die reichlichen Erzeugnisse nach allen Theilen der Welt versandt werden. Südchina, welches, wie erwähnt, weniger geeignet zur Anlage von Canälen ist, hat in seinen zahlreichen Flüssen, welche theils selbstständig ins Meer gehen, theils nach dem Yangtsze und vorwiegend aber nach der donaugroßen Lebensader dieser Gegenden, dem Takiang, fließen, eine Menge ausgezeichneter Verkehrswege. Die eigenthümliche Bodenbeschaffenheit Südchina's macht nämlich seine Flüsse in einem viel ausgedehnteren Maße schiffbar, als es z. B. in unseren heimischen Mittelgebirgs- und Hügelländern möglich wäre. Die Flußbetten sind durch die langher wirkende Wassersgewalt so ausgeebnet, daß man sie, ähnlich wie es vom westlichen Nordamerika aus dem Gebiete des oberen Mississippi, Red River und Saskatschewan berichtet wird, bis in die Quellgebiete hinauf beschiffen kann [7]). Es kommt die Geschicklichkeit, Ausdauer und

---

druck giebt über einen Mann, der eine Straße ausbessert; es ist das erste Schauspiel dieser Art, das er nach jahrelangen Reisen im Lande wahrnimmt. (Travels in N. China 1870 II. 96.)

6) „Es bildet sich hier eine charakteristische Form der Erdoberfläche aus, welche weder rein continental, noch rein oceanisch ist, sondern zu beiden Gebieten gehört; ein Mittelglied, das wir oceanischen Küstenstrich nennen können, im Gegensatz anderer Meeresküsten, in welche die Natur nicht auf gleiche Weise eingreift." C. Ritter, Erdkunde von Asien I. 713. Er sieht keinen Zufall darin, daß dies Doppeltstromland, gleich dem Bengalens oder Mesopotamiens, ein Sitz reicher Cultur geworden ist. Eb. 716.

7) Von den Flüssen im südöstlichen China sagt Von Richthofen: „Der Lauf eines jeden Flusses besteht aus rechtwinklig aneinanderstoßenden Strecken, in denen enge Felsschluchten mit sanften Thälern wechseln. Früher waren diese Thäler Seen. Doch ist das Land solange der Erosion ausgesetzt gewesen, daß die Seen vollständig ausgefüllt sind, zugleich aber die Unebenheiten so vollständig abgetragen, daß sämmtliche Flüsse schiffbar sind, die meisten bis nahe an ihre Quellen."

Arbeitsamkeit der Chinesen hinzu, um diesen sehr schätzenswerthen Vortheil zu vollster Ausbeutung zu bringen. Dreimal laden sie oft auf einer einzigen Wasserstraße die Waaren von schwereren in leichtere Schiffe oder umgekehrt, und ziehen ihre Fahrzeuge gefährliche Stromschnellen hinauf, wobei sie auf Leinpfaden gehen, die selbst in die längsten Felswände gehauen sind. Auch hier hat dazu die Fürsorge früherer Regierungen durch Dammbauten und Flußverbesserungen nachgeholfen und Südchina ist in Folge dessen nicht minder wegsam als der Norden des Landes. Nur Jünnan steht als Plateauland auch in dieser Richtung vereinzelt, denn die Mehrzahl seiner Flüsse hat starken Fall und schluchtige Betten. Dennoch entbehrt es wenigstens Einer Hauptwasserstraße nicht, wie neuere Expeditionen der Franzosen lehren, welche aus Hinterindien auf dem Songkafluß bis in das Innere dieser fruchtbaren Provinz gelangten, die von sehr wichtigen Handelsstraßen durchzogen ist[8]).

Durch Küstenentwickelung ist China weniger begünstigt als durch innere Gliederung, wiewohl reichlich $\frac{2}{5}$ seiner Grenzlinie am Meere hinziehn. Nördlich vom Yangtsze sind keine guten Häfen; die wenigen geschützten Ankerstellen aber, welche sich in den Flußmündungen befinden, verschlammen sehr rasch durch die ungewöhnlich starke Sedimentbildung, welche im Busen von Petschyli und im Gelben Meere unaufhörlich den Boden erhöht. Darum sind auch die Nordchinesen im Allgemeinen kein seefahrendes Volk — eine Thatsache, die für die Auswanderungsfrage, wie wir noch sehen werden, ihre hohe Bedeutung hat. Süd- und Mittelchina, sowie die Inseln Formosa und Hainan sind dagegen mit um so zahlreicheren brauchbaren Häfen versehen und die seefahrende Bevölkerung Chinas gehört fast ganz diesen Gegenden und zwar vorzüglich den Provinzen Kuangtung, Fukian, Tschekiang und Kiangsu, d. h. dem Küstenland zwischen dem Yangtsze und der Südgrenze

(Verhandl. der Berliner Ges. f. Erdk. 1873 S. 29.) Aehnliches berichtet er in der Z. f. Erdk. 1870 S. 328 über die Flüsse der wichtigen Binnenprovinz Hunan, von welcher er bemerkt, daß soviele Flüsse in ihr schiffbar seien, weil langdauernde Erosion die Hindernisse vielfach geglättet habe, wofür auch der Mangel an Wasserfällen und permanenten Seen spreche.

[8]) S. über diese Versuche den Bericht Von Richthofens: „Die neuesten Versuche zur Oeffnung direkter Handelswege nach dem südwestlichen China," (Verhandl. der Berl. Ges. f Erdk. 1873 S. 58) und Garnier im Bull. de la Soc. de Géogr. 1872 I. 147.

an. Uebrigens mag es, zum Theile wenigstens, begründet sein, was man oft versichern hört, daß die Chinesen von der Natur nicht in gleich hohem Grade wie andere Völker, die Gabe empfangen haben, gute Seemänner zu sein. Wohl werden ihre Dienste von einer großen Anzahl der Dampfer und Segelschiffe in Anspruch genommen, welche im Stillen Meere fahren, und besteht z. B. die ganze niedere Mannschaft auf den großen und beliebten Dampfern der Pacific Mail S. S. Company aus Chinesen [9]); aber man scheint ihnen die Umsicht, Kaltblütigkeit und Kühnheit nicht zuzutrauen, welche zur Führung eines Schiffes und zu langen, selbstständigen Reisen erforderlich sind. Indessen ist es gewiß ebenso richtig, daß das Ueberwiegen der vorwiegend binnenländischen Nordchinesen in den letztvergangenen acht Jahrhunderten der chinesischen Geschichte den Binnenverkehr zum Nachtheil der Seeschifffahrt übertrieben begünstigt hat, und daß die zum Theil begründete, als Staatsdogma aber gleichfalls viel zu sehr übertriebene Fähigkeit der Chinesen, sich in ihrem weiten und reichen Lande selbst zu genügen und das Fremde an sich herankommen zu lassen, in derselben Richtung gewirkt hat. Hat doch, um nur dies Eine zu nennen, die Anlage des Kaisercanals zwischen Peking und Tschingkiang die naturgemäße Grundlage der chinesischen Seeschifffahrt, den Verkehr zwischen Nord- und Südchina fast ganz in die Bahnen der Flüsse und Canäle gelenkt. Dies mußte sicherlich dazu beitragen, selbst die Neigung zur Seeschifffahrt unter den Küstenbewohnern herabzustimmen. Wir erfahren denn auch neuerdings, daß die Zerstö-

[9]) Schon früher ist Aehnliches geschehen: „Pendant la dernière guerre, les vaisseaux anglais des Indes Orientales n'ayant pas leur équipage au complet, prirent des Chinois et en furent très satisfaits; on n'a qu'à leur reprocher un peu de timidité quand il s'agit de manoeuvrer par une grosse mer" (P. Dobel, Sept ans (1818–25) en Chine. Traduit du Russe. Paris 1836). S. 33. — Plath geht etwas weit, wenn er (Sitzungsber. der k. baier. Akademie der Wissensch. Ph. H. Cl. S. 1873 337.) behauptet, die Chinesen hätten nie eine Seeschlacht geschlagen, denn die Geschichte der Revolutionen gegen die Mandschus unter Kanghis Regierung kennt deren einige. Der Seeräuber Limahon griff 1574 die Spanier in Manila mit 62 Dschunken an. (Martinez de Zuñiga, A historical view of the Philippine Islands. Engl. Translation London 1814 I. S. 136.) Auch Peschel geht zu weit, wenn er von den Chinesen sagt, daß sie „bis auf den heutigen Tag ebenso traurige Matrosen wie Schiffsbauer geblieben sind" (Völkerkunde 395); sagt er doch selbst gleich darauf, daß nach Makrisi's Bericht 1429 n. C. ein chinesisches Schiff bis nach Dschidda gekommen sei, und daß uns Marco Polo melde, wie sein gnädiger Freund, der große Kublai Khan, selbst an Unternehmungen gegen Madagaskar gedacht habe.

rung des Nordendes des großen Canals durch die letzte große Veränderung des Bettes des Hoangho im Jahr 1850 eine Hebung des Dschunkenverkehrs zwischen den Häfen des Südens und denen des Nordens zur Folge gehabt hat. Dieselbe Wirkung hat auch die neuerdings mit Energie betriebene Ausrottung der Seeräuber zwischen Schanghai und Futscheu gehabt. Die Frachten sind dadurch bedeutend gefallen[10]). Immerhin bleibt es aber noch immer ein bedeutsames Zeugniß für die Rückständigkeit der chinesischen Schifffahrt, daß einer der blühendsten und lohnendsten Geschäftszweige, deren sich die Europäer nach Eröffnung der Vertragshäfen bemächtigen konnten, gerade die Küstenschifffahrt ist und daß die chinesische Flagge verhältnißmäßig selten in den Häfen von Japan, Hinterindien und den indischen Inseln gesehen wird. Allerdings sind sie im Schiffsbau gewiß nicht am wenigsten darum soweit zurückgeblieben, weil die Regierung mit Eifer darüber wacht, daß die alten Dschunkenmodelle nicht verändert werden[11]). Im Vergleich mit diesen plumpen, schwer lenkbaren Gehäusen sind ihre Fluß- und Canalschiffe zweckmäßig erdacht und ausgeführt, und es ist nicht abzusehen, warum bei freiem Gewährenlassen die Chinesen nicht auch hier ihren praktischen Sinn und ihre Geschicklichkeit in gleichem Maße wie auf allen andern Gebieten entfalten sollten.

Da sie aber nun in Bezug auf Seeschifffahrt auf einer primitiven Stufe stehen geblieben sind, beschränkt sich ihr Verkehr mit den südlich und östlich gelegenen Ländern und Inseln auf jährlich einmalige Fahrten, wobei sie den nordöstlichen Monsun zur Hin- und den südwestlichen zur Rückfahrt benutzen. Diese Rückständigkeit auf einem nicht bloß für die Verkehrsbeziehungen und den Handel, sondern für die Gesammtentwickelung einer Nation so wichtigen Gebiete, wirft ihren Schatten über die ganze chinesische Geschichte. Sie verschuldet mit den Mangel an Reibung mit anderen gleich- oder höherstehenden Völkern und die dadurch bedingte Ein-

---

[10]) Scherzer, Fachm. Berichte 1872. I. S. 245.

[11]) J. Crawfurd (Journal of an embassy to the courts of Siam and Cochinchina. 1828 S. 50 und 68) sagt: „From their flat construction a chinese junk is quite incapable of beating against a fowl wind, and of course in the utmost danger, when such a resource is called for.“ Und weiter: „In point of convenience of structure they are much inferior to the trading craft of the rudest tribes of the Indian islands.“

und Gleichförmigkeit ihrer Geschichte, sowie die Erstarrung ihres Cultur- und Geisteslebens. Für die Auswanderungsfrage ist dieser Charakterzug im chinesischen Wesen von der größten Bedeutung, denn wenn sie Seefahrer wären wie auch nur die Malayen, so müßten sie schon längst die Inselländer in ihrem Osten besiedelt haben und würden von Japan aus wohl selbst nach Nordamerika gelangt sein. So aber haben sie selbst das nahegelegene Formosa erst in vergleichsweise neuer Zeit besetzt und noch kaum zur Hälfte besiedelt [12]).

An Schätzen aus dem Erz- und Steinreich ist China keineswegs arm, wie denn seine Kohlen- und Eisenlager zu den großartigsten und leichtest nutzbaren gehören, die man kennt, ja vielleicht alle anderen übertreffen [13]). Nächstdem sind Kupfer, Zink, Zinn, Nickel, Gold zu nennen. Auch Quecksilber wurde früher aus China ausgeführt [14]). Aber merkwürdiger Weise haben sie sich auch dem Betrieb dieses hochwichtigen Gewerbszweiges niemals mit der

---

12) Erst seit 1683 gehört die Insel bestimmt zu China. Dennys sagt, die Chinesen behaupten, sie hätten Formosa zuerst entdeckt und zwar durch einen Schiffbruch, aber er meint, diese Ehre sei nicht groß, da man Formosa bei hellem Wetter gut vom chinesischen Festlande aus sehe (The Treaty Ports of China & Japan Hongkong 1867 S. 291).

13) Von Richthofen sagt: „In Kohle und Eisen besteht vorwiegend der Metallreichthum China's.“ (Geogr. Mitth. XIX. 304.) Und weiterhin: „Die südliche Hälfte (ungefähr 1600 d. Quadratmeilen) der Provinz Schansi ist ein fast continuirliches Kohlenfeld und wahrscheinlich gilt dasselbe von der nördlichen Hälfte, die ich noch nicht kenne. In einem beträchtlichen Theil dieses Kohlenfeldes findet sich nur Anthracit von vorzüglicher Beschaffenheit, in Flözen von 12—30 Fuß Mächtigkeit und fast söhliger Lagerung. Das Anthracitgebiet allein läßt das von Pennsylvanien an Ausdehnung weit hinter sich und bietet unvergleichlich bessere Verhältnisse was technische Ausbeutung betrifft. . . Vorzügliche Eisenerze finden sich massenhaft mit der Kohle . . . Wäre es in Europa gelegen, so würde sich der materielle Fortschritt unseres Continents jeder Schätzung entziehen. Auch hier wird die Zeit der Ausbeutung kommen und es wird sich dann noch besser zeigen als jetzt, daß die Chinesen bei der Theilung der Erde nicht das schlechteste Loos gezogen haben“ (Verh. der k. k. geologischen Reichsanstalt 1870. Nr. 13). — Uebrigens sind trotz des Widerstrebens der Beamten bereits einige der chinesischen Kohlenlager in den Dienst der europäischen Dampfschifffahrt gezogen worden. Die Yangtsze-Dampfer brennen z. B. Hunan-Kohlen. Nach dem Preuß. Handelsarchiv (1871. I. 386) ergaben die Kohlenbergwerke auf Formosa 1869 247,476 Piculs Kohlen für die Ausfuhr.

14) „Quecksilber aus Kweitschau bildete einst in ruhigen Zeiten einen sehr wichtigen Artikel der Ausfuhr nach Europa.“ Von Richthofen in Geogr. Mitth. XIX. 304.

Hingebung und Ausdauer gewidmet, wie anderen, minder lohnenden Thätigkeiten, und es unterliegt keinem Zweifel, daß wir von der rationellen Ausbeutung dieser Reichthümer noch Großes für die schon jetzt nicht unbedeutende Stellung China's im Welthandel erwarten dürfen. Einstweilen hat sie, theils wegen des Widerstandes der Beamten, noch kaum begonnen[15]).

---

[15]) Syrski, der sonst gegen die Vorzüge der chinesischen Arbeit nicht blind ist, nennt ihren Bergbau „ein oberflächliches Wühlen ohne zweckmäßige Maschinen zur Entfernung des Wassers und ohne Vorrichtungen zur Erneuerung der Luft" (Scherzer, Fachmänn. Berichte II. 118). Aehnlich urtheilen die Sachkenner Pumpelly und Richthofen. Auf Banka, wo ca. 6000 Chinesen in den Zinnwerken arbeiten, hat ihnen die Leitung des Bergbau's wegen der geringen Vorsicht und Umsicht, die sie zeigten, und ihrer großen Neigung zum Raubbau abgenommen werden müssen (Mohnicke, Banka und Palembang 1874. S. 28).

III.

Die Bevölkerung China's.

Nachdem die Frage nach der Bevölkerungszahl China's bis in die neueste Zeit durch den scharfen Gegensatz zweier entgegengesetzten Anschauungen, einer übertreibenden und einer unterschätzenden, offen geblieben, haben wir in den letzten Jahren die Genugthuung gehabt, sie durch wesentlich übereinstimmende Berichte der Kenner des Landes in der gemäßigten Form gelöst zu sehen, welche die Stimmen eines Biot und Bowring hatten voraussehen lassen. Man hat nach genauerer Kenntniß der inneren Provinzen und auf Grund des Studiums der Censuslisten sich ziemlich allgemein zu der Ansicht bekehrt, daß die Kritik der so ungemein rasch anwachsenden Volkszahlen aus dem laufenden und dem vorigen Jahrhundert sich nicht zu weit wagen dürfe. Wenn auch Niemand die chinesischen Volkszählungen für vollkommen hält, so sind doch wenigstens in neuerer Zeit ihre Irrthümer höchstens in einigen Zehnern, nicht aber Hunderten von Millionen zu suchen, wie allzu scharfe Kritiker versucht haben. Heutzutage ist man einig, in dem letztveröffentlichten Census, dem von 1842, welcher die Bevölkerungszahl auf 414,686,994 Seelen angiebt, einen annähernd richtigen Ausdruck des wirklichen Thatbestandes zu sehen. Einige glauben, daß wegen der enormen Verwüstungen, welche die Taiping- und Ninfei-Rebellionen unter der Bevölkerung angerichtet haben, vielleicht nur 360 oder 380 Millionen anzunehmen seien, und Andere begnügen sich mit der runden Zahl von 400 Millionen als dem annähernd richtigsten Ausdruck des Thatbestandes. Die Unsicherheit, welche beim Mangel späterer Volkszählungen über die Lücken besteht, welche zunächst jene Aufstände, dann Mißjahre und große Ueberschwemmungen und vielleicht auch das immer mehr überhandnehmende Opiumrauchen in der Bevölkerung gerissen haben, macht es schwer, in diesem Fall zwischen 40 Millionen mehr oder weniger zu wählen. Doch nehmen wir mit Richthofen, Abbé David, Behm u. A. 420 Millionen als wahrscheinlicher an, weil ja die Volksvermehrung, welche in den dreißig Jahren

vor 1842 53 Millionen betragen hatte, in den seitdem verflossenen drei Jahrzehnten jene Lücken wenigstens zum Theil wieder ausgefüllt haben wird. Indessen sind die Bevölkerungsverhältnisse zu wichtig für die gesammte Auswanderungsfrage, als daß wir sie nicht einer näheren Betrachtung unterziehen sollten.

Aus Biot's Arbeit: Sur la population de la Chine et ses variations [1]) und der Sacharoff'schen Schrift: The numerical relations of the population of China [2]) lernen wir die zwei verschiedenen Seiten der Streitfrage kennen und beide legen uns so ziemlich dasselbe Material vor, welches älteren Censusberichten entnommen ist. Wir erfahren, daß schon zu des halbmythischen Ju's Zeit (24.—23. Jahrh. v. C.) ein Census über das damals noch kleine Reich aufgenommen wurde, der nach Biot's Berechnung über 21 Millionen Seelen ergibt; ein anderer aus dem 9. Jahrh. v. C. gibt ebensoviel, aber ein dritter von 680 v. C. nur 19 Millionen. China bestand damals, soweit seine sehr wechselvolle Geschichte eine solche Begrenzung zuläßt, höchstens aus der Hälfte des Landes, welches heute die achtzehn Provinzen des eigentlichen Reiches umfassen. Indessen sind diese Zählungen zu entlegen, um sicheren Schlüssen zur Grundlage dienen zu können. Anders wird es bei der Annäherung an unsere Zeitrechnung, wo zuerst aus der Zeit der Han-Dynastie eine längere Reihe von Censusberichten vorliegt. Indem wir hier bloß diejenigen in Betracht ziehen, welche noch in unsere Zeitrechnung fallen, finden wir zuerst 60 Millionen, welche aber bis 57 auf 21 fallen, um wieder auf 53 bis zum Jahre 105 zu steigen. Das Jahr 124 gibt 49 und das Jahr 155 50 M. Aber nachdem der Sturz dieser Dynastie langwierige Unruhen beendigt hat, findet man, daß zwischen 220 und 240 nur noch 8 M. übrig sind. Dieß sind allerdings Schwankungen, wie wir sie in der Geschichte der europäischen Bevölkerungen selbst in den schrecklichsten Kriegszeiten nicht erfahren. Bemerkenswerth ist aber, daß ähnliche Schwankungen in allen längeren Censusreihen wiederkehren, wie sie uns die dauerhafteren Dynastien hinterlassen haben. Von der Han- bis zur Tang-Dynastie haben die regierenden Häuser sehr oft gewechselt. Wir haben aus dieser Zeit einen Census vom Jahre 280, der schon wieder eine Bevölkerung von 16 M. nennt. 606 zählt man 46 M., 627 nach langen Unruhen, welche der Begründung der Tang-Dy-

[1]) Nouveau Journal Asiatique 1836. I. II. [2]) Hongkong 1862.

nastie vorhergingen, nur 15, aber 754 wieder 45. 760 sind sie auf 9 gefallen, heben sich bis 780 auf 19 und bis 841 auf 25 Millionen. Aehnlich sind die Schwankungen unter der Dynastie Song, unter deren Regierung die Bevölkerung von 976 bis 1125 von 43 auf 100 M. steigt. Der Census, den Kublai Chan nach der Eroberung China's durch die Mongolen 1290 aufstellen ließ, ergab 59 Millionen. Unter der Mingdynastie ergibt ein Census im 16. Jahrhundert 56 Millionen. Später hatten die Mandschu-Einbrüche, welche der Begründung der heutigen Dynastie vorhergingen, die Bevölkerung bis zum Jahr 1644 auf 37 M. vermindert, aber sie stieg nun in langer Friedenszeit und unter trefflichen Regenten mit einer Schnelligkeit, welche auf den ersten Blick allerdings nicht glaublich erscheint. 1742 berechnete Amyot schon 142 Millionen Seelen und wir finden 1761 201, 1776 268, 1812 362, und 1842, wie erwähnt, 415 Millionen.

Es sind diese beiden Erscheinungen: Die auffallenden Schwankungen in den Ergebnissen der älteren Zählungen und das rasche Wachsthum, wie es früher selbst unter den besten Herrschern und in den längsten Friedenszeiten nicht dagewesen war, welche geeignet scheinen, Zweifel zu erregen. Für jene Schwankungen wissen aber die Sinologen genügende Erklärungen zu geben. Wir glauben ihnen gern, wenn sie sagen, daß eine wissenschaftliche Bevölkerungsstatistik in China nie bestand. Der Census diente praktischen Zwecken und wurde von praktischen Rücksichten bestimmt. Sie weisen nach, wie bei den Zählungen gewisse Classen unberücksichtigt blieben, besonders die an Zahl immer stark schwankenden Sklaven, die steuerfreien Beamten, oft auch ganze Landstriche, die von Mißwachs heimgesucht und daher von den Steuern befreit wurden. Es gab Zeiten, in denen eine große Menge von Familien leibeigen wurden, nicht mehr selbst steuerten und darum ungezählt blieben. Die Verheerungen der Kriege kann man nach den Erfahrungen der Taiping- und Ninfei-Aufstände, welche uns ja noch naheliegen, kaum hoch genug anschlagen. Hören wir doch von guten Gewährsmännern die Verluste an Menschenleben, welche allein den erstgenannten Aufstand begleiteten, auf 15 Millionen zum Wenigsten schätzen[3]); und die Kriege

[3]) Von Richthofen nimmt in seiner Schrift: „Ueber die Bevölkerungszahl von China" (Verh. der Berliner Ges. f. Erdk. 1875 S. 35) sogar 30 Millionen als die geringste Zahl der Menschenleben an, welche allein die Taiping-Rebellion gekostet.

waren im alten China häufiger und womöglich noch blutiger als heutzutage. Zieht man dann noch die unvermeidlichen Zählungsfehler in Betracht, so wird man in den Schwankungen um so weniger etwas Unerklärliches finden, als im Ganzen eine steigende Tendenz in denselben nicht zu verkennen ist.

Was aber nun das rasche Anwachsen in den letzten 200 Jahren betrifft, so verliert es von seiner Wunderbarkeit, wenn man die Lebensbedingungen und die Vertheilung der Bevölkerung berücksichtigt, so wie sie heute ist. Man sieht dann, daß dieselbe ebenso ungleichmäßig über das weite Land vertheilt ist, wie nur irgendwo in Europa, daß sie an vielen Orten so dünn wie in Rußland, und an vielen wieder so dicht erscheint, wie in unseren dichtestbevölkerten Industriebezirken oder im Gangesdelta. Die Schätzung der chinesischen Bevölkerungszahl durch die besten Kenner des Landes entfernt sich wenig von den Angaben der neueren Zählungen. Räthselhaft scheint bei solcher Betrachtung nur zu sein, daß ein Land von der Größe halb Europa's im Durchschnitt doch so dicht bevölkert sein kann, wie England, Belgien oder das Rheinthal. Bedenkt man aber die natürlichen Vortheile, das Culturalter und den Entwickelungsgang China's, so löst sich auch dieses Räthsel.

Man kann China nach der Bevölkerungsdichtigkeit seiner Provinzen, allgemein genommen in drei Gruppen zertheilen, deren erste die Provinzen der Mitte und des Südens mit durchschnittlich 8500 Seelen auf der Quadratmeile umfaßt (Kiangsi, Nganhoei, Tschekiang, Honan, Hupe, Fukian, Kuangsi, Kuangtung, Hunan); die zweite die Provinzen des Nordens mit durchschnittlich 6200 Seelen auf der Quadratmeile (Petschyli, Schangtung, Schansi und Schensi); die dritte die westlichen mit durchschnittlich 1800 Seelen auf der Quadratmeile (Kansu, Szytschhuan, Kueitschëu, Jünnan). Die höchste Einwohnerzahl auf einer Quadratmeile ist in der ersten Gruppe 16,000, in der zweiten 9000, in der dritten 2400. Die Provinzen der letzteren sind noch nicht vollständig der Cultur gewonnen.

Die Uebervölkerung, welche in den großen Ziffern der chinesischen Bevölkerungsangaben sich unverkennbar ausprägt, muß man nicht ohne Weiteres mit dem Maßstabe messen, welchen jenes Wort in Europa nach seinem Sinne birgt. Was bei unseren Verhältnissen die drückendste Uebervölkerung sein würde, kann unter anderen Cultur- und Wirthschaftsverhältnissen noch als ein recht bequemes Zu-

sammenleben empfunden werden. Freilich klagt, wie Biot uns mittheilt, schon unter der Songdynastie (13. Jahrh. n. C.) ein Censor über die Dichtigkeit der Bevölkerung in den Südprovinzen: „Die Menschen stoßen aneinander mit ihren Achseln und Ellenbogen und drei kleine Kinder finden keinen Platz, wo sie sich niederlassen[4])." Aber andererseits ist es klar, daß viele Sitten und Gewohnheiten der Chinesen, vor allem ihre Geduld, Arbeitsamkeit und Genügsamkeit ihnen das enge Zusammenleben viel leichter machen, als irgend einem europäischen Volke, und daß andererseits die ausgezeichnete Fruchtbarkeit eines so großen Theiles des Reiches, dazu die Vorliebe für den Ackerbau, und, wenigstens in den früheren, besseren Zeiten, auch die zahlreichen und guten Verkehrswege im Innern, vielen Uebeln der Uebervölkerung steuerten, welche in Ländern, welche vorwiegend Gewerbe betreiben, unausbleiblich sein würden. Zeitweise haben gute Verwaltungen zur Linderung wirthschaftlicher Uebelstände beigetragen. Es ist kein Zweifel darüber, daß die schrecklichen Folgen, welche Mißjahre, Ueberschwemmungen und Seuchen in China so oft nach sich gezogen haben, nicht von der Dichtigkeit der Bevölkerung, sondern in erster Reihe von der Verderbniß der Beamten, dem Verfall der ganzen inneren Verwaltung, und mit auch von dem Verfall der Verkehrswege bedingt gewesen sind, von welchen viele einst mit der ausgesprochenen Absicht angelegt waren, daß sie den Austausch der Erzeugnisse von den reicheren nach den ärmeren Gegenden des Landes erleichtern sollten.

---

[4]) Nouveau Journal Asiatique 1836. I. 471.

IV.

Die wirthschaftlichen Verhältnisse China's.

Die Frage, ob ein gewisses Maß von Bevölkerung für ein Land zu wenig oder zu viel sei, d. h. ob es zu dünn oder zu dicht bevölkert sei, kann natürlich nicht ohne Weiteres an der Hand der Bevölkerungszahlen beantwortet werden. Dies sind an und für sich bedeutungslose Zifferreihen. Man muß, um zu einer richtigen Anschauung zu gelangen, die Verhältnisse in Betracht ziehen, unter denen dieses Volk lebt, und diese werden einen Sinn aus den Zahlen herausleuchten lassen. Sie werden uns lehren, wie weit theils die Zustände des Landes, theils die Gaben und Neigungen des Volks eine Anhäufung von Menschen zulassen. Niemandem kann es z. B. schwer fallen, einzusehen, daß eine Quadratmeile in Campanien von mehr Menschen bewohnt sein kann, ohne übervölkert zu sein, als der gleiche Raum in der Mark Brandenburg. Ebenso wird es Jedem klar sein, daß ein thätiges und genügsames Volk auf einem gleichen Raume gleich fruchtbaren Landes dichter beisammen wohnen kann als ein träges und genußsüchtiges. Aber die Geltung dieser Regel schränkt allerdings häufig jener andere Erfahrungssatz ein, daß Trägheit gern mit einer Art von bequemer Genügsamkeit Hand in Hand geht.

Nachdem wir in früheren Abschnitten die Größe, Lage, das Klima, die Fruchtbarkeit und die Bodengestalt des Landes kennen gelernt haben, bleibt uns nun zur wahren Abschätzung des Zustandes der chinesischen Bevölkerung noch übrig zu untersuchen, wie weit sie diese von der Natur gegebenen Verhältnisse auszunützen wissen.

Trotz des hohen Standes, den die Chinesen, sowohl was Menge als Güte der Erzeugnisse anbelangt, längst in der Gewerbthätigkeit erreicht haben, sind sie doch immer ein vorwiegend ackerbauendes Volk geblieben. Es ist oft erzählt, welche Ehre der Kaiser in Peking und seine Vertreter in den Provinzen dem Ackerbau alljährlich erweisen, ebenso wie die besten Weisen und Staatsmänner den Ackerbau als den Lebensnerv des Staates gepriesen,

und wie viele hervorragende Geister sich mit seiner Vervollkommnung beschäftigt haben. Klarer noch spricht für seine Bedeutung die Thatsache, daß China die Nahrung für seine riesige Bevölkerung zum größten Theil allein aufbringt, und daß es daneben noch mit zwei Produkten seines Ackerbaues, Thee und Seide, den Weltmarkt in einer Fülle und Regelmäßigkeit versieht, welche uns in eine große Abhängigkeit von China gebracht hat[1]).

Wie steht es nun in China mit der Vertheilung der Ländereien, auf denen der Ackerbau betrieben wird? Diese Frage ergibt sich aus dem Gesichtspunkt der Auswanderungsfrage ohne weitere Erläuterung als die wichtigste, welche man hinsichtlich des wirthschaftlichen Lebens China's aufwerfen kann. Wir besitzen hinreichendes Material zu einer wenigstens allgemeinen Beantwortung derselben. Die Geschichtschreiber berichten einstimmig, daß in den ältesten Zeiten der Staat alleiniger Grundeigenthümer gewesen sei und alljährlich die Ländereien an die Steuerpflichtigen und Arbeitsfähigen vertheilt habe[2]). Aber in Wirklichkeit ist der Staat längst aus dieser Eigenschaft des alleinigen Eigenthümers verdrängt und in keinem andern ackerbauenden Lande der Welt ist gegenwärtig der Grundbesitz so sehr zersplittert wie in China. Ein Gut von 60 Hektaren in der Ebene und 120—180 Hektaren im hügeligen Land gehört zu den größten[3]). Ein Familienvater, welcher 6 Hektaren Landes sein nennt, wird für vermöglich gehalten. Eine Familie kann bei den größeren Städten von 1—1½ Hektaren leben, sofern sie es selbst besitzt und selbst bearbeitet, aber ein Pächter von 2 Hektaren gilt für arm und einer, der nur 1 Hektare besitzt, muß zu Nebenverdiensten greifen[4]). Die übliche Vererbungsweise durch gleichmäßige Vertheilung des Grundbesitzes unter die männlichen

[1]) 1872/73 wurden zwischen 3,069,000 und 3,678,000 Ko. chinesische Seide auf die europäischen Märkte gebracht. Die Theeausfuhr aus den chinesischen Vertragshäfen belief sich 1872 auf 107,200,000 Ko. (F. X. Neumann in Behm, Geogr. Jahrb. V. S. 419 und 436).

[2]) Aus M. Vivien de St. Martin's Annuaire géographique XII. (1875) S. 239 sieht man, daß noch heute in Kambodja der König alleiniger Herr alles Bodens ist, den er alle drei Jahre neu vertheilt. Hierin, wie in anderen Dingen, fährt Hinterindien fort, altchinesische Zustände zu bewahren.

[3]) Das chinesische Flächenmaß Mau rechne ich hier mit Biot einfach zu 6 Aren, wiewohl es meistens zu 6,1 Aren angegeben wird.

[4]) Fachmännische Berichte der österr.-ungar. Expedition nach Siam, China Japan. 1872. II. 69.

Kinder trägt zur Güterverkleinerung ebensosehr bei, wie dieselbe aufrecht erhalten wird durch die Emsigkeit und Sparsamkeit des chinesischen Landmannes und den reichen Ertrag des Gartenbaues und jener Culturen, die, wie Thee und Seide, gerade bei kleinem Betrieb am lohnendsten sind. Europäische Statistiker haben nachgewiesen, daß ein großer Theil des chinesischen Ackerbau's nicht mit Gewinn zu betreiben sein würde, wenn nicht die Familien in ihrem pietätsvollen Zusammenhalt und ihrem Kinderreichthum eine stets verfügbare Menge der allerbilligsten Arbeitskraft besäßen. Diese Arbeitskraft macht es möglich, daß nach allgemeinen Schätzungen die Hälfte alles Ackerlandes in China von Pächtern, und zwar vorwiegend kleinen Pächtern, bearbeitet wird. In der That ist der wichtigste Theil des Capitals, mit welchem der chinesische Landmann arbeitet, die Genügsamkeit, der Fleiß und der Zusammenhalt in der Familie.

Unsere Sache ist es hier nicht, tiefer in die technischen Geheimnisse des chinesischen Ackerbau's einzudringen. Wie weit derselbe in manchen Beziehungen fortgeschritten ist, wurde oben mit den Worten eines Sachkenners hervorgehoben. Es ist aber besonders bemerkenswerth, daß in Düngung und sorgfältiger Bearbeitung des Bodens, also in den Elementen des landwirthschaftlichen Kleinbetriebs, die Chinesen allen Urtheilen nach unseren Bauern voraus sind.

Man weiß, daß der Reis die Hauptfrucht China's ist. Der Norden, wo er nicht mehr gedeiht, und der Westen, baut allerdings an seiner Stelle Hirse, Weizen und Mais. Aber die Fruchtbarkeit des Südens und der Mitte an Reis ist bei durchschnittlich zweimaligen Ernten im Jahre so groß, daß derselbe immerhin als das wichtigste pflanzliche Nahrungsmittel der Chinesen anzusehen ist. Die Erträge der Reisfelder sind bekanntlich groß und diese Cultur lohnt sich hier wie anderwärts ausgezeichnet [5]). Dennoch ist der Verbrauch so groß, daß ziemlich regelmäßige Reiszufuhren aus Formosa, Hinterindien, den Philippinen nothwendig werden. Selbst aus Nordamerika ist schon Reis nach Schanghai eingeführt worden. Im fetten Lößboden des Nordens und in den nicht minder fruchtbaren Präriegefilden

---

[5]) Allen Angaben nach sind die Reiserträge in China sogar größer als anderwärts. In Nordamerika rechnet man durchschnittlich 1800, in Indien (Madras) 2470, in China 3840 Ko. Paddy p. Hektare. 100 Paddy entsprechen 50—65 reinem Reis.

der Mandschurei scheinen die nordischen Getreide, vor allen Hirse, Weizen und Buchweizen, in ihrer Weise ebenso gut zu gedeihen, wie der Reis in den Yangtsze- und Takiang-Niederungen. Daß Mais und Kartoffeln über das ganze Reich verbreitet sind und in den mehr gebirgigen Gegenden als Volksnahrungsmittel schon eine bedeutende Rolle spielen, beweist, daß der chinesische Landwirth sich nicht starr gegen das Gute abschließt, welches die Fremden bringen. Ein weniger löbliches Zeugniß legt der Mohn in derselben Richtung ab, denn seine Cultur behufs der Opiumerzeugung, die vor ein Paar Jahrzehnten noch fast unbekannt war, wird bereits in keiner Provinz vermißt und spielt in einigen schon eine traurig große Rolle.

Zahlreich sind die Nahrungsgewächse, die außer den Getreidearten gebaut werden. Die fruchtbaren und nahrhaften Bataten und andere Wurzeln und grüne Gemüse aller Art sind sehr verbreitet und die Hülsenfrüchte spielen eine viel größere Rolle als Volksnahrungsmittel als bei uns. Aber ein Nebenzweig des Ackerbaues, den wir in Europa noch kaum kennen: die Wassercultur, zeigt am deutlichsten den Scharfsinn und die Geduld, mit der der Chinese die Natur seinen Zwecken dienstbar macht. Der natürliche Fischreichthum soll selbst in den Bewässerungsgräben der Reisfelder ein sehr großer sein und wird noch vermehrt durch künstlich aufgebrachte Brut, mit der man die überschwemmten Reisfelder, nachdem die Ernte eingeheimst ist, gleichsam besäet[6]), so daß dasselbe Stück Land im Sommer Reis und im Winter Fische trägt. Allerdings dürfte auch nirgends in der Welt der Fisch eine solche Rolle in der Ernährung des Volkes spielen wie hier. Dem entsprechend wird hier die See- und Flußfischerei in einer merkwürdigen Ausdehnung und mit den mannigfaltigsten Mitteln betrieben. Man denke nur an das Fischen mit Cormoranen, das keineswegs nur eine Spielerei, sondern ein weitverbreitetes Gewerbe ist! Daneben werden auch mehrere Wurzeln und Samen von Pflanzen gegessen, welche man in stehendem oder fließendem Wasser anpflanzt. Und muß nicht selbst eine so vielfach, selbst als Nahrungsmittel, wichtige Pflanze wie der Bambus, deren mannigfaltige Benutzung an die Cocospalme oder die Banane erinnert, die Bodenausnützung

---

[6]) R. Fortune, A residence among the Chinese 1857. S. 5.

zum Zweck der Ernährung einer großen Menschenmenge auf verhältnißmäßig so engem Raume erleichtern?

Diesem selben Zwecke dienen noch zwei andere wichtige Eigenthümlichkeiten der chinesischen Landwirthschaft: Die sehr geringe Ausdehnung der Viehzucht und die weite Verbreitung der ertragreichen Culturen der Seide und des Thee's. Indem das einzige Thier, welches der Chinese in irgend erheblicher Menge züchtet, das genügsame und fruchtbare Schwein ist (im Norden wird auch die Schafzucht in einiger Ausdehnung betrieben, ist aber doch so untergeordnet, daß die Wolleinfuhr aus Europa und der Mongolei sehr bedeutend ist), wird die große Menge von Weiden und Wiesen, welche bei uns zur Gewinnung des Viehfutters benützt wird, dort zum Ackerbau verfügbar. Andererseits kann die Zucht des Seidenwurmes und der Theebau neben jedem anderen Zweig der Landwirthschaft, selbst neben dem Reisbau, betrieben werden. In den Seidendistrikten sind, bei der durchgängigen Kleinheit der Grundstücke, nicht bloß alle Felder und Gärten, sondern auch die Dämme zwischen den Reisbeeten überall mit Maulbeeren bepflanzt, deren Blätter zur Futterzeit der Raupen zu 10—15 Pf. das Kilogr. verkauft werden. Dabei rechnet man auf einen durchschnittlichen Ertrag von 720 Kilogr. Blätter von $\frac{1}{6}$ Hektare. Aehnlich wird auch der Theebau mit allen möglichen anderen Culturen verbunden. So schildert z. B. Fortune die Theeregion von Ningpo, in der Provinz Tschekiang, als ein mannigfaltig angebautes Land, wo Hirse und Mais die Abhänge bedecken, und zahlreiche Theesträucher beschatten, welche dort zerstreut unter ihnen stehen[7]), und Syrski hebt besonders hervor, wie wenig Raum der Theebau erfordere, da die Theesträucher „nirgends in eigenen, ihnen gewidmeten Anlagen," sondern in zerstreuter Weise auf den Dämmen zwischen den Reisfeldern und selbst in Hainen von Maulbeerbäumen angepflanzt seien[8]).

Nimmt man nun hinzu, wie sehr gerade diese beiden Culturen sich in den letzten dreißig Jahren durch die rasch anwachsende Nachfrage der europäischen Consumenten ausgebreitet haben und gewinnreicher geworden sind, und wie sie es vor allem sind, welche jenem in China weitestverbreiteten Capital der geduldigen kleinen Arbeit

---

7) R. Fortune, Two Visits to the tea-countries 1853 II. 61.

8) Scherzer, a. a. O. II. 99.

die vortheilhafteste Anlage gewähren, so wird man begreifen, daß gerade die thee- und seidebauenden Distrikte zu den dichtest bevölkerten gehören, ohne daß doch dabei jene lückenlose, durchaus gartenartige Cultur herrschte, von welcher die früheren Reisenden, die nur die Vorstädte und höchstens noch die Fluß- und Canalufer sahen, mehr zu berichten wußten als die Neueren.

Uebrigens muß schon die große Zahl der Culturen, denen der chinesische Landmann obliegt, die intensive Bodenausnützung befördern. Nennt doch Eugen Simon deren 70 als nicht ganz unbedeutende und bezeichnet als solche von erster Wichtigkeit: Reis, Weizen, Hirse, Mais, Gerste, Roggen, Sorgho, Baumwolle, Thee, Seide, Zuckerrohr. Der Anbau von mehr als einem Dutzend ölliefernden Pflanzen, des Bambus, die Gewinnung des Pflanzenwachses, des Firnisses vom Firnißbaum, der Seide des Eichen- und Ailanthusspinners sind als gleichfalls bedeutende Culturen zu erwähnen. Auch der Gemüsebau erfreut sich einer hervorragenden Pflege wie man schon daraus schließen kann, daß grünes Gemüse selbst bei der ärmlichsten Tagelöhnerkost nicht zu fehlen pflegt.

Die Bodenpreise sind so hoch, wie man es bei der dichten Bevölkerung und dem hohen Stande des Ackerbaues erwarten darf. Von den verläßlicheren Quellen, welche uns zu Gebote stehen, geben die „Fachmännischen Berichte" den Preis der Hektare Maulbeerpflanzung zu 5280 R.M., der H. Reisland zu 1320—1640, der H. Gartenland bei Schanghai zu 11,200 R.M. an[9]). E. Simon schätzt die Hektare Reisland auf 1840—4800 R.M. bei einem durchschnittlichen Jahresertrag von 1800—4500 Ko. im Werth von 240—600 R.M. Er spricht aber auch von Reisland in der Provinz Szytschhuan bei Tschingtu, das jährlich 10—14000 Ko. Reis erzeuge und 18—28,000 R.M. die Hektare gelte[10]). Endlich theilt uns Williamson die Bodenpreise in den angebauten Theilen der Ostmongolei mit, welche mit 120 R.M. die Hektare keineswegs als sehr niedrig angesehen werden können, wenn man bedenkt, daß das Land noch erst in der Urbarmachung begriffen und keines von den fruchtbarsten ist[11]). Die Pachtzinsen betragen durchschnittlich 10 Prozent der Landpreise. Die Steuern, welche stets vom Grundbesitzer

---

9) Fachmänn. Berichte. II. 68.

10) Bulletin de la Société de Géographie (Paris.) 1871. II. 420.

11) Williamson, Travels in Northern China. 1870. II. 251.

entrichtet werden, auch wenn er verpachtet hat, werden auf $\frac{1}{4}$ bis $\frac{1}{2}$ Proc. des Grundwerthes veranschlagt.

Die Preise der landwirthschaftlichen Produkte sind ganz wie bei uns großen Veränderungen unterworfen. Es scheint sogar, daß die Preisunterschiede dort viel schärfer hervortreten, als bei uns. Die häufigen Verkehrsstörungen machen dies nicht unwahrscheinlich. Die Reis- und Kornhäuser der Regierung, welche alljährlich gefüllt werden, sind aber, abgesehen vom Betrug, der sich auch ihrer bemächtigt, dem Bedürfniß nach Aushülfe in den schlechteren Jahren nicht von ferne gewachsen[12]). Simon theilt mit, daß die Preise des Reises, dieses wichtigsten Getreides, um 300 Proc. variiren. Er nennt als Durchschnittspreise für 100 Kilo Reis 13—16 R.M., Weizen 12—14 R.M., Mohrhirse 12 bis $13\frac{1}{2}$ R.M.[13]); Syrski gibt an: Für 100 Kilo Weizen 11—13, Hirse $13\frac{1}{3}$, Reis $11\frac{2}{3}$, Maulbeerblätter $13\frac{1}{3}$, 1 Kilo Rohseide 12 bis 20, 1 Kilo gewöhnl. Thee 4—6 R.M.[14]).

Die Arbeitslöhne der Landarbeiter wollen wir am Ende dieses Abschnittes zugleich mit denen der Gewerbtreibenden besprechen. Dieselben beanspruchen in einem Bilde der chinesischen Landwirthschaft darum keine große Bedeutung, weil bei der außerordentlichen Güterzersplitterung und der Spärlichkeit des Großbetriebs die Zahl der Landarbeiter eine geringe ist im Vergleich zu den Selbstbesitzern und den Pächtern, welche, wie erwähnt, meistens mit ihren Familien allein für die Arbeit aufkommen, welche ihr Gütchen erheischt.

Ueber die chinesische Industrie liegen aus neuerer Zeit keine Berichte vor, welche es erlaubten, ihr Verhältniß zum allgemeinen wirthschaftlichen Leben der Nation klar zu erkennen. Die meisten beziehen sich auf nichts anderes als die Handgriffe und Recepte, vermöge deren man die Bedeutung und frühe Entwickelung der chinesischen Industrie auf's einfachste zu erklären vermeint. Dagegen muß man die Mittheilungen über die Rückwirkung, welche das chinesische Gewerbswesen auf den allgemeinen wirthschaftlichen Zustand des Volkes übt, mühsam in den verschiedensten Reisewerken zusam-

[12]) Fachmänn. Berichte. II. 65. Man berechnet, daß durch Unterschleif kaum der dritte Theil des Inhaltes der Speicher an die Armen komme. Auch Privatleute errichten Kornspeicher und verkaufen zu Nothzeiten an die Armen unter dem Marktpreis.

[13]) Bulletin de la Société de Géogr. (Paris.) 1871. II. 420.

[14]) Fachmänn. Berichte. II. 89.

mensuchen. Möge daher die Kargheit der Angaben über diesen wichtigen Punkt entschuldigt werden.

Allen Nachrichten zu Folge tritt in der chinesischen Gewerbthätigkeit der Großbetrieb ebensosehr zurück, wie in ihrem Ackerbau. Sie kennen wenig Maschinen, welche geeignet sind, die Menschenkräfte zu sparen. Ihr Scharfsinn und Erfindungsgeist hat sich fast ausschließlich mit kleinen Verbesserungen in den Handgriffen und Mischungen beschäftigt. Dies mag sich zum Theil daraus erklären, daß die öfter erwähnten Charaktereigenschaften der Chinesen eine billige Verwerthung ihrer Arbeitskräfte sehr erleichtern und daß, nach einstimmigem Urtheil, die Zeit für sie so gut wie gar keinen Werth hat. Wahrscheinlich würden aber auch väterliche Rücksichten auf das Wohl des Volkes sich der Einführung größerer Maschinen widersetzt haben. Thatsache ist, daß in China die Industrie noch so ziemlich in derselben Weise wie bei uns im Mittelalter im Handwerksbetrieb aufgeht.

Der schon erwähnte niedrige Stand des Bergbaus, der Metallgewinnung und der Schifffahrt ist aus dem Mangel an kraft- und zeitsparenden Maschinen vorwiegend zu erklären. Dem in dieser Beziehung früher Gesagten ist besonders hinsichtlich der Metallindustrien noch Einiges hinzuzufügen. Das Handwerk wiegt durchaus vor. Bei der Annäherung an den großen Kohlen- und Eisendistrikt von Tsetschaufu auf der belebten Straße von Hwaikingfu, sagt Von Richthofen: „Begegnet man den ununterbrochenen Zügen von Lastthieren mit den verschiedensten Eisenwaaren beladen, so erwartet man eine Eisenindustrie in größerem Maßstabe zu finden, jedoch erblickt man Hunderte von kleinen Werkstätten, unter welche die Arbeit getheilt ist, die nach derselben Methode wie vor mehr als 1000 Jahren noch heutzutage betrieben wird [15])." Allerdings ist aber das chinesische Eisen dennoch vortrefflich und wird im Lande selbst bei gleichen Preisen dem europäischen vorgezogen [16]). An einer anderen Stelle sagt derselbe Reisende von der Eisenindustrie der Provinz Szytschhuan: „Die Verhüttung von Eisenerzen gehört zu den allgemeinst verbreiteten Industriezweigen Sz'tschwan's, aber an keinem Ort geschieht dies in großem Maßstabe, sondern kleine Hochöfen, 20—30 Fuß hoch, welche das Erz ausschließlich mit Holz

---

[15]) Geogr. Mittheilungen XVII. 413.

[16]) War doch auch Ferrum sericum schon den Alten bekannt.

schmelzen und deren Blasebälge durch Menschenhände bewegt werden, finden sich durch verschiedene Departements zerstreut[17])." Spuren des Rückgangs dieser und anderer einheimischer Metallindustrien, wie sie von verschiedenen Beobachtern verzeichnet werden, sind unter diesen Umständen nicht erstaunlich und ebensowenig die erhebliche Einfuhr roher und verarbeiteter Metalle aus Europa[18]).

Man berichtet Aehnliches aus anderen Gebieten der Gewerbsthätigkeit. Von der bedeutenden Baumwollindustrie in Schangtung berichtet Williamson, daß das Spinnen und Weben der Baumwolle meist von den Familien der Landleute besorgt werde und daß vergleichsweise wenige ihre ganze Zeit dieser Beschäftigung widmen[19]). Von Scherzer erfahren wir Aehnliches aus der Gegend von Tientsin[20]), und von Fortune aus der Gegend von Schanghai[21]). Beide bestätigen, daß die Weber von Profession selten sind, und daß viele Landleute die Winterszeit hindurch weben, um im Sommer ihre Waaren zu Markte zu bringen. Dennoch stellen sich nach Scherzer die englischen Baumwollenwaaren in Tientsin um 7½ Proc. billiger als die einheimischen und Aehnliches findet man überall, wo nicht die Erzeugungsgebiete der Baumwolle so nahe sind, daß der billige Bezug, oder vielleicht sogar die eigene Ernte den Ausfall ersetzt. Der Unvollkommenheit der Werkzeuge und Geräthe schreibt Scherzer die Schuld des Rückganges zu. Ueberhaupt hat ihm zu Folge die chinesische Industrie nirgends der europäischen auf die Dauer die Spitze geboten. In allen Industrien macht sich der Mangel an Arbeitstheilung bemerklich. Selbst die Porzellanindustrie, in welcher die Theilung der Arbeit höher entwickelt ist als in irgend einer anderen, ist zurückgegangen, so daß man nirgends jetzt so ausgezeichnete Werke producirt, wie noch vor 100 Jahren[22]). Auch in der Seidenweberei ist, wie in der Verarbeitung der Baumwolle die Hausindustrie vorherrschend, oder höchstens arbeitet ein Meister mit einigen Gesellen. Die Ausfuhr von Seidenstoffen, welche sich zwar durch Festigkeit und Dauerhaftigkeit auszeichnen, aber in Farbe und Appre-

---

17) Geogr. Mittheilungen XIX. 297.

18) Die Metalleinfuhr bewerthete 1869 fast 22,000,000 M., meist in Eisen und Stahl. Fachm. Ber. I. 323. 19) Williamson, a. a. O. I. 131.

20) Fachmänn. Berichte. I. 305. 21) Fortune, Two Visits I. 208.

22) Die Porzellandistrikte von Kiangsi waren durch die Taiping-Rebellion schwer mitgenommen. 1869 sollen daselbst wieder 150,000 Arbeiter beschäftigt gewesen sein. Fachm. Ber. I. 281.

tur den europäischen nachstehen, hat bedeutend abgenommen. Schon dadurch, daß sie schlechter gesponnen wird, wird der Werth der chinesischen Seide gedrückt. Da gerade in der Seiden- und Baumwollenindustrie das nahe Japan unter seiner regsamen Regierung große Anstrengungen macht, um durch tüchtige Arbeit bei rascher Aneignung europäischer Verbesserungen seine Leistungsfähigkeit zu heben, so ist es doppelt bedauerlich, daß in China umgekehrt die Beamten alles thun, was den Aufschwung der Industrie hindern kann. So ist z. B. gerade der hochwichtige Seidenbau die Hauptquelle, aus der die Regierung sich willkürliche Abgaben zuleitet, sobald Ebbe im Schatz eintritt. Man erhöht dann willkürlich die Transitzölle und so zahlte denn ein Kilo Rohseide im Jahr 1869 allein an inneren Abgaben und Transitzöllen, wovon die ersteren beim Erzeuger eingehoben werden, nicht weniger als 4 RM. Was außerdem aus einem Manne herausgeschunden würde, welcher sich etwa durch großartig betriebene Industrie bereicherte, ist gar nicht zu sagen[23]). Der Gewinn muß um so sorgfältiger verheimlicht werden, je größer und verdienter er ist.

Merkwürdiger Weise theilt dennoch die chinesische Industrie bei so vielen abweichenden Eigenschaften mit der europäischen eine auffallende und interessante Eigenthümlichkeit. Bestimmte Gewerbe lieben es nämlich auch hier, sich auf einzelne Orte oder beschränkte Kreise zu concentriren. Dieß ist natürlich bei denen, welche, wie Metall-, Glas- und Porzellanindustrien auf Rohstoffe von beschränkter Verbreitung angewiesen sind. Aber es ist auffallend, wenn man uns sagt, daß die Korbflechterei in der Gegend von Schaho (Provinz Schangtung) sich besonders ausgebildet habe und bereits für den Export nach Amerika arbeite[24]), oder wenn wir hören: „Es giebt in China Orte, welche die Fabrikation gewisser Artikel monopolisiren, die zwar im großen Handelsverkehr eine unbedeutende Rolle spielen, aber einige Bedeutung gewinnen, wenn ein kleiner Bezirk die Bevölkerung vieler Provinzen damit versorgt. Dieser Art ist die Leim-Manufaktur von Schihian (am oberen Han); wahrscheinlich wird die Hälfte von China von hier aus mit diesem nothwendigen Artikel versorgt[25]).“ Auch die Glasmanufakturen in Schangtung und Schensi, welche ihre Produkte

---

[23]) „Der Chinese versteckt seinen Besitz; der Reiche will arm scheinen.“ Hübner, Ein Spaziergang um die Welt. 1874. II. 215.

[24]) Plath im „Ausland.“ 1874. S. 151. [25]) Geogr. Mittheilungen XIX. 223.

über ganz China vertreiben, sind in ähnlicher Weise lokalisirt. Diese Fälle, denen sich manche andere anfügen ließen, sind weder zufällig noch ohne tiefere Bedeutung. Sie lehren z. B., daß das Verkehrswesen in China auf einer hohen Stufe stehen muß, wenn es möglich ist, große Theile des Reiches von entlegenen Punkten aus mit so nothwendigen Dingen zu versorgen. Wenn dieß trotz der schlechten Wege noch immer geschehen kann, so ist die Ursache in dem Handelsgeist und der Handelsbefähigung der Chinesen vorzüglich zu suchen.

Die Berichterstatter sind einig darüber, daß die Arbeitslöhne in China ungemein niedrig sind. Man muß aber natürlich ihren Werth an den allgemeinen Preisverhältnissen und vorzüglich den Lebensmittelpreisen abmessen. Es findet sich hierbei, daß selbst ein gewöhnlicher Arbeiter wenigstens auf dem Lande für seinen Lohn gut genug leben kann und daß, was doch immer die Hauptsache bleibt, der chinesische Arbeiter gut genährt ist. Da in dem weiten Reiche natürlicher Weise auch diese Verhältnisse sehr verschieden sein werden, so stellen wir hier Angaben von möglichst verschiedenen Orten zusammen. Syrski, dessen Angaben sich auf die Verhältnisse der Tieflandprovinzen der Mitte, des bevölkertsten und gleichzeitig produktivsten Theiles von China beziehen, nennt als Jahreslöhne, wobei Verköstigung nicht aber Kleidung inbegriffen ist: Für einen Diener, der die Feldarbeiten beaufsichtigt, 80—96 R.M., einen mit dem Seidenbau vertrauten Mann 120 R.M., einen gewöhnlichen Arbeiter 48—72 R.M. Tagelöhner erhalten bei wenig dringenden Arbeiten täglich 24—32 Pf., in dringenden Arbeitszeiten 40—50, bei der Seidenzucht 60—80 Pf., beim Seidenhaspeln 1,20—2 R.M. Im menschenärmeren Süden, in der Gegend von Canton, sind die Löhne besser. Ein Mann, der die Feldarbeiten leitet, erhält dort 200 R.M., ein Tagelöhner in gewöhnlichen Zeiten täglich 32—44 Pf., zur Zeit der Reispflanzung aber 60—80 Pf. Viel weniger günstig sind natürlich wieder die Lohnverhältnisse in den großen Städten, wo eine so enorme Proletariermasse sich zusammendrängt. So erhalten Weiber und Kinder in der großen, europäischen Seidenspinnerei zu Schanghai von 8—56 Pf., je nachdem sie mehr oder weniger geübt sind. Ebenfalls in den großen Städten erhalten die mit Zubereitung der Theeblätter beschäftigten Kinder 12—20, junge Männer 24—36 Pf., und zwar in diesem Falle ohne Kost![26]) Die Löhne der weiblichen Arbeiter sind

[26]) Fachmänn. Berichte. II. 56 und 173.

durchschnittlich um die Hälfte niedriger als die der Männer, aber ihre Arbeit ist von großer wirthschaftlicher Bedeutung. Sie leisten z. B. bei Baumwolle und Thee so ziemlich die Hälfte aller Arbeit. Scherzer schätzt den durchschnittlichen Taglohn eines gewöhnlichen Arbeiters auf 72 Pf. ohne Kost. Im Tiefland erhält ihm zu Folge ein Feldarbeiter 11—16 R.M. monatlich ohne Kost, im Innern sogar nur 7 R.M. Von außergewöhnlich hohen Löhnen nennt er, monatlich ohne Kost verstanden, 32 R.M. für Lederarbeiter, 25 für Maler von sog. Reisbildern, 50—60 für Porzellanmaler[27]). Die Seidenweber in Canton erhalten 30—40 R.M. monatlich sammt Verköstigung, ihre Gehilfen 15—20, und besonders geschickte Arbeiter werden nach dem Stück bezahlt[28]). Fortune sagt von den Löhnen, wie sie Anfangs der fünfziger Jahre in den Theedistrikten von Ningpho standen, daß der durchschnittliche Lohn eines Feldtagelöhners täglich 15—25 Pf. betrage, wobei die Verköstigung zu 25—35 Pf. gerechnet werde. Aber zur Zeit der Theeernte kann ein Theesammler, Mann oder Frau, 50—70 Pf. täglich verdienen[29]). Nach Champion bekommen Maurer in der Provinz Hupe 40—50 Pf. sammt Kost[30]). Die Arbeiter in den kaiserlichen Kanonengießereien von Taiyenfu erhalten täglich 50 Pf. nebst Kost, aber die der großen Salzwerke von Lungtswan in Schansi nur 20 Pf. nebst Kost[31]). In den Kohlenminen von Formosa, welche neuerdings stark für den Export arbeiten, ist der Durchschnittstagelohn der Arbeiter 1,30 bis 1,60 R.M.[32]), während die gleichfalls zum Export kommenden Silberfiligranarbeiten von Formosa selbst bei der zartesten Arbeit höchstens mit einem Zuschlag von 75 Proc. des Silberwerthes bezahlt werden[33]). Bootsleute auf den Flüssen von Szytschhuan, welche Cooper „die härtestarbeitenden Menschen" nennt, die er je gesehen habe, erhalten ihm zufolge 60 Pf. — 1 R.M. bei schmaler Kost. Von den Palankinträgern, deren Arbeit gleichfalls eine sehr harte, sagt er, daß sie ca. 1,60 R.M. täglich ohne Kost erhalten, und daß sie 1,20 R.M. für Nahrung und 30 Pf. für Opium brauchen, so daß also wenig für die Familien, für Kleidung u. dergl. übrig bleibt[34]). Indessen mag diese harte Arbeit als ein außerordentlicher Fall gelten.

---

27) Ebendas. 219. 28) Ebendas. 345.
29) Fortune, A residence among the Chin. 1857. S. 42.
30) Auszüglich im „Ausland," 1871. S. 81. 31) Williamson a. a. O. I. 309.
32) Fachmänn. Berichte &c. 238. 33) Preußisches Handelsarchiv 1871. I. 387.
34) Cooper, Travels of a pioneer of commerce 1872. S. 66 u. 136.

L. Strauß, der mehr die großstädtischen Verhältnisse im Auge hat, gibt den Durchschnittstagelohn eines Arbeiters auf 80 Pf. bis 1 R.M. an und sagt, er brauche nur 35—50 Pf. davon für seine Ernährung.

Da an die Leistungen der Chinesen von verschiedenen Beobachtern sehr verschiedene Maßstäbe angelegt werden, so lauten die Urtheile über ihre Arbeitskraft sehr verschieden. Es läßt sich indessen behaupten, daß sie an Körperkraft hinter dem Neger und an Selbstständigkeit und Energie, sowie in manchen Beziehungen an Intelligenz hinter dem Weißen zurückstehen. Aber sie ersetzen durch Ausdauer, Geduld und Genügsamkeit reichlich, was ihnen etwa in den angedeuteten Richtungen abgehen mag. In Cuba füllen sie ihre Stelle neben dem Neger, besonders auch durch ihre bedeutend größere Intelligenz, vortrefflich aus, und in Nordamerika zeigen ihre Löhne, trotz der starken Zuwanderung, seit Jahren eine steigende Tendenz, die im Verhältniß steht zu ihrer Angewöhnung an dortige Verhältnisse, an die Arbeitsart, die dort üblich, und zum Schwinden des Vorurtheils, welches mehr die Aufreizungen von interessirter Seite als ihre eigenen allerdings nicht immer liebenswürdigen Besonderheiten noch immer nähren. Die Thatsache, daß in der nordamerikanischen Arbeiterwelt geradezu eine Furcht vor ihrer Wettbewerbung herrscht und die andere, daß von sachverständigen Beurtheilern an ihrer Fähigkeit nicht gezweifelt wird, auch in Europa einen günstigen Boden für ihre Arbeit zu finden, sagen genug[35]).

Ihre Arbeitsweise ist darin etwas von der der Europäer verschieden, daß sie zwar länger (durchschnittlich 12 und in manchen Fällen selbst 14 Stunden) arbeiten, dafür aber häufiger kleine Pausen machen, um den nie fehlenden Thee oder selbst Opium zu sich zu nehmen. In Arbeiten, die weniger Kraft als Ausdauer erfordern, z. B. im Waschen und Bügeln, das sie mit so großer Vorliebe betreiben, im Schneidern, Schustern, Cigarrenmachen u. dergl. werden sie allenthalben den europäischen oder nordamerikanischen

[35]) „Should matters go on as they are now doing in England, the labouring and manufacturing classes must not wonder, if they find themselves ere very long displaced and distanced by the hitherto despised, but none the less practical, useful and labouring Chinese" Medhurst, The Foreigner in far Cathai 1872. S. 173. L. Strauß (La Chine, 1874. S. 111) macht sogar ganz ausgearbeitete Vorschläge, denen zu Folge ein Kuli in Europa sammt Reisekosten, Lohn und allem auf 2½ Fr. täglich zu stehen käme. Auch Jagor (Reisen in den Philippinen 1873.) spricht sich auf S. 276 ähnlich wie Medhurst aus

Durchschnittsarbeiter weit hinter sich lassen. Sie sind im Ganzen unbedingt fleißiger. Nach Medhurst kann man im Hafen von Schanghai oft genug beobachten, wie sie ein Schiff in bedeutend kürzerer Zeit ausladen, als englische Dockarbeiter dazu bedürfen [36]). Crawfurd bezeichnet ihre Arbeitskraft als dreimal größer wie die eines Eingeborenen von Indien [37]) und hebt besonders mit Recht hervor, wie in Hinterindien der große Lohnunterschied zwischen Chinesen und Malayen einen guten Maßstab abgebe nicht bloß für ihre bezüglichen Leistungen, Geschicklichkeit, Fleiß, Körperkraft, sondern auch für ihre Culturhöhe. So erhält ihm zu Folge ein malayischer Feldarbeiter für einen Monat von 26 Arbeitstagen 11, ein Eingeborener von der Malabar- oder Coromandelküste für 28 Tage 17, ein Chinese für 30 Tage 25 R.M. Ebenfalls in Penang, denn auf diese Colonie beziehen sich diese Angaben, erhält ein chinesischer Zimmermann 64, ein malayischer nur 25 R.M. im Monat [38]). Wo rein nur die Körperstärke in Betracht kommt, werden sie, die Kinder einer alten Civilisation, allerdings oft auch hinter dem Malayen zurückstehen, und wir begreifen aus diesem Grunde ganz wohl den Vorzug, den man vielfach in Hinterindien den Letzteren als Lastträgern gibt.

Hinsichtlich der chinesischen Volksernährung wissen wir jetzt sicher, daß nicht die Rede sein kann von einer reinen Reisnahrung oder auch nur einer wenig gemischten Nahrung. Man kann auf Grund aller neueren Berichte über diesen Gegenstand im Gegentheile behaupten, daß der chinesische Arbeiter, und besonders der Feldarbeiter im Ganzen mindestens so gut lebt wie sein europäischer College.

Unter mehreren eingehenderen Schilderungen der chinesischen Nahrungsweise hebe ich diejenigen hervor, welche sich auf verschiedene Gegenden und verschiedene Gattungen von Arbeitern beziehen. Nach Scherzer kostet in Nordchina (1869) das Kilo: Mehl 17—20 Pf., Reis 12—14, Erbsen und Bohnen 14—16, Gemüse 7—9, Bataten 5, geringere Fische 28—56, geringeres Rind- und Büffelfleisch 28—40, Salz 7, Zucker 40—66, Thee 66 Pf. bis 1,72 R.M. Es vermag daher ein Arbeiter mit dem üblichen Tagelohn von 30—40 Pf. 1 K. Reis, $\frac{1}{2}$ K.

---

36) Medhurst, The foreigner in far Cathai 1872. S. 172.

37) Crawfurd, J., Journal of an embassy to the court of Siam etc. London 1828. S. 558.

38) Ebendas. S. 20. „I have little doubt, but a scale might be constructed upon this principle, which would exhibit a very just estimate of the comparative state of civilization among nations.“

Gemüse und ebensoviel Fisch zu kaufen und bleiben ihm dennoch 5 — 20 Pf. für Thee, Salz, Tabak, Wohnung und Kleidung[39]). Nach Champion erhalten die Arbeiter in den Seidendistrikten von Hupe eine Nahrung, deren Grundlage allerdings Reis ist, zu welcher aber monatlich viermal Schweinefleisch, achtmal Fisch, zweimal (an den zwei Feiertagen des Monates) Hühner kommen. Man rechnet dabei 20 K. Reis auf den Kopf per Monat, ferner für 12 Pf. Thee und Tabak. Derselbe berichtet, daß die Maurer in Hupe ähnliche Kost erhalten, nur etwas spärlicher: Zweimal monatlich ½ Pf. Schweinefleisch, fünfmal ½ Pf. Fisch, 30 Pf. frische Gemüse und 45 Pf. Reis. Man beziffert den Werth dieser Nahrung auf etwas über 10 R.M.[40]). Nach Syrski essen die Landleute im Tiefland (Gegend von Schanghai, Nanking u. s. f.) zur Zeit der gewöhnlichen Feldarbeiten viermal, im Winter dreimal, bei der Reisernte fünfmal. Im letzteren Fall besteht die Kost aus folgenden Abtheilungen: 1) Thee oder gekochter Reis vor dem Hinausgehen auf's Feld; 2) Reis, Bohnen, Gemüse zwischen 8 und 9 Uhr; 3) Reis, Fisch, Gemüse, Erbsen, Reisbranntwein um ½12 Uhr; 4) Fadennudeln und grünes Gemüse zwischen 3 und 4 Uhr; 5) Erbsen, Gemüse, Schweinefleisch, zuweilen Eier, Reisbranntwein um 6 Uhr. Dabei verbraucht der Arbeiter täglich für etwa 8 Pf. Thee und Tabak. In der Gegend von Canton ist die Nahrung einfacher, dabei aber derber; die Arbeiter erhalten dort nicht selten zwei- bis dreimal im Tage Rindfleisch. In Betreff des Reises sagt Syrski: „Nach einer einstimmig mir von allen Chinesen, mit denen ich verkehrte, gegebenen Versicherung kann ein Individuum, mit Reis allein genährt, höchstens 15 Tage schwere Arbeit verrichten. Später hält er keine größere Anstrengung aus[41])." Fortune unterrichtet uns über die Nahrung der Arbeiter in den Theedistrikten. Dieselbe besteht gewöhnlich aus Reis, Gemüse und Fisch oder Schweinefleisch. Er hebt besonders die Geschicklichkeit hervor, mit der man diese Stoffe zuzubereiten weiß: „Mit diesen einfachen Dingen," sagt er, „weiß der chinesische Arbeiter eine Anzahl höchst schmackhafter Gerichte zu bereiten, mit denen er sich ein ganz üppiges Frühstück oder Mittagsmahl zusammenstellt." Er meint bei der Nahrung englischer Matrosen, Speck und Zwieback, würde ein Chinese verhungern. Ihm zu Folge

---

39) Fachmänn. Ber. I. S. 219. 40) Ausland 1871. S. 82.
41) Fachmänn. Ber. II. S. 57 u. 58.

ist ferner das gewöhnliche Mahl in einem ländlichen Gasthause, nicht unähnlich der Arbeiterkost, mehr kräftig als fein. Eine große Schüssel Reis, mehrere kleine mit Gemüsen, Fisch, Schweinefleisch, Eiern und zuletzt Thee setzen dasselbe zusammen[42]). Unter höheren Lohn- und Preisverhältnissen lebt ein gewöhnlicher chinesischer Kuli auch in Singapore im Ganzen nicht anders als in China. Er verzehrt bei 85 Pf. — 1,10 R.M. Einkommen täglich ungefähr: $1\frac{1}{4}$ Pfd. Reis, für 20 Pf. Fisch oder 40 Pf. Schweinefleisch, 4 Pf. eingesalzenes Gemüse, 4 Pf. Thee, 24 Pf. Opium und 36 Pf. Reisbranntwein (auf drei Mahlzeiten etwa $\frac{1}{4}$ Lit.), was zusammen ungefähr ebensoviel kostet, als sein Lohn beträgt[43]).

Als ein Bestandtheil der Volksnahrung ist der Thee zu betrachten, dessen Aufguß zu allen Mahlzeiten und, wenn möglich, auch außerhalb der Mahlzeiten bei jeder Gelegenheit genossen wird. Man findet indessen diesem Genuß bei den Kennern der chinesischen Verhältnisse keineswegs die an- oder aufregende Wirkung zugesprochen, welche man vermuthen sollte, sondern es wird im Gegentheil häufig die Meinung geäußert, daß der Theeaufguß nur ein Ersatz für das reine Wasser sein solle, dessen Genuß der Chinese für ungesund hält[44]). Dieser Meinnng scheint allerdings die von Von Richthofen mitgetheilte Thatsache zu entsprechen, daß der Theegenuß keineswegs allgemein sei, sondern in den Nordprovinzen durch Aufgüsse von andern Blättern, besonders gewisser wildwachsenden Artemisia- und Ribesarten, oder selbst nur durch heißes Wasser, ersetzt werde[45]).

Das Opiumrauchen ist eine Sache von ganz anderer, und zwar ebensowohl wirthschaftlicher als allgemeiner culturhistorischer Bedeutung. Es verschlingt manchmal mehr Geld als die tägliche Nahrung und zerrüttet dazu noch Geist und Körper. Es kann für die ganze Zukunft des Volkes, das sich solange durch alle Stürme hindurch erhalten hat, von verhängnißvoller Bedeutung werden.

Jährlich werden gegenwärtig zwischen acht und zehn Millionen Kilo Opium in China eingeführt und mehr als halb soviel im Lande selbst erzeugt. Alles wird in China verzehrt. Man berechnet, daß jährlich 300 Millionen M. für Opium in China ausgegeben

[42]) Fortune, A residence etc. S. 42. Two Visits II. 30.

[43]) Aus dem handschriftlichen Bericht des deutschen Dr. Krause in Singapore an C. Scherzer. Herr Prof. M. Wagner in München hatte die Güte, mir diesen Bericht mitzutheilen. [44]) Ebendas.

[45]) Von Richthofen in den Geogr. Mittheil. XVIII. 229.

werden, wovon $\frac{3}{4}$ in's Ausland gehen. Die Dosis, die ein Raucher täglich zu sich nimmt, wird auf 4—5 Gran angeschlagen; Geübtere bringen es aber auf 15 und 20, und zwar nicht vom unreinen Opium des Handels, sondern von dem gereinigten, welches durch Auflösen und Wiedereindicken auf die Hälfte concentrirt ist. Die Armen rauchen zwar häufig das schon einmal gerauchte Opium, wodurch sie das Vergnügen billiger zu stehen kommt, oder sie rauchen die wohlfeileren einheimischen Sorten aus Jünnan oder Szytschhuan; aber sie opfern doch meist den ganzen etwaigen Rest ihres Tagelohns diesem Laster, das kostspieliger und ohne Frage zerrüttender ist als die narkotischen Genüsse der Europäer. Mitte der 50. Jahre berechnet man die Zahl der Opiumraucher in Canton auf 4 Proc. der männlichen Bevölkerung[46]). Seitdem muß dasselbe in großartigem Maßstabe zugenommen haben, denn schon hören wir aus dem fernsten Westen und Norden, aus allen Theilen China's, Klagen über das reißende Zunehmen des Lasters. Berichtet doch Ney Elias, daß manche Einwanderer aus dem eigentlichen China nur deßwegen nach der Mongolei gekommen seien, um in Ruhe Mohn bauen und Opium rauchen zu können. „Jung und Alt raucht, Männer, Weiber und halbwüchsige Kinder. Sie sagen „daheim ist Land und Opium theuer." Die Menge Opium, die dort gebaut wird, wird auch am Orte verzehrt[47])."

Es ist überflüssig, die Gefährlichkeit dieses Lasters gerade bei einem Volke wie dem chinesischen des Breiteren nachzuweisen. Das Volk besitzt seine Haupttugenden in der Geduld, der Genügsamkeit und dem Fleiß. Dieß sind auch die Grundlagen seines wirthschaftlichen Gedeihens. Gerade an diesen Grundlagen untergräbt der Opiumgenuß. Wenn schon bei einem so willens- und thatkräftigen Volke wie den Nordamerikanern das Laster des Trunkes gewaltige Verwüstungen anrichtet, so daß der Branntwein nicht mit Unrecht als eine Geisel des Volkes betrachtet wird, wie muß ein Gift wie Opium auf die weniger widerstandskräftigen Naturen der Chinesen wirken? Wenn man trotz mancher Anzeichen von Hebung und Fortschritt, die besonders in der Produktion und im Handel in den letzten Jahrzehnten zu verzeichnen waren, sich nur schwer zu einem wirk-

---

46) Papers relating to the Opium Trade with China. London 1857. S. 44. (Amtliche Aktenstücke.)

47) Journal R. Geogr. Society. London 1873. S. 112.

lichen Vertrauen in die weitere Entwickelung und Erneuerung des chinesischen Volkes erheben kann, so ist das Opium nicht die letzte der Ursachen, welche diese Zukunft zu trüben scheinen. Auch ist es nicht fraglich, daß an der Verarmung und Zerrüttung, welche sich heute dem Auge des Beobachters in China nicht minder häufig aufdrängen als vor 100 Jahren Wohlstand und Ordnung, das Opium neben den Kriegen und Aufständen keinen geringen Theil der Schuld trägt. Von Richthofen glaubt, daß der zunehmende Opiumgenuß der Volksvermehrung in China möglicherweise einen starken Damm setzen dürfte und daß die Auswanderung in den letzten Jahrzehnten dem Lande weniger Verlust gebracht habe als diese Sitte, „welche seit 1842 stetig zugenommen hat und das Geschlecht herabbringt[48]."

Der Bedarf an Kleidung ist in den unteren Classen China's kein erheblicher. Man rechnet, daß ein Arbeiter im Jahr zwei baumwollene Anzüge braucht, die zusammen einen Werth von höchstens 10 R.M. darstellen. Wollene Kleider, deren Stoff aus England und Rußland in steigender Menge eingeführt wird, brechen sich nur langsam Bahn, da sie zunächst nur den Wohlhabenderen zugänglich sind. Gegen die Winterkälte, die selbst in Südchina oft nicht gering ist, hilft sich das niedere Volk dadurch, daß es mehrere Baumwollkleider übereinander anzieht[49].

Es bleibt nun noch die Wohnweise zu erwähnen. Kostspielig sind die Wohnungen der Chinesen im Ganzen nicht. Abgesehen von den Tausenden, wahrscheinlich Hunderttausenden, welche in Nordchina in Höhlungen des Löß, aber doch etwas breiter und bequemer als unsere vorgeschichtlichen Troglodyten leben[50], abgesehen ferner von den Unzähligen, welche ihre Wohnungen auf Flößen und Böten der Flüsse und Seen aufgeschlagen haben[51], wohnt die Mehrzahl der Chinesen in großen Dörfern und Städten beisammen. Einzelstehende Gehöfte,

---

[48]) Verhandlungen der Berliner Gesellsch. für Erdk. 1875. S. 41.

[49]) Nach Scherzer in den Fachm. Ber. I. 212 hat sich die Einfuhr von Wollenwaaren nach China von 1844 bis 69 versechsfacht. Ihr Werth belief sich im letzteren Jahre auf 40,000,000 M.

[50]) Zeitschrift für Erdkunde 1871. S. 151.

[51]) Diese Wohnweise entspringt offenbar mehr der Gewohnheit als der Nothwendigkeit. Sie mag ihren Ursprung theils darin haben, daß einige Hunderttausende Jahr ein Jahr aus auf den Fluß- und Kanalböten leben, theils aber auch in der Zuflucht, die solche Wohnungen in unruhigen Zeiten bieten.

Weiler und kleine Dörfer sind selten und werden nur in der auch sonst in manchen Beziehungen eigenthümlichen Provinz Szytschhuan häufig angetroffen. Sie haben einen unbesiegbaren Trieb zum dichtgedrängten Wohnen, den sie selbst in der Fremde nicht ablegen, und dieser Trieb erleichtert natürlich die Volksanhäufung in den Städten[52]). Man wird ihn nicht außer Acht lassen dürfen, wenn es sich darum handelt, eine Erklärung für die ungemein große Zahl starkbevölkerter Städte zu finden, der man in China begegnet. Für uns hat diese Erscheinung besonders darum Interesse, weil sie uns lehrt, daß die Wohnung keinen bedeutenden Faktor in dem Ausgabenbudget des mittleren und niederen Volkes in China bildet.

Was die Bauernhäuser anbelangt, so ist über ihre Enge, ihren Schmutz und Gestank kein Unterschied der Meinung bei Allen, welche das Innere von China besucht haben. Es ist bemerkenswerth, daß die zahlreichen Schilderungen, die wir von solchen Häusern besitzen, alle so ziemlich dasselbe Bild geben. Wie in den Städten, so scheint auch auf dem Lande kein bedeutender Unterschied der Lebensweise, außer dem der drei Classen: Arme, kleine Besitzer, Wohlhabende, zu bestehen. Von den mannigfachen Abstufungen eines gewissen ländlichen Luxus, der bei uns das sociale Bild des Landvolkes belebt, ist in China offenbar wenig zu sehen. Um so kräftiger prägt sich der patriarchalische Zug im Zusammenwohnen und Zusammenarbeiten der Familienglieder aus. Die verschiedenen Generationen einer Familie wohnen womöglich unter demselben Dach und oft hält die Erinnerung an gemeinsame Abstammung ganze Gemeinden, ja Bezirke verbunden und erzeugt jenes starke Clangefühl, das in der inneren Geschichte China's und selbst noch in den Colonien eine so große Rolle spielt.

Daß Großgrundbesitzer das Land bewohnen, das sie eignen, scheint nicht häufig zu sein. Mir ist in dieser Richtung nur eine Schilderung Von Richthofens bekannt, welcher von Hunan schreibt: „Dieß ist die erste Provinz, wo ich eine so beträchtliche Anzahl von Landsitzen gesehen habe, welche „reichen Leuten" gehören, die sich vom Geschäft zurückgezogen haben. Sie legen ihr Geld in Grundstücken an und übergeben dieselben Pächtern. An einer abgeson-

---

[52]) So ist es in San Francisco eine höchst auffallende Erscheinung, daß wohl 10,000 Menschen in der „Chinatown" auf einem Raume wohnen, auf welchem nicht der zehnte Theil Europäer Platz finden würde.

derten und in die Augen fallenden Stelle, gewöhnlich am Abhang eines Hügels, erhebt sich das stattliche Herrenhaus von Baumgruppen umgeben[53])."

Die Schätze des Bodens und der Gewerbthätigkeit durch großen und kleinen Handel in alle Theile des weiten Reichs zu verbreiten, ist diejenige Thätigkeit, der der Chinese nicht bloß mit der größten Vorliebe, sondern auch mit dem allgemeinst anerkannten Talente obliegt. Wenn auf allen anderen Gebieten der Chinese erst vom Europäer lernen muß, ehe er erfolgreich mit demselben concurriren kann, so ist auf dem Gebiet der Handelsthätigkeit seine Concurrenzfähigkeit von Anfang an unbestritten gewesen. Er ist ein geborener Kaufmann und erweist sich als solcher nicht bloß in der Wettbewerbung mit dem Europäer, sondern auch mit den zwei anderen gefährlichen Concurrenten, denen er in Ostasien begegnet: den Arabern und Parsen[54]). Nichts spricht so entschieden für dieses Talent, als der blühende Zustand des Verkehres im Innern von China und der überwiegende Antheil, welchen an der Zunahme des Außenhandels, besonders mit Europa, die Chinesen selber genommen haben. Wenn man bedenkt, daß die gesammte Ausfuhr über die Vertragshäfen, welche sich im Jahre 1872 auf 1267 Mill. R.M. bezifferte, bis an den Einschiffungsort nur von Chinesen besorgt wird, und daß ebenso sie es sind, welche den Vertrieb der eingeführten Waaren vom Ausschiffungsplatze an übernehmen, ferner, daß in den Vertragshäfen selbst die Europäer unaufhörlich über die chinesische Concurrenz klagen und schon bedeutend durch dieselbe eingebüßt haben, so bedarf dieses Handelstalent keines weiteren Zeugnisses.

Auf diesem Gebiete entwickeln die Chinesen einige Fähigkeiten, welche man sonst nicht an ihnen suchen würde. Auffallend ist in erster Reihe die Beweglichkeit, welche sie als Handelsleute zeigen. Es ist nicht übertrieben, wenn Bowring sagt: „Wohin geht ein Chinese nicht — welchen Gefahren unterzieht er sich nicht — was läßt er sich nicht gefallen — in welche Unternehmen läßt er sich nicht ein — welche Ausdauer wird er nicht entfalten, wo es sich darum handelt, Geld zu gewinnen[55])!" Man sieht sofort: sein conservativer Sinn erstreckt sich auf diese Fragen nicht. Er ist als

---

[53]) Geogr. Mittheil. XVII. 376.

[54]) O. Mohnicke, Banka und Palembang. 1874. S. 97.

[55]) Sir J. Bowring, A Visit to the Philippine Islands 1859. S. 183.

Kaufmann weder conservativ von Gesinnung, noch starr, wo Anpassung gefordert wird, noch unbeweglich in der Wahl seines Niederlassungsortes oder seines Geschäftskreises. Die Unbeweglichkeit scheint in der That bei ihm mehr Wirkung der Umstände als des Charakters oder der Neigungen. Man hat hier offenbar zu rasch von der verknöcherten Aristokratie des Mandarinenthums auf das lebendige Volk zurückgeschlossen. Wäre nicht diese Unbeweglichkeit eine Anomalie bei einem so praktischen und verständigen Volke? Man denke nur an die Vorliebe, mit der sich der Chinese dem heimathlosen Gewerbe des Trödlers widmet. Ueber die schroffen Grenzgebirge Jünnan's macht er monatelange Reisen, um den Bewohnern des nördlichen Siam seine Seiden- und Metallwaaren anzubieten[56]) und hält trotz der Schwierigkeit des Verkehrs den Handel dieses Landes wesentlich in seinen Händen. Die russischen Amurprovinzen durchzieht er mit seinem Trödelkarren, so dünn sie bevölkert sind und so rauh man ihm begegnet, vom Frühling bis daß der Schnee ihm den Handel verleidet und er entweder über die Grenze in ein Standquartier zurückkehrt oder auf einem der Höfe seiner Landsleute bei Thee, Opium und Hazardspiel den Winter verbringt[57]). Auf die Bedeutung dieses Trödlerthums für die Besiedelung der Mongolei werden wir zurückkommen. Sieht man nur, wie rasch die europäischen Ansiedelungen in China und Hinterindien sich mit einer chinesischen Bevölkerung aufgefüllt haben, die ganz ungerufen kam, wie rasch Macao, Hongkong, Singapore, Penang u. a., und selbst die Schanghai-Concession zu chinesischen Städten geworden sind, so wird man nicht bezweifeln, daß diese Rasse wenigstens *fähig* ist, beweglich zu sein. Aber selbst ihre Niederlassungen nehmen Theil an dieser Eigenschaft. Berichtet uns doch Fortune von den Dörfern auf Namoa bei Canton, daß, wo die Opiumschiffe eine Zeitlang angelegt hatten, immer ein vollständiges Dorf entstand, das dann wieder verschwand und einen neuen Ort aufsuchte, wenn mit dem Abgang der Schiffe die Ursache seiner Entstehung weggefallen war[58]). Aehnlich erzählt Palladius, daß Mergen, eine nicht unbeträchtliche Stadt in der nördlichen Mandschurei, nun zum dritten Mal daran sei, sich einen neuen Platz zu wählen. Man

---

56) Pallegoix, Description du royaume Thai. Paris 1854. I. 46.

57) Wenjukow, die russisch-asiatischen Grenzlande. 1874. S. 96.

58) Fortune, Two Visits etc. I. 16.

verlegte es von dem Ort, an dem es gegründet war, weil man glaubte, es werde besser aufblühen. Nun hat sich aber diese Erwartung nicht erfüllt, und ist die neue Lage eine so ungesunde, daß man bereits an eine Rückverlegung nach einem Orte denkt, welcher der ersten Lage ähnlich sei. An der alten Stelle hat sich indessen schon eine nicht unbeträchtliche Handelsniederlassung entfaltet[59]). Bei den Städten der Mongolei sind ähnliche Verlegungen etwas ganz Gewöhnliches. Man berichtet auch, daß die Bevölkerung der Gegenden, welche von Rebellendurchzügen heimgesucht wurden, sich mit erstaunlicher Schnelligkeit entweder auf dem leergefegten Platze neuerdings niederließ, oder in neuer Lage sich eine neue Heimath gründete[60]). Endlich ist doch wohl auch die merkwürdige Erscheinung des Wasserwohnens ein Zeichen von Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit.

Dabei tritt wiederum, wie in so manchen anderen Erscheinungen des chinesischen Lebens, die Dichtigkeit der Bevölkerung als eine Erzeugerin von Zuständen zu Tage, die anders wohl ganz unterbleiben würden. Es liegt auf der Hand, daß unter dem Zwange, den sie auf die Massen übt, bei der Förderung, welche sie dem Kampf um's Dasein angedeihen läßt, eine große Masse der Bevölkerung immer in Bewegung sein und bleiben muß. Es wird begreiflich, wie gerade unter ihrem Einfluß, trotz conservativer Naturanlage und bewundernswerther Festigkeit der Familienbande, sich immer ein großer Bruchtheil der chinesischen Bevölkerung mit Leichtigkeit von seiner Heimath trennen wird.

Nach derselben Richtung scheint die eigenthümliche Erscheinung zu deuten, daß gewisse Provinzen gewissermaßen Kaufmannsrassen produciren, die wie die Juden bei uns, oder die Griechen und Armenier in Osteuropa, das ganze Reich mit ihren Comptoiren bedecken und, eng verbunden durch Landsmannschafts- und Verwandtschaftsbande, durch Aehnlichkeit der Gesinnungen und Absichten, sich überall finden, überall zusammenhalten und gedeihen. So beherrschen Eingeborene von Schensi und Schansi einen großen Theil des Handels in ganz China und selbst in den Nebenländern. Palladius findet sie in der Mandschurei, wo sie Kaufleute jeder Art, vom Hausirer bis zum Banquier, repräsentiren und sich vor anderen Chinesen durch große

[59]) Journ. R. Geogr. Society. 1872. S. 174.
[60]) Williamson a. a. O. I. 368 u. a.

Gewandtheit in der Aneignung fremder Sprachen auszeichnen. Sie wissen z. B. sehr gut russisch in Kjachta zu sprechen[61]). In Siangtan (Prov. Hunan), dem chinesischen Hauptplatz für Geldgeschäfte, findet Von Richthofen „das Geschäft ebenfalls hauptsächlich in den Händen der Schansileute[62]).“ Sacharoff bemerkt von ihnen, daß sie nicht blos über Petschyli, sondern über das ganze Reich sich verbreitet haben[63]). Auch Scherzer hebt in seiner interessanten Mittheilung über den russisch-chinesischen Handel von Kjachta und Maimatschin hervor, daß derselbe sich in den Händen von Schansileuten befinde[64]). Der Opiumhandel ist meist in Händen von Cantonesen, die auch im Theehandel stark arbeiten, wiewohl Canton aufgehört hat, der Theemarkt für China zu sein. So wandern, wenn auch in minderem Grade, aus anderen Provinzen Handelsleute in die Ferne und monopolisiren in irgend einer Stadt einen Handelszweig. Man sieht z. B. in dem großen Yangtsze-Emporium Hankheu den Tabakhandel in den Händen von Einwanderern aus Fukian und den Handel von Schnittwaaren in denen von Tschekiangleuten[65]). Aehnlich sind die Filialen einiger großen Bankhäuser von Taikuhien weit über das Reich zerstreut[66]). Diese halb Heimathlosen sollen meist ohne Familie und beträchtlichen Grundbesitz sein und man schreibt der Beweglichkeit, welche sie dadurch erlangen, einen Theil der Erfolge zu, die sie über ihre europäischen Concurrenten davontragen[67]). Es läßt sich nicht berechnen, wie viele von Denen, welche ihre Heimath verlassen, um Lohnarbeit zu suchen (man hat sie, offenbar übertrieben, auf $\frac{1}{3}$ der arbeitsfähigen männlichen Bevölkerung geschätzt), dem Handelsstand angehören. Derselbe muß aber ungemein zahlreich sein und wir glauben gern, daß „die kaufmännische Speculation diejenige Profession, welche in China ihre größte Entwickelung und Ausdehnung gefunden hat[68]),“ wenn wir in allen Reiseberichten von der Unzahl von Kramläden in jedem Dorf und den zahlreichen öffentlichen regelmäßig wiederkehrenden Märkten lesen. Die Schilderungen, welche die Jesuitenmissionäre des 17. und 18. Jahrhunderts von dem regen Verkehrsleben auf den

---

61) Journ. R. Geographical Soc. London 1872. S. 154.

62) Zeitschrift für Erdkunde 1870. S. 333.

63) Sacharoff, The numerical relations of the population of China Hongkong 1862. S. 51. 64) Scherzer, Fachmänn. Berichte. I. 293.

65) Ders. I. 284. 66) Geogr. Mitth. XIX. 145. 67) Scherzer a. a. O. 384.

68) Sacharoff a. a. O. 47.

Canälen und Straßen Chinas gaben, und die ihrer Zeit unglaublich schienen, sind noch heute nicht veraltet und man kann behaupten, daß kein europäisches Land vor der Zeit der Eisenbahnen und Dampfschiffe einen so regen und weitverbreiteten Verkehr aufzuweisen hatte, wie China[69]).

Bei diesem Trödel- und Kleinverkehr liegt die höhere kaufmännische Speculation nicht brach. Gerade von ihr haben die europäischen und amerikanischen Kaufleute in China manches zu erzählen. Canton z. B. hat vorzüglich deßhalb soviel von seiner früheren Stellung als Uebergangsplatz für die Einfuhr eingebüßt, weil die Chinesen, schlau genug, direkt in Hongkong einkaufen und auf chinesischen Fahrzeugen nach Canton und anderen Plätzen einführen, wobei ihnen außer dem Schmuggel gewisse Zollvergünstigungen zu Gute kommen. Als noch öfter größere Mengen Waaren nach Canton kamen und dort in europäischen Händen waren, geschah es nicht selten, daß sie als durchaus unverkäuflich nach Hongkong zurückgingen, weil die Cantonesen dieselben nach Verabredung ignorirten; aber in Hongkong angekommen, wurden sie sofort von Agenten derselben Cantonesen aufgekauft[70]). Aus Hankheu berichtet man, daß die europäischen Kaufleute im Jahre 1869 nur 43 Proc. der eingeführten Baumwollenwaaren gegen 60 im Jahre 1866 verkauften. An diesem Orte nennt Scherzer eine Hauptursache des Gedeihens der Chinesen „das Bestehen guter Banken, welche die Transactionen einheimischer Kaufleute in jeder Richtung begünstigen, wodurch es den Chinesen möglich gemacht wird, die Thätigkeit der europäischen Kaufleute im Importgeschäft immer mehr zu vermindern[71])." Andrerseits zeigen die Chinesen eine Energie in der Durchführung gewisser heilsamer Maßregeln, zu welcher die Europäer, vorzüglich wegen der geringen Einmüthigkeit ihres Handelns, selten befähigt sind. In Tschifu z. B., welches bedeutenden Handel mit dem Binnenlande von Schangtung hat, haben die chinesischen Kaufleute den Entschluß gefaßt, alle Vorschüsse an Lieferanten aufzuheben und gleichzeitig, wegen Musterung und Abstempelung des verschiedenen Silbers, das dort umläuft, eine private Prüfungsanstalt zu gründen. Scherzer bemerkt, daß diese beiden Beschlüsse „mit der den chinesischen Kaufleuten eigenen Energie und Einigkeit durchgeführt" wurden[72]). Von Amoy berichtet derselbe Aehnliches

69) C. Ritter, Erdkunde von Asien III. 663, 665 u. a.

70) Scherzer a. a. O. 265. 71) Ders. 283. 72) Ders. 290.

und sagt: „Die in Amoy ansässigen Kaufleute befassen sich außer mit dem Thee- und Opiumhandel nur mit der Besorgung der Frachten für die ausländischen Schiffe in nennenswerther Weise [73]).“ In Schanghai „ist es keineswegs mehr ungewöhnlich, daß chinesische Händler, wenn der Markt überführt ist, ihre Produkte auf eigene Rechnung gegen Vorschuß nach Europa schicken.“ Ebendaselbst sind im Seidenhandel „die Versuche der Europäer, sich mit den Producenten im Innern in direkten Verkehr zu setzen, bisher gänzlich erfolglos geblieben [74]).“ Hier wie in Canton vermitteln nur Chinesen das ebenso einträgliche als wichtige Seidengeschäft. In den größeren Hafenstädten Hinterindiens, des Archipels, der Philippinen, Japans ertönt überall dieselbe Klage über die starke Concurrenz der Chinesen. Wo denselben nun gar eine so indolente Rasse gegenübersteht, wie die Portugiesen und Mestizen von Macao, da gibt es gar keinen Damm für das Vordringen des Chinesenthums. Man berichtet von dort: „Das chinesische Element ist in steter Zunahme begriffen. Das begreift sich. Der Chinese vertritt das Leben, der Portugiese den Schlaf, wenn nicht den Tod. Daher kommt es, daß viele schöne alte Häuser in chinesischen Besitz übergegangen sind. Der Chinese bewirkt durch seine bewundernswürdige Mäßigkeit und Thätigkeit, was seine Regierung weder mit List noch mit Gewalt erreichen konnte: Er ergreift noch im Schatten der portugiesischen Flagge Besitz von dem einst durch lusitanische Helden eroberten Gebiet [75]).“

Wiewohl von den großen Silbermassen, die alljährlich nach Asien abfließen, ein immer kleinerer Theil nach China geht, und das Gold nur in geringer Menge als Goldstaub und Barren daselbst cursirt, so ist doch China allen Berichten nach, selbst mit allen seinen Banknoten, kein geldarmes Land. Wohl aber scheint es, daß die Capitalien in meist sehr kleinen Beständen über das Land vertheilt sind, was übrigens bei dem fast gänzlichen Mangel alles Großbetriebs in Gewerbe und Ackerbau nicht zu verwundern ist. Der Zinsfuß von zwölf Proc. jährlich, der als Norm gilt, ist kein hoher, wenn man die Gefahren bedenkt, welche der Darleiher bei der Unsicherheit der Justiz und der im Allgemeinen geringen Ehrlichkeit [76])

---

[73]) Ders. 271. [74]) Ders. 336. [75]) Hübner a. a. O. II. 376.

[76]) „My long experience of the Chinese compels me to say, that I. believe, no oath whatever, nothing but the apprehension of punishment, affords any, the least security against perjury.“ Sir J. Bowring a. a. O. S. 184.

läuft. Das Creditwesen im Großen ist mit Hilfe zahlreicher Banken über das ganze Reich verbreitet, scheint aber eng mit den Handelsverhältnissen zusammenzuhängen und auf die Gewerbe und den Ackerbau nicht angewandt zu werden. Nicht allein diese Banken (von denen allein in Tientsin 300 bestehen sollen), sondern auch die Regierung gibt in kritischen Zeiten Papiergeld aus und dem letzteren ist öfters Zwangscurs gegeben worden. Gegenwärtig gibt es aber kein Papier, das als allgemeines Zahlungsmittel gälte, sondern die gangbare Münze sind jene bekannten Käsch oder Sapeken, die einzige wirkliche Münze Chinas: eine Legirung von Kupfer, Blei, Zink und Zinn. Banknoten sind nur im engeren Kreis ihres Ausgabeortes mit einem geringen, weiterhin mit einem großen Agio gangbar. Man sagt, die Regierung überwache die Banken und verlange von jeder eine gewisse Sicherheit für ihre Solvenz[77]).

Fassen wir zusammen, was vorstehend über die wirthschaftlichen Verhältnisse China's gesagt ist, so scheinen sich folgende Thatsachen als die allgemeinsten und für unseren Zweck wichtigsten zu ergeben:

1) Die Bevölkerung ist fleißig, ausdauernd und genügsam.

2) Sie verwerthet diese Eigenschaften auf die möglichst beste Weise im Kleinbetrieb des Ackerbau's und der Gewerbe.

3) Die ausgesprochene Neigung und Befähigung zum Handel im Bunde mit den Vortheilen, welche die Natur des Landes und die Werke der Jahrtausende alten Fürsorge der Regierung dem Verkehre bieten, erleichtern die Verbreitung der Produkte über das Land, indem sie einen hochentwickelten Handelsverkehr im Innern und nach Außen erzeugen, und durch ihn auch den Austausch mit den Nachbarländern befördern.

4) Diese Volkseigenschaften, Betriebsweisen und Handelsneigungen bewirken es zusammen, daß dieses Land eine so zahlreiche Bevölkerung erträgt, ohne an den schlimmen Folgen einer solchen Anhäufung ungewöhnlich zu leiden; sie sind besonders wichtig als Gegenwirkungen gegen die Tendenz zur Anhäufung und Unselbstständigkeit großer Menschenmassen, welche eine höher entwickelte Betriebsweise des Ackerbau's und Gewerbes nach sich ziehen müßte.

---

[77]) Scherzer a. a. O. spricht des Breiteren von 220—229 über chinesische Geld-, Credit- und Bankverhältnisse.

V.

Politische und religiöse Ursachen der Auswanderung.

Die Chinesen sind weder ein politisch noch religiös leidenschaftliches Volk und wir dürfen in keinem Falle erwarten, daß sie wegen bloßer theoretischer Unzufriedenheit mit den Zuständen, die auf dem politischen oder religiösen Gebiete herrschen, jemals ihr Land verlassen würden. Ein solcher Idealismus ist den Abendländern vorbehalten. Nur wenn politische Mißstände zu einem Drucke führen, der materiell empfunden wird, wenn sie Ungerechtigkeit, Unehrlichkeit der Beamten, Nachlassen der Fürsorge für das materielle Wohl des Volkes im Gefolge haben, dann erheben sich die Klagen und Mahnungen und während im Innern sich die Unzufriedenheit zuletzt in Aufständen Luft macht, entzieht sich das Volk an den Grenzen durch Auswanderung dem Drucke des verdorbenen Systems. Aber am stärksten haben natürlich immer die Bürgerkriege und Invasionen, welche alle hergebrachte Ordnung zerrütten, auf die Auswanderung gewirkt und am meisten von allen die zwei folgenreichen Dynastienwechsel des 13. und 17. Jahrhunderts, welche die Mongolen und Mandschuren, Barbaren in den Augen der Chinesen, auf den Thron brachten. Diese beiden Ereignisse sammt den Bürgerkriegen, die ihnen vorausgingen und nachfolgten, sind durch zwei hochgehende Wellen in der Bewegung der chinesischen Auswanderung bezeichnet. Eine dritte Welle der wachsenden Auswanderung, welche unserer Zeit und der jüngsten Vergangenheit angehört, entspricht den Erschütterungen, welche das Reich in den letzten zwanzig Jahren durch die Aufstände der Taiping und der Muhamedaner und die Invasionen der Europäer erfahren hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daß sie wesentlich verstärkt worden ist durch einen allgemeinen Rückgang in der Energie und Intelligenz der Regierenden und, dem entsprechend, in der Thätigkeit, der Ehrlichkeit und dem heilsamen Einflusse der Beamten.

Man kann, abgesehen vom Umsichgreifen des Opiumrauchens, kein Zeichen finden, das für eine Verschlechterung des chinesischen

Volkes im Großen spräche, und doch ist kein Zweifel, daß das Reich im Niedergange ist. Die Verschlechterung liegt eben in den Regierenden, und das Volk trägt nur insoweit Schuld, als seine Lenksamkeit und Geistesverdumpfung der Mißregierung mit allen ihren Lastern den fettesten Boden bietet. Wohl regiert auf den unteren Stufen der Gemeinden und Bezirke das Volk sich selbst durch seine Aeltesten und ist die Zahl der kaiserlichen Beamten eine erstaunlich geringe [1]). Allein hierbei ist an Selbstregierung in unserem Sinne, die sich auf Selbstständigkeit des Urtheils und des Willens gründet, nicht zu denken, sondern es gründet sich vielmehr dieses System auf den zahmen und ordnungsliebenden Charakter des Volkes, das für gewöhnlich sehr lenksam ist. Das Autoritätsprincip ist die Grundlage der chinesischen Verwaltung und Regierung. Man kann dieselbe als eine Heerdenregierung bezeichnen, denn die Beamten stehen vollkommen autokratisch über der Masse des Volkes, das auch Böses lange mit Geduld über sich ergehen läßt, um dann oft urplötzlich blindwüthend loszubrechen und sich ebenso heerdenhaft zu wehren, wie es geleitet wurde. Die Wirksamkeit der patriarchalischen Selbstregierung ist auf den Kreis der Gemeinden und ländlichen Bezirke beschränkt und die Güte der Regierung hängt deshalb wesentlich von den Beamten ab. Diese sind ihrerseits offenbar wieder ganz abhängig von dem Geist, der in den höchsten Regionen zu Peking herrscht. Soweit man die

---

[1]) J. H. Plath schätzt die Zahl der kaiserlichen Beamten, nach Gützlaff, auf 9065 in den Provinzen und 3931 bei der Centralregierung. (Ueber die lange Dauer und Entwickelung des chin. Reiches. München 1861. S. 24.) Es ist übrigens fraglich, ob diese Schätzung heute noch zutrifft, zumal nachdem jetzt die Regierung aus dem Verkauf der Beamtenstellen ein Geldgeschäft zu machen beginnt. Die innere Verwaltung gliedert sich folgendermaßen: Die 18 Provinzen China's sind zusammen in 11 Gouvernements getheilt, über welche 8 Statthalter und 15 Unterstatthalter gesetzt sind. Der Statthalter hat die Oberaufsicht über alle Civil- und Militärangelegenheiten. Der Unterstatthalter ist mit der Civilverwaltung beauftragt, welche in 5 Abtheilungen zerfällt: die verwaltende, die literarische, die Salz-, die Steuer- und die Handels- oder Zollabtheilung. An der Spitze der Verwaltungsabtheilung steht ein Schatzmeister und ein Criminalrichter und unter ihnen stehen die Oberpräfecturen (Fu), Präfecturen (Tschu) und Unterpräfecturen (Hien). „Groß ist die Anzahl ihrer Assistenten, Registratoren, Sekretäre und kleinerer Subalternen, die ihnen bei der Ausübung ihrer vielfältigen Pflichten an die Hand gehen." (Lechler, Acht Vorträge über China. Basel 1861. S. 139.)

chinesische Geschichte übersieht, findet man, daß nur die starken, energischen Kaiser dem Lande ruhige und glückliche Zeiten zu verschaffen mochten und daß dies immer am besten den Dynastiengründern, einem Kublai, Hongwu, Kanghi gelang, in denen noch in friedlichen Zeiten die Energie fortwirkte, durch welche sie sich zum Throne erhoben hatten. Aber Zeiten der Verwirrung und Schwäche wie die jetzigen sind in China nie eine Ausnahme, sondern eine ziemlich häufig wiederkehrende, fast periodische Erscheinung gewesen, wobei aber allerdings einzelne Provinzen je nach der Persönlichkeit ihrer höchsten Beamten immer eine rühmliche Ausnahme machten. Es bedarf keines tiefen Nachdenkens, um zu finden, daß ein solcher schwankender Zustand nothwendig folgen muß aus der Uebertragung des patriarchalischen Systems der Familie auf den Staat.

Bei sovielen guten Eigenschaften untergeordneter Art, welche die Chinesen besitzen, fehlt ihnen eine einzige große Gabe, deren Mangel alle kleinen Vorzüge aufhebt: Der ideale Zug. Mit diesem sind sie der Begeisterung und der hohen moralischen Gesinnung baar, welche über Rücksichten augenblicklicher Nützlichkeit hinweg das Rechte um seiner selbst willen vollbringt. Dies erklärt die Häufigkeit der Zeiten des Verfalls und dessen reißende Zunahme, sobald nicht eine starke Hand von oben her Halt gebietet.

Aber auf den heutigen Niedergang fällt noch ein Schatten von anderer Seite her. Während bisher das Volk durch seine Emsigkeit und seinen Fleiß im Kleinen immer wieder gut machte, was seine Herrscher und Beamten im Großen verdarben, und während es durch seine Gewohnheits- und Ordnungsliebe den staatsverderbenden Wirkungen, die sich in den höheren Schichten geltend machten, die Spitze abbrach, fängt nun durch den Verkehr mit Europa und Nordamerika auch dieser feste Boden sich zu lockern an, auf dem sonst die Dauerhaftigkeit Chinas beruhte. Der Glaube an China, an die Einzigkeit und Heiligkeit des Reiches, der Glaube an sich selbst, der sonst als der schärfste Zug im chinesischen Volkscharakter hervortrat, wird sich auf die Dauer angesichts der unzweifelhaften Ueberlegenheit der abendländischen Cultur nicht mehr so rein erhalten können wie bisher[2]). Es ist zu fürchten, daß, wenn heute

[2]) Medhurst, The foreigner in Far Cathai 1872. S. 7: „The series of collisions with Western powers, which has marked the history of China during the past thirty years, has done her grievous harm. They have gradually but effectually undermined the prestige of the ruling powers and

selbst ein neuer Hongwu erstände, er China nicht vor dem zersetzenden Einfluß der abendländischen Cultur hüten könnte, welche auf tausend Wegen Eingang sucht. Ja, ein starker, energischer Herrscher würde dem Lande wahrscheinlich mehr schaden als nützen, denn er würde es für seine kaiserliche Pflicht halten, den Anmaßungen der europäischen Barbaren endlich eine Schranke zu setzen und der Stoß, der dann unvermeidlich kommen würde, könnte den alten Bau in einem einzigen Augenblick stürzen machen, während das jetzige System der Umwege und Ausflüchte ihn wenigstens noch für einige Zeit aufrechterhalten kann. Ob andererseits unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein fremdenfreundlicher Kaiser möglich wäre, ist eine Frage, die man fast mit Bestimmtheit verneinen kann. Das Beispiel Japans beweist hier nichts, denn Japan ist gerade in seinen Beziehungen zum Auslande von jeher der Gegensatz zu China gewesen. Es ist am wahrscheinlichsten, daß China noch längere Zeit so wie bisher laviren wird, daß aber ein Zusammenstoß mit den fremden Mächten, heftiger als alle vorangehenden, auf die Dauer nicht zu vermeiden ist.

So ist auch fast mit Sicherheit vorauszusagen, daß die Aus-

---

so have led directly to the series of devastating rebellions, which have ravaged the country of late years." — Es ist eine interessante Frage, ob und wie weit die europäischen und nordamerikanischen Staatsmänner die Erschütterungen werden mildern können, welche für China aus dem Eindringen der Europäer und ihrer Cultur entstehen müssen. Man darf aber wohl schon jetzt behaupten, daß an Stelle der früheren Rücksichtslosigkeit wenigstens von Seite Englands und Rußlands, sich im Verkehr mit China eine Rücksichtnahme auf die Eigenthümlichkeiten seiner Stellung, sogar ein gewisses Gefühl von Mitverantwortlichkeit für die Erhaltung der jetzigen Regierung geltend macht, welches allerdings schon durch das wachsende Gewicht der materiellen Interessen hervorgerufen werden mußte. Die Worte, welche über diesen Punkt 1859 Lord Elgin einer Kaufmannsdeputation aus Schanghai sagte, werden ein schönes Denkmal dieser klügeren und menschlicheren Politik sein: „We have no doubt incurred very weighty responsibilities. Uninvited and by methods, not always of the gentlest, we have broken down the barriers, behind which these ancient nations sought to conceal from the world without the mysteries, and perhaps also, in the case of China at least, the rags and rottenness of their waning civilization. Neither our own conscience nor the judgment of mankind will acquit us if, when we are asked to what use we have turned our opportunities, we can only say that we have filled our pockets from among the ruins, which we have found or made." (Letters and Journals of James Earl of Elgin 1872. S. 305.)

wanderung, soweit sie von den politischen Zuständen bedingt ist, vorerst nur zunehmen kann, denn eine solche Uebergangszeit ist keine Zeit für politische Reformen im Innern, und die Kriege und Aufstände, denen das stolze Reich nicht entgehen wird, werden nur zur Vermehrung der Auswanderung beitragen können.

Eine Auswanderung aus religiösen Gründen ist bei der Gleichgültigkeit, die die Chinesen im Allgemeinen den Religionsfragen gegenüber an den Tag legen, in China solange nicht vorauszusehen, als sich die religiösen Fragen nicht mit den politischen vermischen. Wo dieses geschehen ist, wie z. B. bei den letzten mohammedanischen Aufständen in Schensi und Jünnan, hat die gegenseitige Hinaustreibung über die Landesgrenzen nicht auf sich warten lassen und die früher in allen Theilen des Reiches geduldeten Mohammedaner haben seitdem eine schwerere Stellung. Bei der verhältnißmäßig geringen Zahl und augenblicklichen Schwächung derselben ist aber wahrscheinlich sobald kein neuer Aufstand und damit auch keine neue Auswanderung derselben vorauszusehen.

VI.

Die Auswanderung und Colonisation.

Aus der sagenhaften Zeit der chinesischen Geschichte klingt die Vorstellung herüber, daß das chinesische Volk sich aus Ursitzen, die im nordwestlichen Theil des heutigen China, am oberen Hoangho lagen, allmählich über die Nordprovinzen verbreitet und dort den Keim seines späteren Weltreiches entwickelt habe. Die Berichte aus der Zeit der glaubwürdigen Geschichtschreibung, deren Beginn von Einigen in das neunte, von Anderen in das sechste Jahrhundert v. Chr. gesetzt wird[1]), bestätigen insofern diese Angabe, als wir das China dieser älteren Zeit noch nicht weit über den Hoangho vorgeschritten und den Schwerpunkt des Reiches noch für Jahrhunderte im Nordwesten, bald im heutigen Honan, bald in Schensi, finden. Der Fortschritt nach Süden und Westen läßt sich von dieser Zeit an mit einem ziemlich hohen Grade von Genauigkeit verfolgen: Die dort wohnenden Völker werden zum Theil ausgerottet, zum Theil in Massen nach dem Norden versetzt, zum größten Theil aber vermittelst des Einflusses der schon hoch entwickelten chinesischen Cultur und einer geordneten Regierung, durch Handel und Verkehr und vorzüglich durch ein wohldurchdachtes System von Militär- und Ackerbaucolonien allmählich dem Chinesenthum angeeignet. Mit Ausnahme Jünnan's, welches erst unter der Mongolendynastie mit China verbunden wurde und den erst neuerdings dem Reiche angegliederten südlichen Theilen der Mandschurei und Mongolei, ferner der unter den Mandschus hinzugekommenen Insel Formosa, umfaßte

[1]) Gützlaff führt die Periode der ungewissen Geschichte bis auf Kongtse (551 v. C.) herab. (Gesch. des chinesischen Reiches 1847. S. 61.) Die Chinesen selber schenken den Ueberlieferungen ihrer Geschichte unbedingten Glauben bis zur Zeit des Kaisers Yau (2351 v. C.) „Zwar herrscht auch da noch viel Ungewißheit, aber die Berichte stehen von nun an aufgezeichnet in den classischen Büchern, welche Confucius gesammelt hat und denen die Chinesen selbst unbedingten Glauben schenken." (Lechler, Acht Vorträge über China. Basel 1861. Seite 9.)

China bereits vor zweitausend Jahren dasselbe Gebiet, welches noch heute unter Ausscheidung der blos tributpflichtigen Länder unter dem „Eigentlichen China" verstanden wird. Wohl erhielten sich in den südlichen und westlichen Theilen dieses weiten Reiches noch beträchtliche Mengen der birmanischen, tibetanischen und siamesischen Völker, welche ursprünglich alle diese Länder bewohnt hatten und haben sich sogar bis auf den heutigen Tag in geringer Zahl daselbst erhalten. Aber dieselben haben seit jener Zeit nicht mehr vermocht, das Wachsen und schließliche Ueberwiegen des chinesischen Elementes selbst in ihren eigenen Gebieten zu verhindern.

Dieses Element tritt im Kampf mit jenen halbwilden Völkern als ein ächtes Culturelement hervor: Straßen, Brücken, Schulen, Handel und Wandel sind seine Waffen. Wenn es blutigen Kämpfen soviel als möglich ausweicht, so siegt es mit der Zeit um so entschiedener durch Geduld und Klugheit. Deßhalb ist eine ganze Anzahl von Grenz- und Nachbarvölkern zwar in der Cultur innig mit China verbunden, politisch aber so gut wie unabhängig. Die Geschichtsschreiber China's heben es einstimmig hervor, daß dieses Reich weniger durch Eroberungen, als durch allmählich vorschreitende Colonisation der Koloß geworden sei, der es ist[2]). Aber der colonisirende Trieb fand in dieser inneren Arbeit noch nicht Befriedigung. China's Lage mußte schon aus politischen Gründen naturgemäß zu immer weitergreifenden Wanderungen und Coloniengründungen führen. Die schützende Grenzumwallung, zusammen mit der Fruchtbarkeit und den günstigen Bedingungen des Verkehrs, förderte wohl das Wachsthum der Bevölkerung, aber sie war doch nicht zu allen Zeiten, nicht unter allen Verhältnissen genügend, um das Hereinbrechen der Halbwilden zu verhüten, die an allen Landgrenzen begehrlich auf den Reichthum und das Wohlleben der Chinesen herabschauten. Es wurde nothwendig, „die ungestümen Menschenrassen in ihrer Heimath aufzusuchen, sie zur Cultur zu erziehen und durch klug ersonnene Bande auseinanderzuhalten, damit sie nicht, zu Einer Masse zusammenschmelzend, die Tieflande überschwemmen

---

[2]) „Der bei Weitem überwiegenden Masse nach ein seßhaftes oder ackerbauendes Volk, haben sie von einem kleinen Anfang in Nordwesten, wie etwa die Nord-Amerikaner in unseren Tagen, sich durch Fleiß und Thätigkeit immer weiter ausgebreitet, und durch immer weiter ausgedehnte Ansiedelungen zuletzt fast im Frieden ganz China erobert." (J. H. Plath in den Sitzungsberichten der k. baierischen Akademie der Wissenschaften. H. P. Cl. 1873. S. 275.)

und unterjochen[3])." Wir finden demnach beim Studium der chinesischen Geschichte, daß alle kräftigen und einsichtigen Regierungen sich die Ausdehnung der Herrschaft China's über die jenseits seiner Grenze wohnenden Nomaden und sonstige Halbwilde zur Aufgabe stellten, und theils durch Kriegszüge, theils durch Coloniengründungen, und zwar durch die letzteren fast ununterbrochen, für die Erfüllung derselben zu wirken suchten. Dabei wurden sie, wie jedes Volk, dem die Aufgabe zugefallen ist, eine Culturgrenze gegen die Uncultur zu schützen, durch die Verhältnisse zu immer ausgreifenderen Eroberungen gezwungen, und es bewahrheitete sich an ihnen, was jüngst ein geistvoller russischer Militär von der „Steppenpolitik" seines Landes sagte: „In den Steppen muß man, den Eigenthümlichkeiten ihrer Bewohner nach, die Regel befolgen: Nichts oder Alles[4])." Indem sie zeitweis ihre Herrschaft bis in die Länder am Ili und Tarim, bis an den Irawaddy und in die Himalaya-Thäler Nepal's ausdehnten, versuchten sie nichts weniger, als Alles zu umfassen, was von dem Mittelpunkt ihrer Macht aus irgend erreichbar war, konnten aber dieß Alles begreiflicher Weise auf die Dauer nie zusammenhalten. Bald bröckelte hier, bald dort ein Stückchen ab, bald wurde ein neues Gebiet erobert, bald ein früher besessenes wieder gewonnen. Unter allen diesen Wechselfällen ging aber beständig jene andere Art von Eroberung fort, welche nicht die Heere und Feldherren des Kaisers, sondern der Fleiß, die Intelligenz und die überlegene Bildung des Volkes bewirkten, und die Gebiete, welche diese Mächte für China gewannen, blieben hinfort unverloren, selbst wenn sie politisch abgetrennt wurden. Diese Art von Eroberung hat China geschaffen und ihm die Grenzgebiete angegliedert, welche man heute von der Mandschurei bis nach Tongking hinab als wesentlich chinesisch betrachten muß. Sie hat große Theile Hinterindiens mit einer Bevölkerung erfüllt, die fast schon die Hälfte dieser reichen Halbinsel geradezu chinesirt hat. Selbst in Ostturkestan oder Kaschgarien, so weit es von China entlegen ist, vermag der neue Machthaber die Spuren der chinesischen Cultur nicht auszulöschen, wie völlig unabhängig er sich auch in politischer Beziehung vom Kaiser in Peking gestellt hat[5]).

---

[3]) K. F. Neumann, Geschichte des engl. Reiches in Asien. 1857. II. S. 684.

[4]) Wenjukow, Die russ.-asiat. Grenzlande 1874. S. 20.

[5]) R. Shaw, Visits to High Tartary, Kashgar and Yarkand. London 1871. S. 174, 283, 314 u. a.

Die erobernde und colonisirende Form der Gewinnung solcher fernen Länder hat, wie man leicht begreift, von Anfang an ineinander gearbeitet. War ein Gebiet erobert, so wurde es zunächst durch militärische Colonien geschützt, die aber immer auch zugleich dem Ackerbau oblagen. Mit der Zeit wurden dieselben zu reinen Ackerbaucolonien und die Regierung förderte nicht selten durch einen vollständigen Austausch der Bevölkerungen die Gewinnung des betreffenden Landes, indem sie nämlich einen großen Theil der Annexirten in das Innere von China versetzte, und die Lücke mit einer bereits civilisirten und ergebenen chinesischen Bevölkerung auffüllte. Dieser Austausch der Bevölkerungen spielte besonders bei der Bildung des jetzigen Chinesenvolkes aus den verschiedensten Stämmen der mongolischen Rasse eine hervorragende Rolle. Er ist überhaupt ein ethnographisches Moment von höherer Bedeutung als man gewöhnlich glaubt[6]).

Die ganz freiwillige Auswanderung hat dagegen in China immer, bis auf die letzten Jahrhunderte herab, eine vergleichsweise geringere Bedeutung gehabt. Nach dem Auslande war sie durch oft wiederholte kaiserliche Verbote gehemmt, und soweit das Reich selber der Besiedelung bedurfte, erfuhr sie Leitung und Förderung durch die Beamten. Aber sie ist immer in großer Ausdehnung bei jedem länger dauernden Bürgerkrieg oder bei Einfällen von außen aufgetreten. Diese Stöße schwemmten immer eine Völkerwelle über diese oder jene Seite der Grenze von China hinaus. So sind Hunderttausende von Chinesen bei den Einfällen der Khitan und Mongolen nach Hinterindien übergetreten, so kommt die Besiedelung von Formosa auf Rechnung der Südchinesen, die sich der Manschuherrschaft entzogen und längere Zeit auf dieser Insel ein selbstständiges Dasein führten, und so hören wir wieder aus jüngster Zeit von massenhaften Auswanderungen aus den Nordwestprovinzen nach der Mandschurei, und aus Jünnan nach Hinterindien in Folge der mahommedanischen Aufstände[7]). Auch die starke Auswanderung im 17. Jahrhundert und der Gegenwart nach den indischen Inselreichen und überhaupt den Südseeländern ist zu einem guten Theile auf Rechnung der inneren Verwirrung zu setzen.

[6]) R. Shaw a. a. O. S. 23 erzählt, wie der Atalik-Ghazi einen Stamm von 1000 bis 1500 Individuen der „Trans-Pamir Aryans“ aus dem Gebirge nach der Ebene im Tarimthal verpflanzte, um an ihre Stelle Chinesen zu setzen.

[7]) De Carné, Voyage en Indo-Chine. 1872. S. 385.

So wenig wie die Gebirge und Wüsten hat das Meer dem Colonisationstrieb der Chinesen Schranken setzen können. Sie sind zwar, wie wir schon gesehen haben, kein vorwiegend seefahrendes Volk, aber bei der günstigen Lage besonders Südchina's vermochten sie selbst mit schlechten Fahrzeugen die hinterindische Küste entlang in die Sundasee und in dieser nach allen den Gold- und Gewürzländern zu gelangen, deren Reichthümer ihren Handelsgeist unwiderstehlich anzogen. Die Monsune, mit deren Hülfe sie meistens noch heute ihre jährlich einmaligen Reisen von und nach diesen Gegenden ausführen, mußten diese Fahrten erleichtern. Sie haben auf diesem Wege starke Colonien nach allen bedeutenderen handel- und gewerbtreibenden Gegenden Hinterindiens und der indischen Inseln geführt und beherrschen zusammen mit den Europäern und Arabern den Handel dieser Länder. In einigen Gewerben und vorzüglich im Bergbau haben sie sich sogar eine Art Monopol zu verschaffen gewußt und sind unentbehrlich geworden. An diese Auswanderung schloß sich seit den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts die nach Amerika und später nach Australien und es ist bekannt, welch hohen Aufschwung sie seit der Entdeckung des Goldes in diesen Ländern und seit dem Beginn des Kulihandels nach denselben genommen hat. Mehr als je rechtfertigen die Chinesen unserer Zeit das Lob eines ihrer Geschichtsschreiber: „Waren doch die Söhne des Jao und Schun seit den ältesten Zeiten das größte Colonialvolk im ganzen Morgenland [8]."

Die verschiedenen Theile des weiten Reiches tragen in verschiedenem Grade zur Auswanderung bei und senden ihre Colonien nach verschiedenen Richtungen aus. Man kann deßhalb China, wenn man es im Ganzen als Quellbecken der Auswanderströme betrachtet, in mehrere kleinere Quellgebiete zerlegen. Zuerst würde hier der Norden mit seinen vier alten Provinzen als eine natürliche Gruppe abzutrennen sein: Petschyli, Schansi, Schensi und Schangtung. Die Auswanderer dieses dichtbevölkerten Gebietes sind hauptsächlich Colonisten in den nördlich und westlich von hier gelegenen mandschurischen und mongolischen Ländern. Aus ihnen ist aber auch größtentheils die Bevölkerung gekommen, welche den Süden China's chinesisch gemacht hat, und die Colonisation von hier aus ist also eine alte Thatsache, die nur ihre Richtung geän-

8) K. F. Neumann a. a. O. II. 722.

dert hat. Eine zweite Gruppe bilden die Provinzen, welche dem Meere entlang zwischen den Mündungen des Yangtsze und des Takiang hinziehen: Fukjan und Kuangtung. Dieselben gehören nicht mehr zu den fettbodigen Niederungsprovinzen, sondern sind meistens Hügelland, das zudem nicht immer fruchtbar ist. Da nun die Bewohner dieser Uferprovinzen die besten Seefahrer unter den Chinesen sind und besonders starken Verkehr nach den Inseln im Osten und Süden: Formosa, Philippinen, Molukken und Sundainseln, ferner nach Hinterindien haben, so hat sich der Ueberschuß der Bevölkerung seit lange nach diesen überseeischen Gebieten ergossen und haben sich dem entsprechend an diesen Gestaden drei große Ausgangsthore für die überseeische Auswanderung aufgethan: die Hafenstädte Amoy, Swatau und Canton (mit Macao und Hongkong). Die Insel Hainan, welche viele Auswanderer besonders nach Singapore abgibt, ist zu dieser Gruppe zu rechnen. Die dritte Gruppe umfaßt die noch nicht vollständig colonisirten Provinzen, d. h. diejenigen, welche noch wilde oder halbwilde Urbevölkerungsreste beherbergen und welche daher für ihren etwaigen Ueberschuß an Einwohnern Verwendung in ihren eigenen Grenzen finden. Es sind dies Kuangsi, Jünnan, Szytschhuan, Kueitschëu, Kjangsi und Kansu. Die vierte Gruppe endlich bilden die Tieflandsprovinzen Kiangsu, Tschekjang und Nganhoei, sammt Theilen der im Yangtsze-Gebiet gelegenen Provinzen Hupe, Hunan und Honan. Diese bieten bei der großen Fruchtbarkeit des Deltabodens, dem reichen Binnenverkehr auf den vielen Flußarmen und Canälen, endlich bei der großen Zahl volkreicher Städte einer fast unglaublich dichten Bevölkerung hinlängliches Auskommen. Aber doch ist der Ueberschuß Obdach- und Nahrungsloser begreiflicher Weise ein sehr bedeutender, scheint jedoch, da wir von Auswanderung aus diesen Gebieten nichts vernehmen, was der aus den anderen Landestheilen an die Seite zu setzen wäre, sich selbst durch die vielen Krankheiten, welche die dichte Bevölkerung auf dem Sumpfboden heimsuchen, durch oft wiederkehrende Hungerjahre und durch Ueberschwemmungen, welche mehr als einmal Hunderttausende getödtet haben, wieder auf das Maß herabzubringen, welches der Ernährungsfähigkeit des Bodens entspricht. Auch ist in Betracht zu ziehen, daß die Bevölkerung dieses Tieflandes minder unternehmend und regsam ist als die des Südens und daß die Hand der Regierung härter auf ihr ruht, weil sie dem Mittelpunkt näher ist und von Charakter nachgiebiger zu sein scheint.

Als eine Art neutralen Bodens erscheinen endlich die drei Binnenprovinzen Hupe, Honan und Hunan, die zum Theil an den Eigenschaften der Tieflandprovinzen theilnehmen, zum Theil Auswanderer nach Norden abgeben, vorwiegend aber zu der Gruppe der noch nicht ganz aufgefüllten Gebiete gehören.

Es ist nicht möglich, die Größe der chinesischen Auswanderung genau abzuschätzen, denn wir haben weder über die aus China abgehenden, noch die in fremden Ländern oder in chinesischen Colonien ankommenden Chinesen irgend welche verläßliche Statistik. Die Angaben, welche über diese Punkte gemacht werden, bewegen sich deßhalb in allgemeinen Ausdrücken und sind in allen Fällen nur als Annäherungen aufzunehmen. J. J. Sturz, von dem wohl keine Unterschätzung der Ausdehnung des Kulihandels zu erwarten ist, bemißt die Zahl der innerhalb 30 Jahren ihrem Lande entrissenen und in die Fremde vermietheten Kuli's auf zwei Millionen[9]). Scherzer berechnet, daß jährlich 50—60,000 Chinesen ihre Heimath verlassen, um sich in fernen Welttheilen als Arbeiter zu verdingen[10]). Ob dieß eine Schätzung der gesammten chinesischen Auswanderung sein soll, geht aus dem Wortlaut nicht hervor, aber wir möchten es bezweifeln, da derselbe Beobachter in seinem Berichte über Swatau sagt, daß allein in den Monaten October, November und December 1869 13,723 Chinesen aus diesem Hafen auswanderten, wovon 11,629 ihren Weg nach Singapore nahmen. Bowring schrieb vor nun zwanzig Jahren aus Hongkong: „Hier liegen fast stets ein oder mehrere Schiffe, die chinesische Auswanderer nach Californien oder anderen Plätzen befördern[11])." Er sagt ferner in derselben Correspondenz: „In Singapore mögen jährlich 10,000 neue Ankömmlinge eintreffen, während nur 2000 in die Heimath zurückkehren." Ein Kenner der Verhältnisse gibt die Zahl der Kulis, welche von 1863—70 allein von Macao nach Cuba und Peru verschifft wurden, auf 94,249 an.

---

9) Ausland 1872. S. 414. In seinem eben erschienenen Schriftchen: „Die deutsche und die chinesische Aus- und Rückwanderung" schätzt Sturz die Zahl der jährlich auswandernden Chinesen auf „mehrere Hunderttausend" und die in fremden Ländern Lebenden nebst ihren Abkömmlingen auf 8 bis 10 Millionen. (S. 12.)

10) Scherzer, Fachmännische Berichte über die österr.-ungar. Exped. nach Siam, China und Japan 1872. I. S. 263.

11) Zeitschrift für Erdkunde 1856. S. 506.

Derselbe berechnet die durchschnittlichen Auslagen, die dem „Versender" in Canton für jeden Kuli erwachsen, auf 171 D., während der Werth desselben in Havana und Callao 300—450 D. beträgt. Wenn er nun berichtet, daß ein einziges Haus in einem Jahr 1½ Millionen Franken am Kuli-Versandt gewonnen habe, so läßt sich ein Schluß auf die Bedeutung dieses Menschenhandels machen. 1864/65 wurden in Canton 14 Schiffe mit Kulis in 12 Monaten expedirt. Der jährliche Bedarf Peru's und Cuba's stieg 1870 auf 30,000 und nach Californien wurden alle 2 Wochen über 600 eingeschifft[11a]). Nach Dennys gingen aus Macao 1865 5207 Kulis nach Havana, 8417 nach Callao, 50 nach den Sandwichinseln. Dazu wurden in Canton noch 2716 unter französischer Flagge von spanischen Agenten nach Havana verschifft[12]). Daß der „Markt" selten Mangel an chinesischen Arbeitern leidet, scheint daraus hervorzugehen, daß z. B. die nöthigen Bergarbeiter für die ausgedehnten Zinngruben von Banka, welche alle Chinesen sind, meist von selbst kommen, so daß es selten nothwendig wird, einen Beamten behufs Anwerbung nach Singapore zu schicken[13]). Im Gegentheil ist es mit der Zeit fast an allen Auswanderungszielen der Chinesen und besonders in den spanisch- und niederländisch- indischen Besitzungen, sowie in Nordamerika, nothwendig geworden, dem Nachdrängen der beständig neuen Tausende von Einwanderern Schranken zu setzen[14]). Ueber die Zahl derjenigen Auswanderer, welche über die Binnenlandgrenzen nach der Mandschurei und Mongolei wandern, haben wir nicht einmal eine Andeutung, wir wissen nur, daß diese Auswanderung noch immer im Gange ist. Jedenfalls ist es nicht übertrieben, wenn wir annehmen, daß innerhalb eines Jahres gegenwärtig nicht unter 150,000 die Zahl der Chinesen beträgt, welche sich für eine Reihe von Jahren oder für immer aus dem „Eigentlichen China" entfernen.

Die freiwillige Auswanderung, d. h. die Auswanderung ohne Antrieb und Förderung der Regierung ist erst seit fünfzehn Jahren formell erlaubt. Plath theilt eines der Verbote mit, welche früher gegen

---

11a) Dabry de Thiersant in der Revue maritime et coloniale 1871. S. 893 und 913.

12) Dennys, Treaty Ports of China and Japan 1867. S. 228.

13) Mohnicke, Banka und Palembang 1874. S. 49.

14) S. im folgenden Abschnitt: „Die Chinesen auf den Philippinen" und besonders die dortige Anm. 22.

sie erlassen wurden; es stammt aus Khiaking's Regierungszeit (1796—1820) und straft mit Enthauptung „alle, die heimlich zur See gehen, sei es Handel zu treiben, oder in fernen Eilanden sich zum Handel niederzulassen[15]." Die Regierung ging hierbei wohl weniger von allgemein wirthschaftlichen Erwägungen, als von der Befürchtung aus, daß die Auswanderer in den überseeischen Chinesencolonien in Verschwörungen gegen die Sicherheit des Reiches verwickelt werden könnten. Waren doch in Siam und Annam Hunderttausende, die den Mandschus nicht aufhörten zu grollen, und haben doch noch heute die socialistischen Geheimbünde ihre weiteste Verbreitung und größte Macht unter den Chinesen Hinterindiens und des indischen Archipels[16]). Gestattete sie aber auch einzelnen Seeleuten oder Handeltreibenden die Reise ins Ausland, so wurden doch die Familien um so strenger zurückgehalten und noch heute sind in allen Chinesencolonien Frauen und rein chinesische Familien eine große Seltenheit. Wahrscheinlich kommen Vorurtheile auf Seite der Weiber diesen Verboten entgegen[17]), wenigstens soweit die überseeische Auswanderung in Betracht kommt. Nach der Mandschurei und Mongolei geht dagegen die Familienauswanderung ganz regelmäßig vor sich.

Unter diesen Auswanderern ist die Grenze zwischen ganz Freiwilligen, durch leichtere Verträge Gebundenen und denen, die durch förmlichen Verkauf geradezu zu Sklaven geworden sind, den eigentlichen Kulis, nicht leicht zu ziehen und es ist deßhalb auch nicht möglich, die Zahlen der einzelnen Kategorien anzugeben. Manche glauben freiwillig auszuwandern und sehen erst auf dem Schiff oder am Bestimmungsort, daß sie gebunden sind; und manche, die als halbe Sklaven zu Schiff gingen, sind durch einen glücklichen

---

15) J. H. Plath, die Völker der Mandschurey 1830. II. 941. Vergl. damit Dabry de Thiersant a. a. O. S. 877: „Le code pénal chinois compte dix crimes capitaux parmi lesquels se trouve classé en troisième ligne l'abandon du sol pour un pays étranger."

16) A. Bastian, die Völker des östlichen Asiens V. 1869. S. 5.

17) „It is a fact which must prove a great barrier to successful coolie-emigration: No women have been obtainable either for the British or Spanish coolies, though the export of coolies had exceeded 60,000, and except by kidnapping, by direct purchase from the procuresses or the brothels, it is certain no woman can be induced to emigrate. . . In process of time Hongkong will probably furnish some voluntary female emigrants." Bowring, A Visit to the Philippine Islands. 1857. S. 182.

Zufall wieder frei geworden. Aber die große Masse der Auswanderer ist schon vor der Ankunft an ihrem Bestimmungsorte durch irgend eine Art von Vertrag gebunden, der am häufigsten die Abverdienung der Reisekosten festsetzt. Der eigentliche Kulihandel hat in Macao 1848 begonnen[18]) nachdem allerdings schon elf Jahre vorher indische Kulis nach Englisch-Westindien verschifft worden waren[19]). Er war im Anfang ein einfacher Sklavenhandel ohne alle Regelungen. Auch gegenwärtig ist er nichts besseres als eine sehr gewinnreiche Ausfuhr meist unfreiwilliger Auswanderer. Er ist bei allen Maßregeln, die neuerlich scheinbar zu Gunsten der Kulis getroffen sind, im Grunde doch immer ein Sklavenhandel und zwar ein kaum gemilderter geblieben. Es macht wenig Unterschied, daß man die Sklaven auf Lebensdauer, den Kuli aber nur auf acht Jahre verkauft. Wir werden im folgenden Abschnitt sehen, welche Mühe es gekostet hat, um in Peru und Cuba dem Kuli nach acht Jahren seine vertragsmäßige Freiheit zu sichern. Tausende sind trotz aller Verträge in der Sklaverei alt geworden und gestorben. Der Sklavenhandel fängt übrigens schon mit der Werbung der Kulis an. In dem Prozeß, der den Meuterern des französischen Kulischiffes „La Nouvelle-Pénélope“ gemacht wurde, sagten die Werber aus, daß 60 Proc. aller Kulis gegen ihren Willen auswanderten[19a]), und es ist bekannt, daß die chinesischen Behörden Gehülfendienste bei dieser Menschenfängerei leisten, statt ihr entgegenzutreten. Die Werber sind Banditen der schlimmsten Sorte, die kein Mittel unversucht lassen um sich den Lohn zu verdienen, der ihnen contraktmäßig für jeden Kuli zufällt, welchen sie einliefern. Selten wagt es ein Kuli, den Einschüchterungen dieser Menschenfänger gegenüber zu erklären, daß er zur Auswanderung gezwungen sei. Wird er darauf der nächsten Behörde zugesandt, um in seine

[18]) Dennys a. a. O. 227. Dabry de Thiersant nennt 1847 als das erste Jahr der Kuliausfuhr nach Cuba und Peru. Indessen war die Auswanderung nach Hinterindien, den Sunda-Inseln, Manilla u. a. O. schon immer keine ganz selbstständige gewesen: „Rien de plus simple, de plus pratique que leur manière de faire. Lorsqu'ils se présentaient à bord comme passagers, le capitaine n'exigeait d'eux qu' une chose: être valide ou connaître un métier. A l'arrivée à destination ils ne débarquaient pas avant d'avoir contracté à terre un engagement qui leur permettait, au moyen d'un prélèvement sur leur salaire, de rembourser les dépenses de la traversée.“ (Ders. a. a. O. S. 878.)

[19]) Ausland 1872. S. 393.

[19a]) Dabry de Thiersant a. a. O. S. 890.

Heimath gebracht zu werden, wie es das Gesetz will, so liefert ihn diese Behörde, die vom Händler bestochen ist, nicht selten auf's Schiff, wo es kein Entrinnen mehr gibt.

Dennys nimmt drei Klassen von Kuli-Auswanderern an. Es sind ihm zufolge entweder Gefangene, welche in den in Kuangtung so häufigen Clanfehden gemacht und nach altem Herkommen von ihren Siegern verkauft werden, oder mit Gewalt weggeführte (kidnapped) Küstenbewohner, oder endlich solche, die sich im Spiele selbst verloren und verkauft haben. Viele werden durch Täuschung ans Schiff gebracht, indem man vorgibt, daß sie für gute Bezahlung sich statt eines Auswanderungslustigen ärztlich und polizeilich untersuchen lassen sollen, um kurz vor der Abfahrt von diesem abgelöst zu werden, der sich nur der Untersuchung entziehen möchte. Natürlich löst sie Niemand ab und aller Widerspruch ist vergeblich, sobald sie einmal an Bord sind. Der Gewinn ist nicht gering, denn für einen Kuli, der bis Havana alles in allem nicht über 200 Doll. kostet, werden dort 350 Doll. bezahlt[20]). In Swatau, einem kleineren Hafenplatz von Kuangtung muß das „kidnapping“ ganz besonders in Blüthe gestanden haben; Lord Elgin schreibt von dort gelegentlich seines Besuches im Jahr 1858, ehe dieser Platz den Europäern eröffnet war: „Die Niederlassung hier ist eine vertragswidrige. Sie besteht wesentlich aus den Vertretern der beiden großen Opiumhäuser Dent und Jardine. Opiumhandel und Kulihandel — der darin besteht, daß man arme Teufel einfängt, sie auf Schiffe bringt, wo alle Schrecken des Sklavenhandels sich erneuen und unter schönen Versprechungen sie nach Cuba ꝛc. führt — ist das Hauptgeschäft der fremden Kaufleute hier[21]).“ Auch erfahren wir, daß gerade in den Umgebungen von Swatau die Feindseligkeit gegen die Europäer ärger sei als irgendwo anders, und wundern uns unter den angegebenen Umständen gewiß nicht darüber[22]). Es ist übrigens bezeichnend, daß es gerade zwei der unbedeutendsten unter den offenen Häfen sind, welche für die Emporien dieses Handels gelten. Es ist kein Zufall, daß das portugiesische Macao die geringe Bedeutung, welche es noch behalten hat, vorzüglich seinem Kulihandel und seinen Spielhöllen verdankt. Diese beiden Institute gehören in der That

---

20) Dennys a. a. O. S. 228.
21) Letters and Journals of James Earl of Elgin 1875. S. 226.
22) Dennys a. a. O. S. 233.

zusammen und sind durch starke Bande der Interessen miteinander verknüpft[23]).

In Folge zahlreicher Klagen, die bei der chinesischen Regierung über die Mißbräuche des Kulihandels einliefen, hat sie bekanntlich durch eigene Commissionen sowohl den Handel selbst als auch die Lage der Kulis untersuchen lassen und darauf den Handel zu regeln gesucht. Aehnliches hat die portugiesische Behörde in Macao gethan. Aber eine Zusammenstellung der Aufstände, die in den letzten Jahren auf Kulischiffen vorgekommen sind, läßt erkennen, daß in diesen Dingen noch immer etwas faul ist. Ich führe nur einige hervorragende Fälle an: 1871 wurde das französische Schiff Nouvelle Pénélope nach Ermordung des Kapitäns und eines Theiles der Mannschaft von den Kulis nach Macao zurückgebracht. Im selben Jahre verbrannten die Kulis das peruanische Schiff Don Juan auf hoher See, wobei 600 von ihnen selbst um's Leben kamen. 1872 kam der Fall vor, daß das peruanische Kulischiff Maria Luz von seiner Ladung gezwungen wurde, sie in Yokohama an's Land zu setzen, wo die Kulis von den japanischen Behörden in Freiheit gesetzt wurden. Im Ganzen sind von 1865—71 auf nicht weniger als 14 französischen Kulischiffen blutige Meutereien vorgekommen[24]).

Es gibt, wie gesagt, Mittelstufen zwischen diesen Sklaven und denen, welche ganz auf eigene Hand China verlassen. Die Zahl der Letzteren ist in der überseeischen Auswanderung immer gering und wird vorzüglich nur aus Kaufleuten bestehen. Die meisten Auswanderer sind nicht wohlhabend genug, um ihre Reise selber zu bezahlen und borgen das dazu nöthige Kapital von einer der **Gesellschaften**, welche sich die **Besorgung von Auswanderern zur Aufgabe** stellen. Dieselbe bringt ihn an's

[23]) Hübner, Ein Spaziergang um die Welt 1874. II. 377: „Wären Kulihandel und Spielhöllen nicht, so wäre Macao ganz Null für den großen Handel."

[24]) L. Strauss, La Chine 1874. S. 113. Der Streit, der wegen des erwähnten peruanischen Schiffes zwischen Peru und Japan entstanden war, wurde 1875 vom Kaiser von Rußland schiedsrichterlich zu Gunsten Japans entschieden. Dabry de Thiersant a. a. O. S. 891. sagt, daß neun von zehn Kulischiffen, welche nach Peru oder Cuba gehen, zum Schauplatz von mehr oder weniger ernsthaften Meutereien werden. Englischen und amerikanischen Schiffen ist es schon seit Jahren verboten, Kulis zu laden. Von 1863—70 luden in Macao Schiffe folgender Nationalität Kulis: Französische 73, italienische 40, spanische 35, portugiesische 33, peruanische 21, unter der Flagge von San Salvador 12, russische 11, chilenische 7, deutsche 5, holländische 4, österreichische 4, schwedisch-norwegische 3. Ebendas. S. 881.

Schiff, weist ihm meistens auch seinen Bestimmungsort an, und an diesem wird er von den Vertretern derselben Gesellschaft in Empfang genommen und einem der Arbeitgeber zugewiesen, welche ihre Nachfragen an die Gesellschaft zu richten pflegen. Ist es nöthig, so sorgt ihm die Gesellschaft auch für Wohnung und Kleidung und er hat alle diese Auslagen nach bestimmten Regeln ratenweise an die Gesellschaft zurückzuerstatten. Bekanntlich sorgen diese Auswanderungsgesellschaften auch für die Rücksendung der Leichen der Chinesen, auf deren Begräbniß in heimischer Erde der chinesische Aberglaube noch nicht verzichten will. Alle Chinesen, die von derselben Gesellschaft ausgesandt werden, bilden einen Verein zu gegenseitiger Hülfe und Unterstützung und fördern dessen Zweck durch Arbeitsleistungen und Geldbeiträge, manchmal aber auch durch Gewaltthätigkeiten gegen abtrünnige Mitglieder oder Wettbewerber. Die Gesellschaft läßt sich auch unter gegenseitiger Haftbarkeit ihrer Mitglieder herbei, für einzelne ihrer Angehörigen Bürgschaft zu leisten, wofür diese eine bestimmte Steuer entrichten müssen. Es ist eine erwähnenswerthe Thatsache, daß diese Bürgschaft, selbst wenn sie sich auf hohe Beträge erstreckt, kein hohles Wort ist und ebenso, daß bekannter Maßen die Chinesen im Ausland bei Krankheit oder Verarmung fast immer nur ihren eigenen Leuten zur Last fallen[25]).

X Der Wunsch nach R ü c k k e h r i n d i e H e i m a t h, und zwar nach möglichst baldiger Rückkehr, ist wohl allen auswandernden Chinesen gemein und die Meisten würden kaum je das Land verlassen, wenn nicht die Auswanderungsgesellschaften die Verpflichtung übernähmen, sie todt oder lebendig zurückzubringen. Doch wird dieser Entschluß nicht so sehr häufig ausgeführt, wie man gewöhnlich behaupten hört. Abgesehen von der großen Sterblichkeit auf den Transportschiffen und in den vielfach ungesunden Gegenden, nach welchen sich die Auswanderung richtet, bleibt doch der größere Wohlstand, der den Chinesen im Auslande erwartet und ferner die erstaunliche Fähigkeit, welche er besitzt, sich an jedem Orte chinesisch-häuslich einzurichten, nicht ohne abschwächende Wirkung auf derartige Wünsche. Bowring meint, daß es kaum unter zehnen einem gelinge in seine Heimath zurückzukehren[26]). Aber wir finden anderer-

[25]) L. Strauß a. a. O. S. 110. Vor einigen Jahren unterschlug der chinesische Cassirer der Agentur des Comptoire d'Escompte de Paris zu Yokohama 35,000 Doll. und seine Gesellschaft zahlte prompt die Bürgschaft von 40,000 D.

[26]) Zeitschrift für Erdkunde 1856. S. 506.

seits, daß an allen Orten, wo sie gedeihen und man sie nicht bedrückt, die Chinesen sich fest angesiedelt haben. So in allen Theilen Hinterindiens und des indischen Archipels. Die Pietät gegen etwa noch lebende Eltern und die Sorge für die Gräber ihrer Ahnen sind es hauptsächlich, welche sie zurücktreiben [27]), aber dieser Antrieb fällt bei der zweiten Generation weg, die sich ja durch eben dieselbe Pietät immer mehr an die neue Heimath gebunden fühlen muß. Von einem eigentlichen Heimweh oder Heimathsgefühl dürfte gerade bei der Masse der Auswanderer, welche niederen Classen angehören, wenig zu suchen sein; viel mehr dürfte jene Erweiterung des bei ihnen so stark entwickelten Familiensinnes, das Stammes- oder Clangefühl, als ein Faktor anzusehen sein, der zur Rückwanderung anregt. Doch sind die Chinesen weder so störrisch conservativ, noch für das Fremde so ungelehrig, wie man sie früher immer dargestellt hat. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß die Auswanderung zu- und die Rückwanderung abnehmen wird, wenn die Nachrichten von dem Gedeihen der Colonien nah und fern und überhaupt richtigere Begriffe von den Zuständen der Fremde tiefer in's Volk dringen. „Der Unternehmungs- und Abentheurergeist wird in China immer wacher. Die Tausende, welche aus Californien und Australien mit Ersparnissen zurückgekehrt sind, welche für sie zum Leben genügen, haben der Auswanderungslust einen Impuls gegeben, der wohlthätig in allen Ländern empfunden werden wird, wohin jene sich richtet . . . Die neuen Verträge, die häufige Anwesenheit britischer Schiffe in so manchen Häfen von China, die Verdrängung ihrer schweren Dschunken durch unsere besseren Fahrzeuge, welche besonders durch die Schiffsversicherung gefördert wird, der die Chinesen sich jetzt zuzuwenden beginnen — dieß Alles wird dazu helfen, den Bevölkerungsüberschuß von China nach den Gegenden abzuleiten, wo ihr Fleiß ein weiteres Feld und besseren Lohn findet [28])." Diese Worte, welche vor fast zwanzig Jahren ausgesprochen wurden, haben seitdem die ausgedehnteste Bestätigung gefunden, so daß dem Wunsche, die Auswanderung zu fördern, schon bei Vielen die Furcht vor einer mongolischen Ueberschwemmung der Südseeländer entgegentritt. Man

---

[27]) Nach Crawfurd, Journal of an embassy to the courts of Siam etc. 1828. S. 450 bekennen sich nicht blos die in Siam eingewanderten Chinesen zu der siamesischen Religionsform, sondern bequemen sich theilweise sogar dazu, ihre Todten zu verbrennen. [28]) Sir J. Bowring a. a. O. 345.

kann aber sagen, daß ebensosehr wie die Hoffnung, die sich in diesen Worten ausspricht, einer gründlichen Kenntniß chinesischer Verhältnisse entspricht, die Befürchtung, die ihr gegenübertritt, thatsächlicher Begründung entbehrt.

Das starke Familien- und Stammesgefühl läßt freilich auch in der Fremde den Zusammenhang mit der Heimath sich nicht lösen. Wie weit freilich die Angabe des Abbé David verallgemeinert werden kann, welche besagt, daß die jungen Ansiedelungen in der Mongolei „fortfahren, von den Mandarinen ihrer Heimathsgemeinden abzuhängen[29])," ist mir nicht bekannt. Aber wir finden aus Hongkong eine Thatsache berichtet, welche auf eine starke Abhängigkeit anderer Art hindeutet. Es wurde 1858 in Hongkong und Macao eine Proklamation verbreitet, welche von den „Braven der Provinz Kuangtung" unterzeichnet war und allen dortigen Chinesen befahl, in Zeit von einem Monat den Dienst der Fremden zu verlassen. Im Fall sie nicht gehorchten, sollten die Aeltesten der betreffenden Gemeinden ihre Eltern den Behörden überantworten, damit sie wie Rebellen bestraft würden[30]). Die große Mehrzahl gehorchte dieser Aufforderung, wiewohl dieser Gehorsam mit mancherlei Schwierigkeiten und materiellen Verlusten erkauft werden mußte. In anderen Beziehungen scheinen es sich die Behörden eher zur Aufgabe zu machen, die Auswanderer von der Rückkehr abzuschrecken, als dieselbe zu befördern. Wer nämlich reich oder auch nur wohlhabend zurückkehrt (und 1000 Doll. gelten bei einem, der aus der Fremde kommt, für ein hübsches Vermögen[31]), verfällt ohne Gnade ihrem Schraub- und Plagesystem, von dem es unmöglich scheint, sich zu befreien[32]). Lord Elgin erzählt eine Geschichte, wie die Söhne eines alten Mannes in Canton, welche im Dienste europäischer Häuser sich in Swatau aufhielten, von den Mandarinen gezwungen wurden, ohne Weiteres 20,000 Doll. zu zahlen, indem sie den alten Mann, dem sie Schrecken einjagten, benützten, um die Söhne zum Zahlen zu zwingen. Man betrachtete sie als Auswanderer. „Solche Fälle kommen hier beständig vor[33])," fügt er hinzu.

---

29) Bullet. de la Soc. de Géographie. Paris. 1871. II. 469.
30) Dennys a. a. O. 54. 31) L. Strauß a. a. O. 110.
32) Williams, Geographie des chinesischen Reiches 1854. S. 209.
33) Elgin a. a. O. 227.

Man kann, alles in allem genommen, nach dem vorstehend Gesagten nicht mehr daran zweifeln, daß die Chinesen ein Colonialvolk von großer Zukunft sind. C. Ritter hat die gegentheilige Meinung mit der besonderen Begründung ausgesprochen, daß das Gesetz den Auswanderern das Mitnehmen von Weibern und Kindern verbiete[34]). Aber ein solches Gesetz wird auf die Dauer nicht den Wirkungen der Uebervölkerung in China widerstehen, und wird dem Trieb und der Fähigkeit zum Colonisiren, welche die Chinesen in so hohem Grade auszeichnen, keine Schranke setzen. Auch wird die Thatsache aus vielen chinesischen Colonien berichtet, daß die Kinder von Chinesen mit malayischen, mandschurischen u. a. Weibern vorwiegend den chinesischen Charakter ausprägen, nicht nur weil sie in den chinesischen Niederlassungen aufwachsen und auf chinesisch erzogen werden, sondern auch weil die geistigen und körperlichen Eigenschaften des Vaters stärker in diesen Sprößlingen vorwalten sollen als die der Mutter[35]). Wir wissen ferner, daß außerordentliche Ereignisse tausende von Chinesinnen zur Auswanderung bewogen haben[36]) und es scheint fast, als ob sogar unter den regelmäßigen Auswanderern die Zahl der Frauen, welche früher gleich Null war, im Zunehmen begriffen sei[37]).

Von dieser Beschränkung abgesehen, die bei einem so praktisch verständigen Volke, wie den Chinesen, nicht von Dauer sein kann, haben sie sich bisher als eines der colonisationsfähigsten Völker bewiesen, die man kennt. Was wir im Vorstehenden über ihre Colonien gesagt haben, zeigt dieß zur Genüge und noch klarer wird es aus der Einzelbeschreibung der Colonien hervorgehen.

Die Frage liegt nahe, ob nicht die Rückwanderung so vieler in der Fremde gewesener Chinesen eine Rückwirkung auf die Anschauungen und Zustände der Zurückgebliebenen üben

---

34) C. Ritter, Asien III. 797.

35) Mallat, Les Philippines 1846. II. S. 134: „Aussi a-t-on coûtume de dire à Manille que le sang chinois est très fort.“

36) So befanden sich auf den Dschunken des Seeräubers Limahong, als er 1574 Manila angriff, nicht weniger als 1500 Weiber, wie Zuñiga, Historia de las Jslas Filipinas 1803. I. 136 erzählt.

37) Nach Bowring a. a. O. S. 24 und 181 hatten die innere Stadt von Manila und der Binondo-Distrikt 1855 unter 5595 Chinesen nur 1 chinesische Frau und 14 Kinder, während in Californien jetzt einige hundert Chinesinnen leben, von denen allerdings nur eine kleine Minderzahl verheirathet ist.

müsse. Zwar scheint die geringe Zahl der Ersteren im Vergleich zu den Letzteren die Frage zu verneinen, aber da wir auf der anderen Seite aus zahlreichen Berichten ersehen, daß die Wunder der fernen, fremden Länder in den weitesten Kreisen des chinesischen Volkes Interesse zu erregen beginnen, da wir ferner wissen, daß in den letzten zwanzig Jahren wohl eine Million Chinesen, nach ihren Begriffen wohlhabend, aus der Fremde in die Heimath zurückkehrten, und ferner mehrere unanzweifelbare Thatsachen vorliegen, die für die Thätigkeit und größeren Erfolge der Rückwanderer sprechen[38]), so darf man annehmen, daß ein solcher Einfluß in der That besteht. Bedarf es einer Gewährschaft, so kann die Meinung Raffles' angeführt werden, welcher glaubte, diese Rückwirkung werde mit der Zeit nicht geringer anzuschlagen sein, als die Amerika's auf Europa[39]). Bei dem großen Einfluß, welcher in einem Lande wie China der Regierung zukommt, ist es sicherlich nicht ohne Bedeutung, daß selbst diese sich gezwungen gesehen hat, europäische Einrichtungen in einigen Gebieten der Verwaltung einzuführen und das Studium der europäischen Verhältnisse zu fördern. Und auch das Beispiel, welches England in seinen Colonien Hongkong und Singapore, welche man als chinesische Colonien betrachten kann, durch eine duldsame und erleuchtete Politik seit Jahrzehnten zu geben fortfährt, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Es steht immerhin zu hoffen, daß die rückkehrenden Auswanderer einiges zur Lösung des Zwiespaltes beitragen werden, den ein neuerer Chinareisender drastisch, aber wahr in die Worte faßt: Steam or anarchy — Fortschritt oder Verfall[40])!

---

[38]) Die aus Singapore zurückgewanderten Kaufleute, welche von den Europäern gelernt haben, verdrängen neuerdings die früher in den großen Handelsstädten fast alleinherrschenden Amoy-Leute.

[39]) C. Ritter, Asien III. 809. Auch J. J. Sturz legt der chinesischen Rückwanderung in seinem obengenannten Schriftchen eine sehr große Bedeutung bei. Er nennt ihre „allmähliche Wirkung auf das ganze Land eine unberechenbar wichtige für die stufenweise Erschließung desselben zum Verkehr und Austausch mit uns, der zu freundlichen und socialen Beziehungen führt." (Das. S. 15.)

[40]) Williamson, Travels in Northern China 1870 I. 80.

Zweiter Abschnitt.

Beschreibung der Colonien.

I.

Die Besiedelung der Mandschurei.

Nirgends ist die chinesische Colonisation so rasch vorgeschritten und so erfolgreich gewesen, wie in dem Lande, das zwischen dem Golf von Petschyli, dem japanischen Meer, dem Amurstrom und der Mongolei sich ausbreitet. Wenige hohe Gebirge, vorwiegend fruchtbare Hügelländer und Niederungen, reich bewässert, erfüllen dasselbe, so daß man es im Allgemeinen, was Bodenbeschaffenheit und Klima betrifft, in der Südhälfte als eine Fortsetzung der ähnlich gearteten nordchinesischen Provinzen betrachten kann. In den nördlichen und nordöstlichen Theilen macht sich allerdings die höhere Breite und theilweis auch die Nähe der See bereits stark in kälterem, nebelreichem Klima bemerklich. Ein großer Theil der Nord-Mandschurei ist aber bekanntlich seit 1858 und 60 durch den Vertrag von Aigun in russischen Besitz übergegangen und bildet jetzt den hoffnungsvollsten Theil der russisch-asiatischen Besitzungen[1]). Indessen würde auch ohne diese Abgliederung die Nordmandschurei für unseren Zweck hier nur wenig in Betracht kommen, denn das eigentliche Colonisationsgebiet der Chinesen kann man als durch den Songari-Ula im Norden und den Ussuri im Westen begrenzt annehmen, so daß also noch ein großes Stück Land zwischen diesem Gebiete und der russischen Grenze übrig bleibt, welches sich erst jetzt aufzufüllen beginnt.

Aus diesem Lande brachen die tungusischen Horden hervor, welche nach längeren Grenzkriegen die alt und schwach gewordene Ming-Dynastie stürzten und 1644 einen ihrer Führer auf den chinesischen Thron setzten. Es war dieses Ereigniß epochemachend für die Besiedelung der Mandschurei, denn die Nachkommen dieses Mandschukaisers regieren (als Taitsing-Dynastie) seit dieser Zeit über

[1]) S. u. den Abschnitt: Die Chinesen im Amurland.

China und förderten die Besiedelung ihrer Heimath aus verschiedenen Gründen so eifrig, daß ein großer Theil derselben heute bereits als ächt-chinesisches Land zu betrachten ist.

Allerdings sind sie nicht die Ersten gewesen, die chinesisches Volk und chinesische Gesittung in das Land jenseits der Pallisadenwälle verpflanzten. Als im 10. Jahrhundert n. C. das Khitan-Reich in der Südmandschurei entstand, welches späterhin einen großen Theil von China in sich aufnahm, wurden bereits zahlreiche chinesische Kriegsgefangene und sonstige Zwangsansiedler nach der Mandschurei verpflanzt [2]). Das Volk der Jutschi, deren Fürsten auf den Trümmern des Khitan-Reiches ein Reich von ähnlicher Begrenzung und Ausdehnung errichteten, scheint sogar schon damals die Nachgiebigkeit gegen chinesische Cultureinflüsse gezeigt zu haben, welche später die Mandschus so rasch mit den Chinesen zusammenschmolz. Ihre Herrschaft dauerte nur ein Jahrhundert und doch waren während dieser Zeit die Eroberer schon ganz in die Sitten und Sprachen der Unterworfenen hineingewachsen [3]). Unter den darauf folgenden Dynastien der Mongolen und der Ming wurden die Mandschuländer tributpflichtig und blieben also in Berührung mit den Chinesen, deren höhere Cultur nicht ohne Wirkung auf sie geblieben sein dürfte [4]). Sicher wissen wir, daß während des Krieges, den Kublai Khan mit Korea führte, Militärcolonien zur Versorgung des Heeres in der südlichen Mandschurei angelegt wurden [5]).

Mit der Eroberung China's durch die Mandschus begann aber sofort ein zwiefacher, viel mächtigerer Auswanderungsstrom: Der

---

[2]) J. H. Plath, die Völker der Mandschurey. Göttingen 1830. Bd. I. 89.

[3]) „Die Jutchi in China waren überhaupt zu der Zeit schon so sehr Chinesen geworden, daß sie von Jugend auf fast nichts als chinesische Sprache, Sitte und Literatur lernten, und Oulo sie erinnern mußte, die heimische Weise, Sprache und Schrift doch nicht zu versäumen.“ J. H. Plath, Eb. I. 224.

[4]) Es scheint auf solche Einflüsse hinzudeuten, wenn eines der nordmandschurischen Völker, die Dauren, sich 1649 gegen die Russen unter Chabarow in einer offenbar nach chinesischem Muster gebauten Festung vertheidigte. Die Russen fanden auch hier immer Chinesen, die zu je fünfzigen sich, theils um Tribut einzusammeln, theils des Handels wegen, hier aufhielten. J. H. Plath, Eb. I. 59.

[5]) Bei seiner Expedition nach Japan versah Kublai Khan seine Truppen mit Lebensmitteln, welche die vorher an der Straße nach Korea und in Korea selbst gegründeten Colonien erzeugen mußten. Behufs dieser Coloniengründung wurden zahlreiche koreanische Familien „mises en réquisition.“ E. Biot im Nouv. Journal Asiatique 1850. I. 558.

Mandschus nach China und der Chinesen nach der Mandschurei. Derselbe hat nach etwas mehr als zweihundertjähriger Zusammengehörigkeit der beiden Länder bewirkt, daß die Mandschus als Sondervolk in raschem Verschwinden begriffen und die Mandschurei dagegen mit 10—12 Millionen Chinesen erfüllt ist. Gewiß ein beachtenswerthes Resultat[6])!

Freilich sind auch nirgends dem Colonisationsbetrieb und den colonisirenden Fähigkeiten der Chinesen so günstige Bedingungen geboten worden. Das Land war nicht unbegünstigt von der Natur, hatte einen großen Theil seiner bisherigen Bevölkerung verloren, die der neu aufgehenden Sonne der stammverwandten Dynastie nachzog, und die Colonisten durften Seitens der Regierung Schutz und Förderung erwarten. Die letztere half der Colonisation selber durch große Strafcolonien, theils von Verbrechern, theils von politisch Mißliebigen nach, und besonders die Letzteren machten bei den massenhaften Verbannungen bald einen beträchtlichen Theil der Bevölkerung aus. Noch jetzt unterscheidet man leicht die Nachkömmlinge von zahlreichen Leuten aus Jünnan, welche nach dem Scheitern des dortigen Aufstandes gegen Kaiser Kanghi (1672) in die nordwestliche Mandschurei verbannt wurden, und Land erhielten, wofür sie nun für immer die Verpflichtung haben, auf einer gewissen Strecke Poststationen zu halten und Postpferde zu liefern[7]). Die Nachrichten über den weiteren Fortgang der Colonisation sind bis auf die letzten Jahre spärlich. Wir wissen aus den Berichten des P. Gerbillon, der im Anfang des 18. Jahrhunderts die Mandschurei bereiste, daß

---

[6]) Die Angaben über die Bevölkerung der Mandschurei schwanken so sehr, daß auf der einen Seite Behm und Wagner noch 1874 für die Mandschurei, Mongolei und Tibet zusammen nur 6 Mill. Seelen annehmen (Ergänzungsheft 35 zu den Geogr. Mitth. 1874), während Kenner des Landes wie Meadows und Williams dieselbe auf 12 Mill. für die Mandschurei allein schätzen. Wenjukow folgt diesen Letzteren, die auch mir der Wahrheit näher zu sein scheinen als die Berechner der „Bevölkerung der Erde." Schon wenn man die Zahl bedeutender Städte in Betracht zieht, welche in der Mandschurei liegen, muß die Bevölkerungszahl von 3,187,286, welche dieselben für die Mandschurei annehmen, als zu tief gegriffen erscheinen. Williamson nimmt, wo er diese Angaben macht (Travels in Northern China II. 39), 11 Mill. für die Chinesen und nur 1 Mill. für den Rest der Mandschuren, Dauren, Solonen u. a. in Anspruch.

[7]) Palladius, Expedition von Peking nach Blagoweschtschensk. Auszugsweise im Journ. R. Geogr. Soc. London 1872. S. 169.

damals schon in der Gegend von Ninguta zahlreiche Ansiedelungen bestanden[8]) und aus Amiot's und Hallerstein's Berichten geht hervor, daß jenes südliche Stück der Mandschurei, welches vom Liaoho bewässert wird und früher Liaotung hieß, jetzt aber als Schingking eine Provinz des eigentlichen China bildet, von einer Bevölkerung von 235,620 im Jahre 1743 auf 668,852 im Jahre 1765 sich hob. Die Zählung von 1812 ergab (nach Gützlaff) 942,003, und die von 1842 2,167,286 Seelen. Neuerdings sprechen aber Kenner der Verhältnisse wie Meadows und Williamson von 8—9 Millionen[9]); Gützlaff nimmt schon in seiner Geschichte des chinesischen Reiches, welche vor mehr als dreißig Jahren niedergeschrieben ist, „auf die Mandschurei 10 Millionen" an[10]), wovon dann mindestens $\frac{3}{4}$ auf Schingking entfallen würden. Ein so rasches Wachsthum ist selbst für chinesische Verhältnisse auffallend; aber es ist sicher, daß Schingking bereits zu den ziemlich dicht bevölkerten Theilen China's gehört und die höheren Zahlen sind in diesem Fall wahrscheinlicher als die niedrigen.

Die Art und Weise der Besiedelung ist, von unwesentlichen örtlichen Besonderheiten abgesehen, dieselbe gewesen, wie in der Mongolei, in Tibet, oder in Tongking. Sie war zunächst in hohem Grade begünstigt durch die Beschaffenheit der nächstangrenzenden Provinzen Nordchina's, welche im Verhältniß zu dem nur mäßigen Bodenreichthum und dem rauhen Klima, wie wir gesehen haben, übermäßig dicht bevölkert sind. Wohl sind sie, absolut gerechnet, nur halb so dicht bevölkert, wie gewisse südlicher gelegene Provinzen (z. B. Tschekjiang und Fukjan), aber sie sind mehr als halb so arm. Wenn irgendwo kann man hier, in Petschyli, Schangtung, Schansi, von Uebervölkerung sprechen. Unter diesen

---

8) „L'empereur a même pris soin de faire repeupler la campagne par les Tartares et les Chinois, qui suivant la loi doivent être condamnez à l'exile pour certains crimes; aussi trouvâmes-nous des villages, quoique nous fussions assez éloignez de Nin-gouta, où nous prîmes des raffraichissemens. Ils ont de quoi vivre etc." P. Gerbillon in Du Halde Description de la Chine T. IV. S. 9.

9) Stein & Wappäus, Handbuch der Geographie und Statistik. II. Bd. III. Abth. S. 92. Williamson II. 39. Wenjukow, Die russisch-asiatischen Grenzlande. S. 170.

10) Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches. S. 906.

Umständen mußte die Mandschurei, mit ihrem fruchtbaren, unausgebeuteten Boden so nahe gelegen, eine große Anziehung üben. Die Förderung von Seiten der Regierung, welche auch heute noch nicht aufgehört hat[11]), konnte dieselbe nur verstärken. Auch ziehen die Goldwäschereien in der Ostmandschurei alljährlich Viele an, die hier ihr Glück suchen und häufig im Lande bleiben[12]) und endlich fördert auch der wachsende Handelsverkehr die Zuwanderung. Die Mündung des Liaoho, an welcher seit einigen Jahrzehnten sich die bedeutende Handelsstadt Niutschhuang erhoben hat, ist von der Peho-Mündung selbst mit Segelschiffen in 2—3 Tagen zu erreichen und kleinere Dschunken gehen im Flusse bis Girin hinauf. Endlich kommt als weiterer fördernder Umstand hinzu, daß die Mandschus zwar ein rohes, aber einfaches und gutmüthiges Volk sind, mit dessen Heranbildung zu chinesischer Cultur es nicht so schwer hält, wie mit der der Mongolen. Man hat ihre Gelehrigkeit und Anpassungsfähigkeit mit der der Japaner verglichen. Auch scheinen wenigstens in den zwei letztvergangenen Jahrzehnten die Unsicherheit der Zustände im eigentlichen China, und vorzüglich die Einfälle der mahometanischen Rebellen in Nordchina zahlreiche Auswanderer nach dem ruhigen, geschützteren Lande jenseits der Grenze geführt zu haben.

Der Boden der Mandschurei wird an Fruchtbarkeit dem der besseren Gegenden von Nordchina verglichen, aber die betreffenden Angaben beziehen sich nur auf die Südmandschurei, wo allein der Ackerbau bereits auf hoher Stufe steht. Man baut dieselben Produkte wie in Nordchina, also vorzüglich Hirse, Weizen, Gerste, Hülsenfrüchte, Opium, Hanf. Von einer äußerst wohlschmeckenden Reisart, die hier häufig gebaut werden soll[13]), ist in mehreren Berichten die Rede, wiewohl das Klima dagegen zu sprechen scheint. Ebenso wird auch Indigo als ein Produkt der südlichen Mandschurei angeführt, doch wird dies wohl nichts anderes als Waid sein.

Ueber die Verhältnisse des Grundeigenthums in der Mandschurei liegen keine genügend eingehenden Berichte vor. Wir hören, daß viele reiche Mandschuren Großgrundbesitzer sind und ihr Land an Chinesen verpachten. Daß der Staat Ländereien in

---

[11]) Nach Williamson II. 70 erhalten die Ansiedler in den noch dünn bevölkerten Theilen Land zu nominellen Preisen.

[12]) Palladius S. 150.

[13]) Williamson II. 42.

den dünnbevölkerten Distrikten theils vergabt, theils zwangsweise besiedelt, wurde erwähnt. Wie überall, wo Friede herrscht, sind auch hier die Chinesen ungemein gediehen und haben vielerorts durch ihre Schlauheit und Arbeitsamkeit die früheren Besitzer verdrängt. Wenigstens berichtet Williamson, daß die Mandschuren, soweit sie im Lande geblieben sind, immer weiter nach Norden zurückweichen und daß rein mandschurische Orte eine Seltenheit seien; es sei schon selten, daß man Ortschaften mit mehr als $\frac{1}{10}$ einheimischer Bevölkerung treffe[14]). Auf dasselbe System der Verdrängung durch Uebervortheilung, wie in der Mongolei, scheint ferner die Angabe hinzuweisen, welche wir bei Wenjukow finden, daß trotz einer Bestimmung, welche den Mandschuren alle höheren Aemter in ihrem Heimathlande vorbehält, die Chinesen sich in einflußreiche Stellen zu drängen gewußt haben und daß alle nicht chinesischen Einwohner der Mandschurei im Haß gegen den „demokratischen" Chinesen einig seien[15]). Keinem Zweifel unterliegt jedenfalls die schon erwähnte Thatsache, daß die mandschurische Sprache in einem entschiedenen Rückgange begriffen ist. Hierin müssen die Mandschus trotz ihrer herrschenden Stellung den Einfluß der überlegenen chinesischen Cultur nicht minder stark fühlen als die halbwilden Miaotses und Lolos der westlichen Gebirge. Die meisten Mandschus haben selbst hier in ihrer Heimath sich bequemen müssen, chinesisch zu lernen, und wenn sie auch unter sich ihre Muttersprache reden, so ist es doch allgemein Sitte, daß sie ihre Kinder in die chinesischen Schulen schicken[16]). Hierin hat übrigens wohl das Beispiel ihrer Fürsten und Herren nicht weniger gewirkt als die Nothwendigkeit, welche der tägliche Verkehr erzeugt. War doch der große Kanghi bei aller Sorgfalt, die er auf die Erhaltung der mandschurischen Nationaltugenden des Muthes, der Ausdauer, der Stählung des Körpers verwandt, nicht bloß Kenner sondern selbst eifriger Förderer der chinesischen Literatur[17]).

Ja

Die wirthschaftlichen Zustände der Eingewanderten scheinen zufriedenstellend zu sein. Williamson nennt sie sogar „extremely comfortable"[18]). Derselbe bemerkt, daß ein Arbeiter sich leicht hundert Pfund St. in einem Jahre ersparen könne, woraus man schließen kann, daß sie mindestens doppelt so hoch bezahlt sein müssen wie

---

14) Williamson II. 39. 15) Wenjukow S. 170. 16) Palladius S. 172.
17) Plath I. 304. 18) Williamson II. 40.

in China[19]). Der Aufschwung der mandschurischen Häfen kann einen weiteren Beweis für das allgemeine Gedeihen des Hinterlandes liefern. 1869 fand in dem einzigen derselben, welcher den Fremden geöffnet ist, in Niutschhuang, eine Ausfuhr statt, die sich auf 13 Mill. R.M. bezifferte[20]) und Williamson berechnet die Ausfuhr sämmtlicher mandschurischen Häfen im Jahr 1866 auf 100 Mill. R.M.[21]). Uebrigens datirt dieser Aufschwung von länger her, denn 1832 hörte Lindsay schon in Amoy denselben hervorheben; Chinesen erzählten ihm dort, daß die Häfen der Mandschurei sehr rasch aufblüheten, seitdem man den Leuten in Schangtung erlaubt habe, dahin auszuwandern[22]).

Die freiwillige Einwanderung nach der Mandschurei geschieht zumeist in der Weise, daß eine große Zahl von Arbeitern alljährlich aus China, und zwar vorzüglich aus der Provinz Schangtung, die für den Schiffsverkehr mit der Mandschurei sehr günstig gelegen ist, herüber kommt, um Arbeit zu suchen. Die reichlichen Löhne und der billigere Boden verlocken dann manche hier zu bleiben, sie lassen ihre Familien nachkommen und siedeln sich als Pächter an. Dabei verwischt sich aber die Erinnerung an die Heimath keineswegs. Williamson's beide Missionsgehülfen, Chinesen aus dem Norden, wurden überall von den Einwanderern gefragt, ob sie ihnen nichts von ihrer Heimath sagen könnten, und wenn Einer zufällig dort gewesen war, war des Nachfragens kein Ende. Auch berichtet er: „Die Aeltesten der Gemeinde pflegen zusammenzutreten und durch gemeinsamen Beschluß einen Lehrer aus ihrer Heimath herüberzurufen, damit er das heranwachsende Geschlecht unterrichte[23])." Daher ist die Schulbildung auf dem Lande kaum weniger verbreitet als in den Städten und sicherlich hat auch hier diese Pflege der Schulbildung so gut wie in den südlichen Grenzdistrikten einen

---

19) Williamson II. 166.

20) Scherzer, Fachmännische Berichte über die österr.-ungar. Expedition nach Siam, China und Japan. 1872. I. S. 295. 21) Williamson II. 47.

22) Carl Ritter, Asien III. 791. Es ist übrigens wahr, daß man diesen mandschurischen Hafen im Vertrag von Tientsin mit Erwartungen öffnete, welche sich noch nicht erfüllt haben. S. darüber Oliphant (Narrative of Lord Elgins Mission to China and Japan London 1859), welcher u. a. sagt: The political importance of this point will be evident from a glance at the map, in which it will be seen, that it is the nearest seaport to the Songari River, a tributary of the Amoor u. s. w. (S. 422.)

23) Williamson II. 40.

fördernden Einfluß auf das wachsende Uebergewicht des chinesischen Elementes geübt.

Die Vertheilung der Bevölkerung über das weite Gebiet entspricht der Neigung zum engen Zusammenwohnen, welches für den Chinesen so charakteristisch ist. Liaotung oder Schingking hat allem Anschein nach bereits eine so dichte Bevölkerung, wie manche Theile von Altchina; die mittlere Mandschurei, welche viermal so groß wie Liaotung, hat nur den vierten Theil der Einwohnerzahl, welche man diesem zuschreibt, und der noch geräumigere Norden hat wohl kaum hunderttausend Einwohner aufzuweisen[24]). Freilich ist aber selbst dieser noch unendlich besser bevölkert, als die angrenzende Amur- und Ussuriprovinz Rußlands.

Von Städten hat die Mandschurei bereits einige erheblich große, welche einen Rückschluß auf die Zahl und Gewerbsthätigkeit der Eingewanderten erlauben. Mukden, die Hauptstadt der Südprovinz, wird von Williamson als eine „well-to-do looking“ Stadt von 150—200,000 E. bezeichnet. Dennys nennt sie eine verkleinerte Copie von Peking und Palladius hebt die ausgezeichnete Lage im Mittelpunkt der bedeutenden Verkehrsstraßen von Niutschhuang, Petschyli, Korea, Girin und der Ostmongolei hervor und bezeichnet es als eine blühende Handelsstadt[25]). Für die Mandschurei ist es die „Heilige," der Stammort ihrer großen Fürsten[26]). Kingtschaufu, Yingtsze, Takuschan und der mehrfach genannte Hafenort Niutschhuang sind noch bemerkenswerthe Städte in der Südmandschurei, über deren Bevölkerungszahlen uns aber keine Angaben zu Gebote stehen. In der mittleren Mandschurei ist Girin am Songari die Hauptstadt. Williamson spricht ihr 100—120,000 E. zu und hebt besonders ihren bedeutenden Schiffsbau hervor. Weitere Städte von Bedeutung sind hier: Ascheho mit 40,000, Petuna mit 30,000, Ninguta und Lalin mit je 15—20,000 E. Sansin ist der Sitz eines bedeutenden Handels mit den russischen Besitzungen. In der Nordmandschurei ist der einzige nennenswerthe Ort Tsitsikar, politischer Hauptort und Verbrechercolonie, mit einer Einwohnerzahl von etwa 3000[27]).

[24]) Nach Williamson II. 60 und 73 sind in der Nordmandschurei die einzigen cultivirten Gegenden im Songari- und Nonni-Thal zu finden.

[25]) Dennys, The Treaty Ports of China and Japan 1867. S. 543. Palladius S. 156. Williamson II. 32. Wappäus & Stein II³. S. 92.

[26]) Carl Ritter, Asien I. 91. [27]) Williamson II. 228.

Die Dörfer sind wenigstens in der erst in der Besiedelung begriffenen Mittelmandschurei durchschnittlich viel kleiner als in China selbst. Williamson sagt von ihnen, daß Weiler, „Keime von Dörfern, die ohne Zweifel einst mit denen von China an Größe wetteifern werden," über das ganze Land zerstreut sind; und Wenjukow beschreibt, wie sie immer kleiner werden, je weiter man nach Norden hinaufkomme: „Die Dörfer am Songari, Amur und Ussuri zeichnen sich durch ihre geringen Dimensionen aus, indem sie oft aus 5, 3 und sogar nur aus 1 Hause bestehen[28])."

Zum Schlusse ist nur noch hinzuzufügen, daß das Gedeihen der mandschurischen Colonie sicherlich in hohem Grade dadurch gefördert worden ist, daß sie völlig ruhig geblieben ist inmitten all der Umwälzungen, welche seit 25 Jahren keine einzige Provinz China's unberührt gelassen haben. Man kann aus ihrem Wohlstand und ihren Fortschritten schließen, welches heute die Entwickelung China's sein würde, wenn, wie in früheren Zeiten, kräftige und kluge Regenten das Land vor den schrecklichen Umwälzungen zu bewahren vermöchten, welche noch immer drohen und mit den bisherigen Mitteln nicht zu bekämpfen sind.

---

28) Wenjukow S. 173.

II.

Die Besiedelung der Mongolei.

Die Grenze China's, als eines Culturreiches, ist gegen Norden und Nordwesten von der Natur klar vorgezeichnet. Ein Gebirgswall trennt hier die Cultur von der Wüste, die alle Cultur verneint. Mit der möglichsten Schärfe ist das steppenhafte oder sogar schon gänzlich wüste Hochland vom Gebirge und Tiefland abgegrenzt. Jenes wird immer den Hirtenvölkern gehören, während dieses ebenso klar den Ackerbauern zugewiesen ist. Freilich will aber eine solche Grenze erkämpft sein, denn die Hirtenvölker sind durch ihre Beschäftigung auch immer kriegerische Völker und natürliche Feinde des Ackerbaus; nimmt er ihnen doch Stück für Stück die Weidegründe, welche ihre Heerden nähren sollten. Und selten wird wieder Weide, was einmal Ackerland war. Die Cultur wird daher von den Hirten eingeengt, solange sie jung ist, und, wie gerade die Geschichte China's so häufig zeigt, oft durch Eroberungszüge vollkommen überschwemmt und für Jahre in ihrer Entwickelung zurückgehalten. Der Pflug und der Stier sind schwach gegenüber dem Pfeil und dem Pferd. Immer greifen die Hirten, die Nomaden, über die Steppen hinaus, und wenn die Cultur wächst, muß sie erst wieder das Land zurückerobern, das ihr von Natur bestimmt ist [1]). Indessen ist ihr

[1]) Es ist interessant, diesem selben uralten Conflikt in unserer Zeit und unter so ganz veränderten Verhältnissen in Californien, diesem zwar jungen aber energisch in der Culturarbeit fortschreitenden Lande, zu begegnen. Auf den weiten Grasfluren der innercalifornischen Ebene, welche zwischen Sierra Nevada und Küstengebirg einen großen Theil des Landes einnimmt, hatte sich schon bald nach der Besiedelung eine große Schafzucht entwickelt, welche sich bei der im Anfang dünnen Bevölkerung ganz unbehindert ausbreiten konnte. Seit einigen Jahren macht sich nun aber auch der Ackerbau in diesen Ebenen heimisch und der Widerstreit der beiderseitigen Interessen trat alsbald zu Tage. Die Ackerbauer suchen soviel Land wie möglich „einzufenzen,“ um die Heerden von demselben abzuhalten, während die Heerdenbesitzer, welche über großen Reichthum und Einfluß verfügen, ein Landgesetz durchzusetzen versuchen, das ihren Interessen günstig ist. Freilich drängt aber eine größere Macht als die ihrer Gegner im Augenblicke ist, sie langsam, aber sicher zurück: die größere Rente, die der Ackerbau gewährt, und die den Farmer befähigt, einen höheren Preis für das Land zu zahlen als der Viehzüchter zu zahlen vermöchte.

immer der Sieg gewiß, denn die Cultur hat offenbar die Eigenschaft, den zu kräftigen, der ihr dient, und den zu schwächen, der ihr widerstrebt. Der letztere kann nämlich ihrer Genüsse nicht entrathen, ermangelt aber des Gegengewichtes gegen ihren Einfluß, welcher in der regelmäßigen Arbeit, überhaupt in der Erfüllung der Aufgaben liegt, die das Culturleben dem Menschen stellt. Die scheinbaren Vortheile, die der Nomade aus der Cultur zieht, machen daher sein Leben nur träger und thierischer als es im reinen Naturzustande war.

China's politische Grenzen haben im Laufe der Zeit gerade gegen die Mongolei zu mannigfache Schwankungen erfahren. Wie sie sich noch in den letzten Jahren verändert haben, ist bekannt. In alter Zeit lagen sie am diesseitigen, d. h. am südlichen und östlichen Fluß des Grenzgebirgs [2]). Dann drang unter erobernden Kaisern die Grenze plötzlich weit über die Gebirge hinaus und fällt nach manchen Schwankungen heute bekanntlich so ziemlich mit der Naturgrenze der Mongolei zusammen. Die Culturgrenze, welche uns hier beschäftigt, hat weder so große Schwankungen, noch auch, natürlicherweise, eine so plötzliche Anschwellung erfahren. Sie ist langsam vorgeschritten, dafür aber auch nie zurückgegangen, und steht heute, wie oben angedeutet, an den meisten Punkten schon nahe an den Schranken, welche Boden und Klima ihr ziehen.

Von Richthofen, der Ende der sechsziger Jahre zuerst einige Theile der Mongolei geologisch untersuchte, macht darauf aufmerksam, wie die Grenze der chinesischen Cultur überall mit der Wasserscheide und der geologischen Formationsgrenze zusammenfalle. Das Gebirge, welches China von der Mongolei trennt, ist nämlich aus Gneis aufgebaut, während die Hochebene der Mongolei unter einer fast ununterbrochenen Decke vulkanischer Gesteine liegt. Ueberall, wo der Gneis beginnt, laufen die Wasser den Flüssen China's zu, während die Gewässer der Hochebene sich in den vulkanischen Einsenkungen zu abflußlosen Tümpeln, Salzseen oder Sümpfen sammeln. Dieses letztere Gebiet, das dem Graswuchs in großen Theilen

---

2) „Wir können im Allgemeinen sagen, das alte China lag im jetzigen Schensi, Schansi, Petschyli (doch ohne die Nordtheile zu begreifen), umfaßte dann Schangtung, einen Theil von Kiangnan, ein wenig vom nordwestlichen Kiangsi, Hupe, die nördlichen Theile Hunan's, und den nordöstlichen Theil von Szytschhuan." Plath. in den Sitzungsberichten der k. bair. Akademie der Wissenschaften P. H. Cl. 1869. I. 234.

seiner Erstreckung ebenso günstig wie dem Ackerbau ungünstig ist, ist ebenso natürlich das Land der Mongolen wie jenes andere das der Ackerbauer, der Chinesen[3]). Weit jenseits der großen Mauer, welche vor 2000 Jahren die Völkergrenze bildete, liegt diese Culturgrenze und jenes berühmte Bauwerk ist deßhalb mit der Zeit nicht allein praktisch unnütz, sondern auch ethnographisch bedeutungslos geworden. Mehrere Millionen Chinesen wohnen bereits in festen Sitzen vor den Thoren der Mauer und Von Richthofen schätzt das Land, das sie jenseits der vermeintlichen Schutzwehr in Anbau genommen haben auf mehr als 6000 □M.

Betrachten wir, ohne uns in die schwierige Frage nach Ursprung und Urheimath der Mongolen einzulassen, kurz die Geschichte und Methode dieser merkwürdigen Colonisation. Die Mongolen sind mit einziger Unterbrechung der Zeit, in der sie eine Dynastie ihres Stammes auf den chinesischen Thron gesetzt hatten (1234 bis 1368), fast immer den Herrschern China's tributpflichtig gewesen. Sie wurden sogar unter den Dynastien der Tang (7.—10. Jahrh.) und Kin (12. und 13. Jahrh.) als Grenzwachen am Hoangho und in den westlichen Gebirgen angesiedelt. Dies mochte die Colonisation vorbereiten, denn wir hören wenigstens, daß sie unter der letzteren Dynastie in Handelsverbindung mit den Chinesen standen[4]). Dieselbe begann aber, ganz wie bei den Mandschuren, ihre eigentliche Bedeutung von dem Augenblicke an zu entfalten, in dem die Mongolen sich zu Herrschern China's gemacht hatten. Sogleich bestätigte sich das alte Sprichwort: China ist ein Meer, das alle Wasser salzig macht, die in es fließen. Kaum war die Dynastie der Juen ans Ruder gekommen, so begann die Cultur des unterworfenen Volkes ihre aneignende Kraft zu üben. Schon ihr Begründer, Kublai Khan, der Gönner Marco Polo's, war ein ebenso großer Freund der chinesischen Cultur[5]), wie es später der Hauptbefestiger der Mandschudynastie Kanghi geworden ist; wie dieser suchte er unter seinen kriegerischen aber rohen Landsleuten diese Cultur zu verbreiten[6]). Indessen war eine so hervorragende Herrscherstellung eine Aufgabe, welcher das Nomadenvolk, wie anderwärts, so auch in China, auf die Dauer nicht gewachsen war. Die Herrschfähigkeit schwand, sobald keine

---

3) Geogr. Mittheilungen XIX. 142.
4) O. Wolff, Geschichte der Mongolen 1872. S. 24.
5) Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches 1847. S. 401.
6) Du Halde, Description de la Chine. La Haye 1736. IV. S. 25.

großen Hirten mehr an der Spitze dieser Heerden standen. Nach Kublai Khan's Tode wandten sie ihre Waffen häufig gegeneinander und schwächten sich zur Freude der Chinesen in inneren Fehden, bis ihre Herrschaft zum Sturze reif war [7]). Die ersten Kaiser der Mingdynastie aber suchten sie in manchem schweren Feldzug in ihren Steppen auf und unter ihnen folgte auf das, wenn wir so sagen dürfen, selbstcolonisirende System unter ihrer eigenen Dynastie, nun jenes System der Unterdrückung des gefährlichen Volkes durch Beförderung der chinesischen Einwanderung und Gewinnung der fügsameren Häuptlinge und Priester [8]), welches später, und bis auf den heutigen Tag, die Mandschukaiser mit so großem Erfolge fortgesetzt haben und dessen Wirkung eine so vortreffliche war, daß heute die Mongolen eines der ungefährlichsten Grenzvölker geworden sind. Es ist fast befremdend für den Kenner ihrer alten Geschichte und stellt dagegen der chinesischen Politik ein glänzendes Zeugniß aus, daß sie selbst an den Aufständen, welche im verflossenen Jahrzehnt Nord- und Westchina an den Rand des Verderbens brachten, sich nicht oder doch kaum merklich betheiligt haben.

Noch immer ist diese Politik dieselbe, wie vor 200 Jahren ein scharfsichtiger Jesuitenpater sie beschrieben [9]). Indem die chinesische Regierung den thörichten Nomaden den Schein der Selbstständigkeit beläßt, weiß sie um so besser das Wesen dieser Selbstständigkeit zu brechen. Sie begnügt sich damit, einen „wohlgesinnten" Mongolen und einen Mandschuren zu Häuptern der zwei großen Horden der Ostmongolei zu ernennen und überläßt die Ordnung aller übrigen inneren Angelegenheiten den Khan's und Befehlshabern der einzelnen „Fahnen" [10]). Dafür hat sie die Gewißheit, daß bei den Mongolen die größte Gefahr, nämlich das rasche Anwachsen ihrer Volkszahl, gründlich beseitigt ist. Indem man ihnen die besten Weidegründe nahm, sind sie verarmt, und indem die barbarisirte Form des Buddhismus, der sie anhängen, die jetzt allgemein angenommene Sitte bei ihnen eingeführt hat, alle Söhne einer Familie bis auf Einen zu Priestern (Lama's) und damit zu Ehelosen zu machen, ist ihre Bevölkerung in beständigem Rückgang begriffen [11]). Es ist auch, wie früher den Jesuiten-

---

7) Gützlaff a. a. O. 431. 8) Gützlaff a. a. O. 473.

9) Du Halde a. a. O. Bd. IV. S. 63.

10) Wenjukow, die russisch-asiatischen Grenzlande. 1874. S. 206.

11) Abbé David im Bull. de la Soc. Géogr. Paris 1871 II. 469: „Et, chose curieuse! il paraît d'un autre côté, qu'il n'y nait fort peu de filles" setzt dieser Kenner Westchina's hinzu.

Missionären, so neuerdings Prschewalsky auf seinen mongolischen Reisen aufgefallen, welche erstaunliche Zärtlichkeit die sonst in religiösen Dingen so neutrale chinesische Regierung für den Glauben der Mongolen an den Tag legt. Sie hat z. B. mit Sorgfalt den Weg festgesetzt, auf welchem dieselben, wenn ihr geistliches Oberhaupt, der Kutuchta Gygen, gestorben ist, sich in Lhassa beim großen Lama einen neuen zu holen haben und gibt der heiligen Karawane Militär zum Schutze mit. Man weiß eben in Peking, daß die Mongolen ruhig sind, wenn ihr Kutuchta ruhig ist und ist sehr besorgt, daß sie nicht längere Zeit ohne geistiges Haupt bleiben[12]). Bekanntlich hat sich die chinesische Regierung auch in der Wahl des Dalai-Lama einen Einfluß gesichert, wie ihn nie in Europa auf die Dauer eine Macht im Conclave besessen hat[13]). Eine edlere und nützliche Propaganda, welche Kanghi mit der Verbreitung chinesischer Bücher in mongolischer Uebersetzung anregte, scheint trotz der Energie ihres kaiserlichen Urhebers wenig gefruchtet und geringe Nachahmung gefunden zu haben[14]).

Unter dem Schutze dieser Politik ist der fruchtbare Süd- und Südostsaum der Mongolei ein Lieblingsziel der Auswanderung aus Schansi, Schensi und Petschyli geworden und kann schon heute dem größten Theil nach für so gut chinesisch gehalten werden, wie irgend ein Theil dieser alten Provinzen. Diese Einwanderung ist allerdings größtentheils gegen den Buchstaben des Gesetzes erfolgt, aber die harmlosen Mongolen[15]) sind der chinesischen Schlauheit nicht gewachsen. So sollen z. B. die Chinesen im Gebiet der Chalkasmongolen nur ohne Familie wohnen und keine festen Niederlassungen einrichten. Aber sie haben sich mongolische Frauenzimmer genommen und an geeigneten Stellen der Steppe zahlreiche Bauerngüter und Wirthshäuser eingerichtet. Haben sie sich einmal festgesetzt, so erlan-

---

[12]) Prschewalsky in den Geogr. Mittheilungen XX. 47.

[13]) J. H. Plath, die Völker der Mandschurey. 1830. II. 651.

[14]) Du Halde, a. a. O. IV. S. 33.

[15]) „Simply grown up children" nennt sie Williamson in seinen Travels in Northern China (II. 12). Ihre Gutmüthigkeit und Ehrlichkeit wird einstimmig gelobt. Aber Von Richthofen hält sie bei ihrem eingewurzelten Haß gegen alles Chinesische noch immer für gefährliche Nachbarn (Geogr. Mittheil. XIX. 142) und Wenjukow sagt, daß sie sich aus der früheren Zeit ihrer politischen Größe nur das einzige mächtige Gefühl des Hasses und der Verachtung gegen China erhalten haben (a. a. O. 205).

gen sie von den Mongolen, welche in hohem Grade dem Branntwein ergeben sind, was sie nur wollen, und ehe der Nomade es sich versieht, hat er seinen eigenen Grund und Boden verloren. Wenjukow sagt: Sie spielen hier so ziemlich dieselbe Rolle, wie jenseits der Grenze, in Sibirien, die Juden [16]). Der Vergleich mit der Verdrängung des nordamerikanischen Indianers aus seinen gewährleisteten „reservations," wie wir es gerade jetzt in den Black Mountains von Dakota wieder vor sich gehen sehen, beleuchtet diese Vorgänge am besten. Gerade hier zeigt sich die colonisirende Fähigkeit des chinesischen Volkes im glänzendsten Licht, denn wenn auch die Regierung durch zahlreiche Militär- und besonders Verbrecher-Colonien viel für die Gewinnung dieser Striche gethan hat [17]), so blieb doch ihre weitere Entwickelung nach einer gewissen Zeit immer den Ansiedelungen selbst überlassen und man kann nicht läugnen, daß sie ausgezeichnet gediehen sind [18]). Man mag diesen Kampf der Schlauheit mit der naiven, ihrer selbst unbewußten, rohen Kraft des Naturmenschen nicht für ein erfreuliches Schauspiel halten und wird sich doch nicht enthalten können, die Resultate desselben als einen Fortschritt anzuerkennen. Mit Recht bemerkt Von Richthofen: „Selten zeigt sich der Gegensatz zwischen dem Leben des Nomaden und dem des Ackerbauers so augenfällig; so sehr auch ein flüchtiger Besuch des Tsan-ti für den offenen gastfreien Mongolen einnehmen könnte, so genügt doch jeder einzige Anblick, um die Ueberlegenheit des arbeitsamen Chinesen zu illustriren [19])" und ähnlich Abbé David: „Die Thätigkeit und Intelligenz ersetzen zugleich mit einer gewissen Behaglichkeit die Trägheit und das Elend der mongolischen Hirten [20])."

Der Boden ist in diesen Grenzgegenden der Mongolei durchschnittlich besser, als man gewöhnlich annimmt. Einige Striche sind sandig, aber das Meiste ist mit hohem Prairiegras bewachsen

---

16) Wenjukow a. a. O. 208.

17) „Kanghi siedelte bei dieser Stadt Tausende von Olöth an, die im Kriege mit Olöth-Khan gefangen waren." Ritter. Asien I. 236. Ein großer Theil des weidenreichen Vorlandes der Gobi, vom Hoangho bis zum Amur, ist auf diese Art bevölkert worden, z. Th. auch durch Militärcolonien. Ritter vergleicht deßhalb diesen Strich mit den Kosackenmarken von Südrußland. Eb. I. 150.

18) Williamson, Travels in Northern China II. S. 14.

19) Von Richthofen in den Geogr. Mittheil. XIX. 142.

20) Abbé David im Bull. de la Soc. Géogr. Paris 1871. II. 469.

und ergibt reiche Ernten. Dies spricht sich schon im Bodenpreis aus, welcher in der Gegend von Kwantschungtsze 120 RM. die Hektare beträgt[21]). Ney Elias bestätigt die einschlägigen Mittheilungen Williamsons und gibt als Hauptfrüchte Weizen, Hafer, Hirse und Mohn an; ihm zu Folge sind sogar manche Einwanderer nur herübergekommen, um in Ruhe Opium bauen und rauchen zu können und ist gegenwärtig der Opiumbau die gewinnreichste Cultur in der Mongolei[22]). Jedenfalls deutet derselbe auf fruchtbares Land und nicht allzu rauhes Klima. Dies letztere bietet für den langen Winter und kurzen Frühling Ersatz in einem sehr heißen Sommer. Die Dauer des Frühlings wird zu 1½, des Sommers zu 2½, des Herbstes zu 1 Monat angegeben, aber ihre Dauer, und im Allgemeinen die Wärme des Klima's, soll mit dem Vorschreiten der Cultur zunehmen. Früchte, die im Anfang nicht gedeihen wollten, seien nach mehrjähriger Cultur der betreffenden Gegend gediehen[23]). Bereits ist die Ausfuhr der Ackerbauerzeugnisse nach der inneren Mongolei und nach Schansi nicht unbeträchtlich und bildet einen erheblichen Theil des Handels, der in zahlreichen großen und kleinen Handelsniederlassungen betrieben wird. Meistens wird in der Aneignung des Bodens die Methode befolgt, welche in der Mandschurei so gute Früchte getragen hat, daß die Chinesen nämlich den mongolischen Großen das Land abpachten, um ihnen dann ihrerseits Geld- oder Waarendarleihen zu machen, mit deren Hülfe sie gewöhnlich bald in den thatsächlichen Besitz des Landes gelangen. So sind sie mit einer Masse einzelner Ansiedelungen selbst schon weit über die eigentliche Culturgrenze hinausgegangen und man kann voraussehen, daß in einer nicht sehr fernen Zeit aller anbaufähige Boden der Mongolei in den Händen der Chinesen sein wird[24]). Selbst das sandige Ordosland, jener Winkel, den die netzartige Ausbreitung des oberen Hoangho einschließt und das einst durch die Raubvölker, die es einschloß, der Schrecken China's war, ist bereits weit hinein besiedelt.

---

[21]) Williamson a. a. O. II. 201.

[22]) Ney Elias, Journey through W. Mongolia. Journ. R. G. S. 1873. S. 112.

[23]) Williamson a. a. O. II. 4. Eine in diesen Gegenden und unter diesen klimatischen Zuständen kaum wahrscheinliche Angabe, die mit Vorsicht aufzunehmen ist. Sie wird sich wohl aus waldreichen Gegenden, wo sie berechtigt sein kann, in der Phantasie eines Beobachters auf diese Steppen übertragen haben.

[24]) Prschewalsky in den Geogr. Mittheil. XIX. 88. und Von Richthofen Eb. 141.

Abbé David und Prschewalsky, seine letzten Besucher, fanden es schon von vielen Einwanderern aus Schensi und Schansi[25]) besetzt; und doch wird hier der Ackerbau schon schwer, da wegen der späten Frühlingsfröste die Aussaat erst Ende Mai oder Anfang Juni beginnen kann. Selbst im Westen der alten Kjachtastraße, wo die Bewässerung so spärlich, daß die Mongolen für ihre Heerden schon auf Brunnen angewiesen sind und das Klima noch rauher als im Ordoslande ist[26]), finden sich schon chinesische Ackerbau-Ansiedlungen. Auch an heimathlosem Volk, wie solche Grenzstriche es zu hegen pflegen, fehlt es neben den ansässigen Landleuten und den Handelsleuten hier nicht. So kommen herumziehende Chinesen allherbstlich nach dem Dalai-Nor, um sich ihre Winternahrung zusammenzufischen[27]).

Die vorgeschobensten Posten bilden aber überall die Handelsleute, die theils hausirend, theils in festen Niederlassungen (den Slobodes der Russen) bis hinüber nach Turkestan ihre Waaren vertreiben, wo dann, jenseits des Ililandes, schon Hindu's und Araber sie ablösen. Ihnen gesellen sich auch fast überall Gastwirthe, denn ein Gasthaus fehlt selten, wo Chinesen sich niedergelassen haben[28]).

Immerhin wahrt aber der weiter hinausgehende Handel noch der ganzen Region den Charakter einer Ansiedelung, indem trotz der großen Anzahl chinesisch-mongolischer Städte, doch die eigentlichen Emporien, welche auch zugleich immer starke Festungen sind, sich noch hart an der alten Reichsgrenze halten, gleich als ob sie sich weiter draußen in der Steppe nicht so sicher fühlten. Sie dienen in dieser Lage ebenso sehr dem Schutze der Grenze als dem Handelsverkehr. Die anderen Städte erscheinen mehr wie vorgeschobene Faktoreien, welche, wie die erstaunliche Menge von Ruinenstädten in der Mongolei beweist, unschwer aufgegeben werden, um dann an besseren Stellen ebenso rasch wieder aufzuschießen[29]).

---

25) Abbé David a. a. O. 1871. II. S. 469. Prschewalsky a. a. O. XIX. 86. und Ritter, Asien I. 203.

26) Prschewalsky fand am 2. Mai den Dalai-Nor mit zolldickem Eis bedeckt. Geogr. Mitth. XVIII. 11.

27) Prschewalsky a. a. O. XIX. 85.

28) Fritsche's Reisen durch die östliche Mongolei. Verh. der Berl. Gesellschaft für Erdkunde 1873. S. 78.

29) Ueber eine der Ursachen dieser großen Zahl von Ruinenstädten s. u. S. 98. Eine andere bei Du Halde IV. S. 25, wo er, von mehr als 20 Ruinenstädten in der Mongolei sprechend, sagt: „Il est probable que ces villes n'ont été bâties qu'après le commencement du règne de Coblai.

Vier solcher Grenzemporien und Festungen — Kwangtschungtsze, Schehol, Kalgang und Kukukhoto — bilden wie einen Festungsgürtel um die N. und N. W. Grenze China's. Sie bilden gewissermaßen die Operationsbasis, von der aus der Handel nach der Steppe und über sie hinaus betrieben wird. Von ihnen ist Kalgang die bedeutendste und berühmteste. Als Festung, die die Hauptstraße aus der Mongolei und Sibirien nach Peking schützt, als wichtigster Markt für den mongolischen Verkehr, und als Ausgangspunkt des immer noch beträchtlichen, russisch-chinesischen Landhandels[30]) über Urga und Kjachta, hat sie eine dreifache Bedeutung, welche sie den wichtigsten Städten des Reiches an die Seite stellen läßt. Sie ist dabei eine in jeder Beziehung chinesische Stadt: Viereckig umwallt, eng gebaut, dicht bewohnt und ungemein belebt. Williamson schätzt ihre Bevölkerung auf gegen 100,000. Kwangtschungtsze, der Hauptort des Grenzstriches zwischen Mandschurei und Mongolei, ist kaum minder bevölkert als Kalgang, hat aber wegen seiner Lage nur eine mehr örtliche Bedeutung. Kukukhoto oder Kueihuatsching nimmt dieselbe Stellung gegen Westen hin ein, wie Kalgang gegen Norden. Von hier geht der Handelsverkehr nach den Ländern am Altai und Thianschan auf der Karawanenstraße, welche über Uliassutai führt. Kukukhoto ist gleichfalls Festung, aber seine Hauptbedeutung liegt in dem großen Handel, den es nach der Mongolei und Mittelasien treibt. Von dem letzteren soll es, wie sein letzter europäischer Beschreiber, Ney Elias, sagt, einen stark ausgesprochenen mittelasiatischen Zug in Baustyl und im Typus der Bevölkerung angenommen haben[31]). Schehol, die östlichste dieser „Vor-

---

Après avoir pris l'esprit chinois et s'être civilisez sous la domination de Coblai, on peut sans doute supposer que, ne voulant paraître inférieurs à ceux qu'ils venaient de vaincre, ils commencèrent à bâtir dans leur Tartarie un assez bon nombre de villes, dont on voit encore les ruines en plus de 20 endroits."

30) Scherzer, Fachmännische Berichte über die öster.-ungar. Expedition nach Siam, China und Japan 1872. S. 293 gibt eine Darstellung des jetzigen Standes dieses Handels. Ueber die Straßen von Transbaikalien nach China Wenjukow a. a. O. 213.

31) Aehnlich bemerkt Ritter, Asien I. 128, von dem nahen Kalgang, daß Handel und Verkehr daselbst in den Händen eingewanderter Ostturkestanen sei. Dies bezieht sich aber wohl auf frühere Zeiten, denn keiner von den neueren Beobachtern spricht von den Ostturkestanen als einem in Handel oder Verkehr bedeutenden Volke.

städte China's" liegt an der Hauptstraße, welche von Peking durch die große Mauer nach Tsitsikar in der Nordmandschurei führt. Da der Handel sich aber mit größerer Vorliebe des mehr seewärts gelegenen und ebeneren Weges über Jongpingfu und Mukden bedient, so hat Schehol nur eine örtliche Bedeutung behalten. Früher wurde es aber oft als Lieblingsjagdgrund des großen Kanghi genannt. Seine Industrie in Holzarbeiten soll bedeutend sein. Die Kaiserstraße von hier nach Peking wird als ein Wunderwerk der chinesischen Straßen- und Brückenbaukunst gepriesen[32]).

Der Handel dieser Städte mit den Mongolen besteht vorwiegend im Austausch von Thee, Mehl, Hirse und gewobenen Stoffen gegen Wolle, Vieh und Häute.

Kleinere Orte von oft schon erheblicher örtlicher Bedeutung haben sich in größerer Zahl zwischen diesen Hauptorten entwickelt. Nennenswerth sind von ihnen als oftgenannte Handelsplätze Karakhoto und Dolanor oder Lama-Miau.

Indem wir die Betrachtung der weiter in der Hochebene draußen gelegenen Stütz- und Entwickelungspunkte chinesischer Colonisation einstweilen verschieben, um die dem Reiche nähergelegenen Städte der Westgrenze zu betrachten, finden wir zunächst jenseits des Hoangho und der jungen Ansiedelungen des Ordoslandes eine neue Reihe bedeutender Städte, welche gleichfalls aus Colonien hervorgegangen sind, und von denen aus die chinesische Cultur bis an den Fuß des Altai und chinesische Heere bis an den Jaxartes vorgedrungen sind. Sie liegen um den Anfang jener merkwürdigen Oasenkette, die zwischen Himalaya und Eismeer den natürlichsten Weg quer durch Asien darstellt und die daher seit alten Zeiten das Bette von Völkerwanderungs- und Verkehrsströmen gewesen ist. Treffend nennt Ritter diesen Strich „das Land der Eingänge"[33]). Auch hier ist freilich eine Mauer gegen die Nomadenhorden errichtet worden, aber die Colonisten, wie die Eroberer wurden von Oase zu Oase weit über sie hinaus gelockt. Schon kurz nach dem Anfang des Mauerbaues finden wir den Kaiser Hanwuti (2. Jahrh. v. C.) mit Gründung von Militärcolonien beschäftigt, welche den Weg nach dem fruchtbaren Lande schützen sollten, das zwischen den Hochgebirgen Thianschan und Karakorum wie ein breites Thal hinzieht und vom Tarimflusse bespült wird, welcher in den Lopsee mündet[34]). Ring-

---

[32]) Ritter, Asien I. 132. [33]) Ritter, Asien I. 203.

[34]) Biot im N. Journal Asiatique 1850. I. S. 341.

hia, in beherrschender und geschützter Lage am oberen Hoangho erbaut, wo die Mauer von Osten her an denselben stößt, war der Ausgangspunkt dieser Ansiedelungen. Man hat es mit Recht als den Schlüssel zu Westchina bezeichnet. Es ist noch heute eine bedeutende Festung und Handelsstadt und die Gegend rings umher ist dicht bevölkert. Damals entstanden weiter im Westen auch Kantscheu und Sutscheu, welche zuerst nichts als vorgeschobene Militärcolonien waren, seitdem aber bedeutende Handels- und Industriemittelpunkte geworden sind. Sie gehörten in das System der ackerbauenden Militärcolonien[35]). Schon zu Marco Polo's Zeiten sind sie „chinesische Städte in großem Styl" gewesen[36]).

Wie Ninghia gegen W. war Siningfu gegen S. Durchgangs- und Ausfallthor. Es vermittelte den Verkehr mit Tibet und theilweise auch mit Indien. Aber die Jesuitenmissionare berichten aus dem 18. Jahrhundert, daß der Handel aus der befestigten Stadt nach einem vier Stunden entfernten Markte verlegt worden sei. Er soll damals bedeutender als der Handel von Ninghia gewesen sein und traf man selbst katholische Armenier hier als Handelsleute[37]). Shaw hörte in Kaschgar sie als bedeutende Handelsstadt des Westens preisen, die mit Tibet Handel treibe und auch ihrer thut schon Marco Polo als einer großen Handelsstadt Erwähnung[38]).

Was nun über diese großen Handels- und Festungsstädte gegen W. hinausliegt, kann gewissermaßen als Ausstrahlung von diesen betrachtet werden. Von ihnen gehen Straßen aus, die jenseits der Wüste wieder auf die Grenzen anderer Reiche und damit auf neue Städtegebiete stoßen. Dort münden sie in Handelsstädte, welche zu den Ländern, denen sie angehören, in demselben Verhältniß stehen wie diese chinesischen Städte zu ihrem eigenen Hinterland. Zwischen beide aber schiebt sich eine mittlere Reihe von Städten ein, welche man als Rast- und Zwischenhandelsorte betrachten kann. Ich nenne als Beispiel Kalgang und Kjachta, die beiden Endpunkte der sibirisch-chinesischen Handelsstraße, in deren Mitte Urga als Rast- und Zwischenhandelsort gelegen ist. Am größten und wichtigsten

---

35) S. o. S. 59. In seinem „Mémoire sur les colonies militaires et agricoles des Chinois" (Nouv. Journ. Asiat. 1850. S. 338 ff.) hat Biot eine eingehende Schilderung dieser wichtigen Colonien gegeben, deren Aufgabe zuerst mehr in der billigeren und sichern Verproviantirung der Truppen als im Grenzschutz bestand. 36) Ritter, Asien I. 218.

37) Ueber Ninghia s. Ritter I. 162 und 166. 38) Ausland 1872. S. 270.

sind natürlich die Ausgangspunkte, denn sie gebieten über eine reiche Cultur und dichtbevölkertes Hinterland. Am wenigsten bedeutend sind dagegen jene Rast- und Zwischenhandelsorte, welchen ihrem Wesen nach ein weniger selbstständiges Dasein eigen ist. In der Mitte stehen die gegenüberliegenden Zielpunkte, welche einerseits zwar selbstständige Handelsplätze und in einigen Fällen Emporien weiter Gebiete sind, doch aber auf der anderen Seite durch ihre Lage in Regionen minder hoher Cultur in der Entwickelung zurückgehalten sind. Indem jedoch die Cultur von jenen Ausgangspunkten oder ihrer Operationsbasis weiter nach N. und W. vorschritt, hat sie in mehreren Fällen die Zwischenhandelsorte ihres zufälligen Charakters entkleidet und sie unter besonders günstigen Umständen selbst zu bedeutenden Handels- und Gewerbstädten aufblühen lassen, zu wirklichen Culturcentren, welche mehr sind, als nur große Bazare. Dieß ist in dem „Lande der Eingänge," dem mittelasiatischen Oasengürtel, der nicht unfruchtbar und von günstiger Handelslage ist, natürlich in reicherem Maße geschehen, als in der so viel weniger begünstigten Mongolei. So sind die vorhin genannten Sutscheu und Kantscheu, ferner auch das weiter auswärts gelegene Hami oder Komul, über deren Gründung durch Militärcolonieen wir genaue Nachrichten besitzen, zu Plätzen von großer Bedeutung geworden. Auch Ngansifan gehört zu diesen Orten. Komul, am Fuß des Thianschan, ist die häufigst genannte, denn sie ist das ersehnte Reiseziel aller, die aus Schensi oder Kansu nach Westen reisen und Sammelplatz der Karawanen auf der großen Weststraße. In den Muhamedaneraufständen der letztverflossenen Jahre ist es oft genannt worden als der letzte Stützpunkt der chinesischen Macht, welcher mit großer Ausdauer festgehalten wurde. Barkul, nördlich von Komul gelegen, nimmt eine ähnliche Stellung wie dieses ein und dürfte in den letzten Jahren noch an Bedeutung zugenommen haben, da Komul durch Jacub Khan von China abgerissen worden ist. Die Straße tritt von hier an in fruchtbares Land ein, das eine ansehnliche Bevölkerung beherbergt und dem entsprechend zeigen sich auch wieder mehrere nicht unbedeutende Städte, von denen nur Aksu und Urumtsi genannt seien, die einst zu den blühendsten Städten des Ililandes gehörten, und heute noch, noch jahrzehntelangen Kriegen und Aufständen eine hervorragende Stelle einnehmen.

Die nun folgenden Hauptstädte Kaschgar und Jarkand, welche die weitest vorgeschobenen Colonien in dem Oasenstrich waren, sind

bekanntlich seit der letzten mohammedanischen Revolution ganz von China losgerissen, nachdem allerdings von jeher in dieser großen Ferne die chinesische Cultur minder energisch auf die unterworfenen Völker gewirkt hatte als in den Gegenden, welche dem Reich näher gelegen sind. Wohl haben auch diese Länder lange Zeit hindurch, wie R. Shaw sich ausdrückt, als „Botany-Bay of the Empire“ gedient [39]) und an chinesischen Soldaten und Kaufleuten ist hier nie Mangel gewesen. Sogar Bergbau haben sie im südlich von hier gelegenen Karakaschthal getrieben [40]). Aber dennoch scheint Shaw vollständig Recht zu haben, wenn er die hiesige Chinesenherrschaft mit folgenden Worten kennzeichnet: „Sie war nur auf ihren eigenen Vortheil bedacht und brachte keinen Nutzen. Die Chinesen waren nichts als eine Garnison, die dem Lande aufgehalst war, um die Tributeinsammlung zu sichern [41]).“ Sein Mahrambaschi verglich sie mit Recht einem Bach, der vertrocknet, sobald die Quellen fehlen. Offenbar hatten sie auch hier jene wenig energische Politik befolgt, welche in der Mongolei und Mandschurei ihnen Vortheil brachte, daß sie sich nicht mehr um die inneren Angelegenheiten des Landes kümmerten als unbedingt nothwendig zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft und zur richtigen Ablieferung des Tributes erschien [42]). Aber ganz ohne Spuren ist natürlicherweise ihre Herrschaft auch hier nicht geblieben. Noch cursiren ihre Münzen, noch stehen ihre Befestigungen, und wer weiß ob die Tausende von Chinesen, welche der Atalik Ghazi zwangsweis zum Islam bekehren ließ, nicht bald wieder eins der wichtigsten Elemente in der Bevölkerung seines Reiches sein werden? Die Analogie dessen, was man in ähnlichen Fällen an anderen Orten gesehen hat, macht es wahrscheinlich. Aus dem culturgeschichtlichen Gesichtspunkt ist aber vielleicht die wichtigste Folge der Chinesenherrschaft in diesen Gegenden die allgemeine Verbreitung des Theetrinkens, welche unter den sonst so bedürfnißlosen Stämmen dieser Gegend ein Verlangen erzeugt hat, das des Handels zu seiner Befriedigung bedarf und das damit culturfördernd wirkt. Ueberall hörte Shaw die Theuerung dieses Genußmittels beklagen, dessen Preis seit dem Abzug der Chinesen sich verdreifacht hatte [43]).

39) Robert Shaw, Visit to High Tartary, Yarkand and Kashgar 1871. S. 36. 40) Vorzüglich auf Jade. R. Shaw a. a. O. S. 98.

41) R. Shaw a. a. O. S. 329. 42) R. Shaw a. a. O. S. 470.

43) 1¼ Pfd. Thee, welches früher 3—5 R.M. gekostet hatte, war auf 10 bis 20 gestiegen. R. Shaw a. a. O. S. 294. Neuere Nachrichten aus Kaschgar lassen ersehen, daß die Chinesen in der That auch in diesen Gegenden rasch wie-

Werfen wir, ehe wir näher in die Betrachtung dieser in mancher Beziehung ganz eigenartigen Verhältnisse eintreten, noch einen Blick auf die nördlicher gelegenen Städte und Colonien der Mongolei. Natürlich halten sie keinen Vergleich aus mit den vorgenannten Hauptorten des Oasenstreifens, denn weder die Mongolei selbst, noch das jenseits ihrer Grenze gelegene Land Sibirien ist im Stande, einen einigermaßen ergiebigen Handel zu nähren. Die bedeutendste Handelsstraße dieses Gebietes folgt der mehrgenannten Linie Kalgang-Urga-Kjachta. Aber sie dürfte mit der Zunahme des Seeverkehrs nach Rußland immer mehr an Bedeutung verlieren. Kjachta und Maimatschin, die beiden Grenzorte, haben schon seit Jahren durch die Anknüpfung direkter Handelsverbindungen der Russen mit den theebauenden Distrikten von Hupe starke Einbuße erlitten. 1862 ist das Zollhaus von Kjachta nach Irkutsk verlegt worden und jene beiden Plätze sind nur noch als Durchgangspunkte eines allerdings immer noch wichtigen Verkehres zu betrachten. Sie sind aber keine großen Märkte mehr. Der Thee wird jetzt von russischen Häusern im Inneren der Theeprovinzen gekauft und zu Schiff von Hankhëu nach Tientsin gebracht; erst von Tientsin beginnt dann der Landtransport, der übrigens auch bald die Linie Kalgang-Urga-Kjachta für die kürzere vertauschen wird, welche Dolanor mit Tschindant (Transbaikalien) verbindet[44]). Urga, der Hauptplatz der Ostmongolei, ist im Wesentlichen nichts als ein Haufe Lamaklöster, dem eine chinesische Handelsniederlassung angehängt ist, wie ja überhaupt ein Lamakloster mit einigen chinesischen Buden und Läden um dasselbe herum den Typus jeder größeren, ständigen Niederlassung durch die ganze Mongolei hin darstellt[45]). Uliassutai und Kobdo sind nach Urga die bedeutendsten Städte, beide in der Westmongolei. Sie unterhielten einst beträchtlichen Handel mit den Ili-Landen und Sibirien, wie denn beide russische Consulate und Handelsniederlassungen beherbergen. Sie sind aber seit ihrer Einnahme und Verwüstung durch die mohammedanischen Rebellen im Jahre 1870 stark heruntergekommen. N. Elias, der sie 1873 besuchte, schätzte Uliassutai auf

---

der die Stellung eingenommen haben, die ihrer Culturbedeutung entspricht. Der Emir und seine Beamten behandeln sie „with a certain amount of kindness“ und er hat ihnen bei Kaschgar Land geschenkt. Viele sind als Kaufleute und Handwerker in den Städten zerstreut und besonders angesehen sind sie als Aerzte. Allens Indian Mail 1875. S. 935.

[44]) Wenjukow a. a. O. S. 213. [45]) Wenjukow a. a. O. S. 213.

4000 und Kobdo auf 6000 Einwohner. Beide sind als Festungen angelegt, unter deren Schutze sich dann mit der Zeit, wie unter dem der Klöster, Handelsniederlassungen bildeten. 1700 M. über Meereshöhe gelegen, ist ihre Umgebung unwirthlich und unfruchtbar, und bietet weder an Holz noch Gras das Nothwendigste. Sie sind daher, wie alle mongolischen Städte, kurzlebig, und bereits hatte man im Jahre 1870 begonnen, Kobdo, d. h. die Handelsniederlassung dieses Namens nach einer besseren Lage, 5 Tagreisen südlich an der Urumtsistraße, zu verlegen, wo ein Lamakloster in einem wohlbewässerten, bevölkerten Distrikt besseres Gedeihen zu versprechen scheint. Zahlreichen Städten der Mongolei ist es ähnlich ergangen: Sie mußten verlassen werden, wenn die Holzvorräthe der Wälder im Umkreis einer Tagereise erschöpft waren. Aber die Wälder sind hier natürlich dünn gesäet. Es sind karge, verkrüppelte Föhrenbestände, welche sich merkwürdiger Weise nur an der Nordseite der Anhöhen befinden. Die rasche Abnahme dieses eben so nothwendigen als leicht zu erschöpfenden Lebensbedarfs erklärt zum Theil die große Zahl der Städteruinen in der Mongolei [46]).

Wie schwach die *politische Macht* der Chinesen in diesen Gegenden trotz ihres zweitausendjährigen Bestandes [47]) geblieben war, hat die Geschichte der Aufstände bewiesen, welche in den zwei letzten Jahrzehnten hier wütheten. Im Vergleich mit den großen Erfolgen, welche sie unter den Mandschuren und Mongolen als Ansiedler und Politiker erzielt haben, mag der rasche Verfall, den sie hier erfahren mußten, fast unerklärlich scheinen. Die Lösung des Räthsels liegt aber zum größten Theile in der ganz anderen Natur der Völkerschaften, mit denen die Chinesen hier zu thun hatten, und dann wohl auch in der großen Entfernung, welche sie hier vom eigentlichen China und seinen Hilfsquellen trennte. Wir haben die Völker des Oasenstriches und der kleinen Bucharei durch einige Berichte neuerer Reisender gut genug kennen lernen, um begreifen zu können, daß sie nicht so leicht wie die Mongolen oder Mandschus zu amalgamiren waren. Prschewalsky, der 1871 auf seiner großen Reise durch die Mongolei hier

---

[46]) Ney Elias im Journ. R. G. S. 1873. S. 130. Vgl. o. S. 89.

[47]) Kantscheu, damals Tschang-ye genannt, wurde 120 v. C. als Militärcolonie gegründet. Eine andere Stadt, Khiu-li, die wahrscheinlich schon jenseits des Lopsees lag, wurde zur selben Zeit gegründet. E. Biot, N. Journ. Asiat. 1850. S. 342.

längere Zeit verweilte, beschreibt die Völker zwischen Gobi und Khukhu-Nor ganz so, wie man sich wohl die Bewohner des Grenzstriches zwischen einem reichcultivirten und einem zur Cultur nicht einmal einladenden Lande denkt. Das Bild, welches er entwirft, ist das eines Uebermaßes von Gesetzlosigkeit auf der einen, und einer zaghaften, zerstreuten, ihres Bestandes noch unsicheren Cultur auf der anderen Seite. Die gährende Hefe in diesen Völkerschaften, die gefährlichsten Widersacher, mit denen die Chinesen trotz aller Diplomatenkünste nie fertig wurden, sind die Dunganen, ein mohammedanisches Volk, das in Sprache, Tracht und vielen Gebräuchen, nicht aber im Charakter, chinesisirt ist. Die Einen betrachten es als ein ursprünglich turkmenisches Volk, das besiegt und nach Osten verpflanzt wurde, während Andere nur etwas veränderte Chinesen in ihm erkennen wollen[48]). R. Shaw, der bessere Gelegenheiten hatte, sie kennen zu lernen, als die meisten anderen Beurtheiler mittelasiatischer Verhältnisse, schildert sie als kräftig gebaute Leute mit sehr mongolischen Zügen und spärlichem Haar[49]) und man möchte seiner Beschreibung nach allerdings mit ihm der Tradition glauben, welche sie auf die Vermischung mongolischer Eindringlinge mit chinesischen Weibern zurückführt. Er glaubt sie den Tarantschen vergleichen zu sollen, welche aus dem Westen gegen die chinesische Grenze hin verpflanzt wurden, weil sie in ihren mittelasiatischen Sitzen zu viel Unruhen gegen die Chinesen erregten[50]). Wie dem auch sei, so ist soviel sicher, daß die Dunganen im Ili-Land den Aufstand gegen die Chinesen begannen, welcher damit endete, daß diese sich vor Jacub Khan zurückzogen, der dann seinerseits jene unterwarf. In den Kriegen gegen diesen Fürsten sollen sie so stark decimirt worden sein, daß die Zahl der im Ili-Land vorhandenen Dunganen nur noch auf 5000 geschätzt wird, welche jetzt um ihren alten Stützpunkt, die einst blühende Stadt Urumtsi, angesiedelt seien[51]). Außer ihnen sind noch rein mongolische Völker hier vorhanden, die von Zwangsansiedelungen abstammen, welche die Kaiser in früheren Zeiten behufs der Grenzhut anlegten; zu ihnen gehören die sogen. Dalden[52]). Ferner wohnen um den Khukhu-Nor Tanguten,

[48]) Prschewalsky in den Geogr. Mittheil. XXI. S. 46 u. 47.
[49]) R. Shaw a. a. O. S. 189. Wenjukow a. a. O. 317.
[50]) R. Shaw a. a. O. S. 189.
[51]) Wenjukow a. a. O. S. 287 u. 317.
[52]) O. Wolff, Geschichte der Mongolen 1872. S. 22. Ritter, Asien I. 177.

ein tibetanisches Volk, welches nach Prschewalsky an Heruntergekommenheit mit den Zigeunern wetteifert und die Chinesen eben so ausbeutet und bestiehlt, wie diese ihrerseits die Mongolen[53]). Nach Palladius sind nur die Tanguten einheimisch, die übrigen Völker dagegen eingewandert[54]).

Die Zahl der Chinesen, welche einst in diesen westlichen Territorien mehrere Hunderttausend betragen haben muß, ist durch den mohammedanischen Aufstand von 1865—72 stark zurückgegangen. Viele Tausende sind im Krieg oder weil sie den mohammedanischen Glauben nicht annehmen wollten, niedergemacht worden und noch mehr haben die Colonien wieder mit dem Mutterland vertauscht. Im jetzigen Reiche Jacub Khan's sollen während dieser Aufstände allein 40,000 niedergemacht und nur 7000 übrig geblieben sein, die sich dann zum Islam bekehrten[55]).

Da die politischen Verhältnisse in diesem Gebiet noch keineswegs als geordnet gelten können, indem China nur einen günstigen Augenblick zu erwarten scheint, um dem Usurpator der Bucharei wieder seinen Raub abzujagen, so ist mit Sicherheit noch nicht zu sagen, welches die Zukunft der chinesischen Colonien dort sein wird. Doch kennt man nun die mittelasiatischen Völker zur Genüge, um vorauszusehen, daß nur eine Macht, welche einen energischen Druck auf sie zu üben versteht, im Stande sein wird, sie niederzuhalten und von ferneren Einbrüchen in die Culturgebiete abzuhalten. Denn wie Wenjukow richtig sagt: Wo eine schwache Regierung herrscht, sind die Mittelasiaten zu Unruhen und Räubereien geneigt; zieht aber eine die Zügel auch nur etwas strammer an, so zeigen sie sich bald besser als ihr Ruf[56]). Da nun die Chinesen ein wenig kriegerisches Volk sind, so ist nicht zu erwarten, daß sie die Energie entwickeln werden, welche nothwendig ist, um die kräftigen und kriegerischen Völker Mittelasiens im Zaum zu halten. Vielleicht wird ihm Rußland, die nächstbetheiligte Macht, diese schwierige Aufgabe lösen helfen. Denn wenn auch die chinesische Cultur nicht auf Eine Stufe zu stellen ist mit der europäischen, so ist doch bei den russischen Staatsmännern seit langer Zeit die Ueberzeugung festgewurzelt, daß den Nomaden und Halbnomaden Mittelasiens gegenüber die Interessen Rußlands

[53]) Prschewalsky in den Geogr. Mittheil. XX. 46.

[54]) Palladius in den Geogr. Mittheil. XX. 47. S. auch F. Müller Allgemeine Ethnographie 1873. S. 356.

[55]) Wenjukow a. a. O. S. 317.

[56]) Wenjukow a. a. O. S. 238.

und China's wesentlich zusammenfallen, weil sie eben beide Culturinteressen sind. „Indem wir selber die Stämme der türkischen Rasse niederhalten, müssen wir es den Chinesen ganz und gar überlassen, ihrerseits die ihnen von der Geschichte aufgebürdete Last in Betreff der Mongolen zu tragen[57]." In der That haben beide Reiche seit längerer Zeit den Mongolen und Turkmanen gegenüber dieselbe Politik befolgt und hat Rußland den Chinesen schon mehrere Male in dieser Richtung nicht unwesentliche Dienste erwiesen.

---

57) Wenjukow a. a. O. S. 238.

III.

Die Chinesen und die Bergvölker des Westens und Südens.

Nach Friedrich Müller, dem in diesem Punkte sich Peschel vollständig anschließt, ist China vor der Besiedelung von Völkern tibetanischen, birmanischen und siamesischen Stammes bewohnt gewesen [1]). Durch das von Nordwesten einwandernde Volk, welches den anderen Völkern allmählich seinen Culturstempel aufdrückte und damit die Chinesen schuf, wurden diese Völker zurückgedrängt, soweit sie nicht an chinesische Sprache und Sitte gewöhnt wurden. Die Chinesen haben ihnen gegenüber ihre colonisirenden Fähigkeiten auf's beste bewährt und man findet nur noch in den unzugänglichsten Grenzgebirgen wirklich unabhängige Völker, die man gegenwärtig in folgende drei Hauptgruppen theilen kann: Sifan oder Tanguten, ein Volk tibetanischen Stammes an der Grenze von Kansu [2]); Miaotse, den Thaivölkern zugehörend, in Jünnan und Szytschhuan und in geringer Zahl in den unzugänglichsten Theilen einiger anderen gebirgigen Provinzen des Südens; Lolos, ein birmanisches Volk in den Gebirgen von Jünnan.

Es ist natürlich unmöglich, die Zahl dieser Völker, welche von den Chinesen nie zu den ihrigen gezählt und darum nie in den Census aufgenommen wurden, zu bestimmen. Man kann nur soviel sagen, daß sie aufgehört haben, irgend eine politische Rolle zu spielen [3]).

---

1) Friedrich Müller, Allgemeine Ethnographie 1873 S. 356, 358, 360, 361. Peschel, Völkerkunde 1874 S. 383. 2) S. über dieses Volk o. S. 99.

3) Die Rolle dieser Völker sowohl in der chinesischen, als der allgemein asiatischen Geschichte ist immer beschränkt gewesen. Nur die Miaotse bildeten bis zu den großen Mongoleneinfällen des 13. Jahrh. n. C. ein Königreich Nantschao, dessen Hauptstadt das heutige Talifu in der Provinz Jünnan war und das außer einem Theile von Jünnan ein weites Gebiet im heutigen Südchina, Tongking und Birma, umfaßte. (Mailla, Hist. Gén. de la Chine. Paris 1783. T. XII. S. 20.) Ihr letztes erhebliches Hervortreten war mit dem Aufstand eines Fürsten Usankuei in Jünnan verknüpft (1679). Bei dem letzten Mohammedaneraufstand in Jünnan halfen die Bergvölker meistens den Chinesen, da er aber mit der Ermordung chinesischer Beamten anhub, mag doch auch ihm ein Rest alten Sonderbewußtseins zu Grunde gelegen haben.

Zwar hemmen ihre Wohnsitze noch jetzt in verschiedenen Provinzen den Verkehr, da weder die Kaufleute noch die Soldaten sich Wege durch ihr Gebiet zu bahnen wagen. Aber die meisten zahlen den Chinesen Tribut, die ihnen dafür machtlose Könige einsetzen, welche sie mit dem rothen Korallenknopf der höheren Mandarinen dekoriren. Sie lassen ihnen gern diesen Schein von Unabhängigkeit, so lange derselbe sie nicht hindert, durch Handel und Wucher ein solches thörichtes Bergvolk auszusaugen [4]). Du Halde schildert diesen Zustand vortrefflich, wo er nach den Berichten zeitgenössischer Jesuitenmissionäre die Unterwerfung der Lolos folgendermaßen beschreibt: „Nachdem die Chinesen in Jünnan einige Befestigungen und Städte in den kleinen, unangebauten Ebenen gegründet und einige Gefechte geliefert hatten, zogen sie es vor, diese Völker dadurch an sich zu fesseln, daß sie ihren Häuptlingen die Siegel und alle Ehren von Mandarinen nebst den entsprechenden Titeln verliehen. Sie thaten solches aber nur unter der Bedingung, daß jene den Kaiser als ihren Herrn anerkannten und sich unter die Verwaltung der Provinz stellten, in der sie lebten, gerade so wie chinesische Mandarinen von entsprechendem Rang; ferner, daß sie sich vom Kaiser mit ihren Landen belehnen ließen, in denen sie übrigens keine Jurisdiktion ohne seine Einwilligung üben durften. Der Kaiser verpflichtete sich dann seinerseits, den nächsten Erben ebenfalls mit denselben Landen zu belehnen [5])." Bei den Miaotse, wo die Unterwerfung nicht so weit gediehen war, lagen die Verhältnisse etwas anders: „Man betrachtet sie als unterworfen, wenn sie sich ruhig verhalten; verüben sie aber Feindseligkeiten, so begnügt man sich, sie in ihre Berge zurückzuweisen, ohne irgend einen Versuch zu machen, sie in denselben anzugreifen. Der Vicekönig mag sie lange auffordern, auch nur durch Vertreter vor ihm zu erscheinen, sie machen doch nur, was ihnen gutdünkt [6])." Wie vor 200 Jahren ist es fast noch heute, nur mit dem Unterschiede, daß damals diese Völker in geringerem Grade unterworfen oder chinesirt, dafür aber die Regierung und ihre Organe stärker

---

4) Abbé Desgodins, im Bull. de la Soc. de Géogr. 1870 II. 344.

5) Du Halde, Description de la Chine. 1736. I. 65.

6) Ebendas. I. 69. Plath (Völker der Mandschurei II. 679) erzählt ausführlich, wie unter Khienlung diesen Miaotse endlich ernsthaft zu Leibe gegangen wurde. Nach unendlichen Mühen und mit großen Kosten wurden sie unterjocht, aber die Chinesen zeigten hierbei, wie wenig Talent sie zu solcher Kriegführung haben.

und gefürchteter waren. Gegenwärtig ist die Regierung schwach und erfährt deshalb von Seiten der zusammengeschmolzenen Reste jener Bergstämme kaum weniger Störungen und Hemmungen als damals.

Nach den leider nicht zahlreichen Berichten, die wir über diese Stämme aus neuerer Zeit besitzen, befinden sich die Bergstämme in einem großen Theil des westlichen Szytschhuan auf dem besten Wege, ächte Chinesen zu werden. Die meisten sind bereits tributpflichtig. Den Zopf, dessen Tragen als ein Zeichen der Unterwerfung gilt, haben viele schon angenommen [7]). Die chinesische Sprache und Tracht breiten sich immer weiter aus und nur die Frauen behalten bezeichnender Weise auch hier gewisse Besonderheiten bei, welche bei sonst vollständiger Chinesisirung doch immer die fremde Abstammung bekunden. Von vollständig unabhängigen Stämmen nennt Cooper nur die Zandis bei Tatsianlu und die Lutsu bei Atenze; von abhängigen die Yatsu, Leisu und Moso. Die Zahl der beiden ersteren ist gering; 1200 ist die Zahl der waffenfähigen Männer, welche Cooper von den Lutsu angibt [8]). Dagegen sind die halb chinesisirten Stämme weit verbreitet, verlieren aber immer mehr ihre einst scharfgezogenen Grenzen, da chinesische Sprache und Cultur auf allen Seiten im Vordringen ist und eine Besonderheit nach der anderen entfällt. So wird Schreiben und Lesen nur auf chinesisch gelehrt, was die alteigenthümliche birmanische Lolosprache rascher aussterben läßt, als der Verkehr mit den Chinesen an und für sich bedingen würde. An einigen Punkten hat jedenfalls auch eine ausgiebige Blutmischung zwischen Lolo's und Chinesen stattgefunden. Aus der Gegend von Atenze hebt dieß Cooper bestimmt hervor [9]), und Carné sagt von der Bevölkerung der Grenzzone zwischen Laos und Jünnan: „Die Bewohner dieses Grenzgebietes sind weder Laosvölker noch Chinesen; sie mischen die beiden Sprachen in ihrer Rede und zeigen die Züge der beiden großen Nachbarvölker in ihren Gesichtern [10])." Aber die innigere Mischung geht, wie überall bei den bloß halb civilisirten, verkehrsarmen Völkern langsam voran

7) Von Richthofen in den Geogr. Mittheil. XIX. 301.

8) Cooper, Travels of a Pioneer of Commerce 1871. S. 311. Desgodins zählt a. a. O. S. 234 bei Atenze die Stämme der Lyssous, Mossos und Lamasyen auf. L. de Carné, Voyage en Indo-Chine 1872 S. 337 sagt, die Lolos würden in Jünnan in Lolos blancs, noirs, rouges und Lolos des rizières getheilt, und beschreibt sie als an Intelligenz weit hinter den Chinesen zurückstehend.

9) Cooper a. a. O. 308. 10) L. de Carné a. a. O. 310.

und große Striche tragen noch einen sehr bunten Charakter. Desgodins erzählt, daß manchmal in seinem Hause zu Bathang sechs verschiedene Sprachen zu gleicher Zeit gesprochen worden seien und meint, das Land trage doch einen ganz babylonischen Charakter bei so vielen Verschiedenheiten [11]). Auch Carné hebt diese große Mannigfaltigkeit hervor: „Die Verschiedenheit der Rassen erzeugt hier, wie man leicht begreift, eine große Verschiedenheit in den Trachten und erst in den Straßen der Städte findet man eine Bevölkerung, die nach Tracht und Gebahren wirklich chinesisch ist [12])." Mischsprachen des Chinesischen mit verschiedenen Lolodialekten sind nach Cooper weit verbreitet [13]).

Derselbe Reisende hebt betreffs der politischen Stellung der Lolosstämme des westlichen Szytschhuan hervor, daß die Häuptlinge oder Könige der meisten einen Tribut an die chinesische Regierung zahlen, wogegen der Mandarin des Bezirkes nur bei Capitalverbrechen in die Jurisdiktion dieser kleinen Fürsten eingreifen darf. Die mohammedanische Rebellion in Jünnan stellte gerade zu der Zeit, als Cooper in Bathang verweilte, diese Art von Abhängigkeit auf die Probe und wir erfahren, daß einige Stämme auf Ansuchen der Chinesen gegen die Mohammedaner zogen, daß sie aber alle den Tribut zurückhielten und die Rechte der Mandarinen in Betreff der Jurisdiktion nicht mehr anerkannten.

Von Richthofen, der die Lolosländer nicht selbst besuchte, aber lange genug in anderen Theilen von Szytschhuan verweilte, um sich Nachrichten über sie zu verschaffen, zieht die Grenze zwischen ihnen und dem rein chinesischen Theile der Provinz von Lungnangfu nach Pingschanhien, so daß also das westliche Drittel der Provinz den verschiedenen Stämmen der Lolos und auch der Sifan und Tibetaner zufällt. Dasselbe ist allerdings auch von chinesischen Colonien durchsetzt, die einige besonders fruchtbare Landschaften und die nächste Umgebung der Straßen zur Besiedelung gewählt haben, und wird selbst von der vielbegangenen Haupthandelsstraße nach Tibet durchzogen, aber sie wohnen doch streckenweise wieder so dicht, daß an einer Stelle die Verkehrsstraße ihr Land auf einer vier Tagreisen langen Strecke umgeht. Wohl ist eine Anzahl von Militärstationen ihrer Grenze entlang eingerichtet, aber diese nützen nicht viel. Von

[11]) Desgodins a. a. O. 1870 I. 234. [12]) L. de Carné a. a. O. 337.
[13]) Cooper a. a. O. 363.

dem Gebiet dieser Stämme haben die Chinesen noch kein einziges Stück zu annektiren vermocht[14]), aber ein nicht unbeträchtlicher Handel wird mit denselben, besonders von Kiatingfu, der Hauptstadt des großen Wachs- und Seidendistriktes von Szytschhuan, aus unterhalten.

Wo südlich von diesen Gebieten die chinesische und tibetanische Grenze aneinanderstoßen, ohne durch Gebirgsvölker, wie die ebengenannten, getrennt zu sein, haben zwar erhebliche Mischungen stattgefunden, ohne daß aber die Chinesen hier im Großen colonisirend über die Grenze gedrungen wären. Sind doch selbst in der Grenzstadt Tatsianlu die Tibetaner zahlreicher als die Chinesen, wobei dann noch die Mischlinge, die sich hoch über den Tibetanern erhaben dünken, zu den Chinesen gezählt werden. Auch berichtet von diesem Orte Cooper, daß tibetanische Frauen sich mit den chinesischen Handelsleuten und Soldaten zu vermählen lieben, welche hierherkommen[15]). Aber nur die Politik und der Handel erstrecken sich über die Grenzstriche hinaus und wirkliche Auswanderung findet aus China nach Tibet nicht statt. Der rauhe Gebirgscharakter der Grenzlande, deren einziger Reichthum die Heerden und die schwer zugänglichen Mineralschätze sind, sowie die noch immer verhältnißmäßig dünne Bevölkerung der angrenzenden Theile China's erklären diese Erscheinung ganz natürlich.

Als Parallele zu einer Thatsache, welche in dem Abschnitt über die Besiedelung der Mongolei berührt wurde, möchte ich nur einen Punkt aus der tibetanischen Politik der Chinesen, die doch im Grunde auch Colonialpolitik ist, hervorheben. Ich erwähnte dort der vermindernden Wirkung, welche das massenhafte Leben im Cölibat auf die Bevölkerung der Mongolei übt. Aus Tibet wird nun bemerkenswerther Weise dasselbe berichtet, und zwar auf die beste Autorität hin, die man anrufen kann. Bischof Chauveau, ein langjähriger Bewohner dieser so selten besuchten Gegenden, versicherte nämlich Cooper, daß auch die starke Zunahme des Cölibats bei den Tibetanern auf politische Maßregeln der chinesischen Regierung zurückzuführen sei. Vor der chinesischen Eroberung hätten die Tibetaner geheirathet, aber jetzt lebe wenigstens ein Drittel der männlichen erwachsenen Bevölkerung im Cölibat[16]). Uebrigens ist diese Erschei-

---

14) Von Richthofen a. a. O. 301. 15) Cooper a. a. O. S. 203, 216.
16) Ders. a. a. O. S. 212, 217.

nung schon Turner aufgefallen und er spricht sowohl bezüglich Bhutan's als Tibet's öfter von ihren übeln Folgen, führt sie aber bloß auf falschen Ehrgeiz und Vorurtheile zurück[17]). Eine andere bedeutsame Erscheinung, welche wir in demselben Abschnitte bei der Betrachtung der ostturkestanischen Zustände hervorhoben, betrifft die Bedeutung des Theehandels für die Beziehungen China's zum Westen. Für Tibet scheint diese Bedeutung eine noch viel höhere zu sein, als für Kaschgar und Jarkand oder für die Ostmongolei. Ziegelthee ist der einzige Einfuhrartikel von einiger Wichtigkeit, den Tibet erhält. Thee wird als das Allernothwendigste bezeichnet für die Tibetaner und „dem starken Bedürfniß nach demselben mag man den endgültigen Erfolg der chinesischen Eroberung von Osttibet zuschreiben. Ihre Lebensaufgabe scheint darin zu bestehen, sich möglichst viel von demselben zu verschaffen[18])." Die Menge des Ziegelthee's, welche vor einigen Jahren allein über Tatsianlu ihren Weg nach Tibet fand, wurde auf 3—4 Mill. Ko. geschätzt[19]).

Von bedeutenderen Grenzstädten in diesen Gebieten sind zu nennen Tatsianlu und Bathang, beides Handelsplätze, wo die Tibetaner und Centralmongolen mit den Chinesen zusammentreffen. Die Bevölkerung von Bathang schätzt Cooper auf 6000, Desgodins auf 3000, von Tatsianlu fehlen genauere Angaben. Am 11. April 1871 wurde Bathang von einem Erdbeben zerstört, das 2300 Menschen das Leben kostete[20]). In Jünnan wird als eine bedeutendere Grenzstadt Seumao genannt, das früher 30,000 E. gehabt, jedoch stark durch die Aufstände gelitten haben soll[21]).

---

17) Turner, An account of an embassy to the court of the Teshoo. London 1800. S. 223, 226.

18) Cooper a. a. O. 409. Auch Huc (Empire chinois I. 18) stellt die Bedeutung des Theehandels nach Tibet sehr hoch.

19) Ausland 1872 S. 436. 20) Das. 1871 S. 720.

21) L. de Carné a. a. O. 315. Weitere Angaben über die Berg- und Grenzvölker von Jünnan s. u. in dem Capitel über „die Chinesen in Hinterindien."

IV.

Die Chinesen im Amurland und auf Sachalin.

Die Chinesen sind nie Jäger und Waldläufer, so wenig wie große Krieger gewesen; darum haben sie sich bei ihrer so stark ausgeprägten Neigung zu ruhiger und geduldiger Arbeit nie hingezogen fühlen können zu den Urwaldwüsteneien, die am unteren Ussuri und Songari beginnen und das Amurland ganz bedecken. Wenn sie aber je in diese düsteren Regionen[1]) vordrangen, so war es nicht die abenteuerlich reizende Jagd der Pelzthiere, welche die Russen durch ganz Nordasien und ein gutes Stück von Nordamerika geführt hatte, sondern ein so jämmerliches Geschäft wie die Wurzelgräberei, das Graben des berühmten Ginseng. Noch heute durchstreifen die Ginsengsucher die nördliche Mandschurei und das Amurland, ziehen wohl auch in Gärten die edle Wurzel, die aber damit viel an Werth verliert, und beschäftigen sich an der Küste mit ähnlichen Geschäften: Fang der Holothurien (Trepang), Sammeln eines Seetanges, der als Leckerbissen gilt, und eines in derselben Richtung geschätzten Schwammes, der auf altem Eichenholze wächst u. dergl. Als Ackerbauer leben sie nur an der Zeja- oder Djinkirimündung in größerer Zahl[2]) und die Wenigen, welche außerhalb dieser Region das Land bebauen, leben in Höfen zerstreut. Wichtiger sind durch ihren starken Handelsbetrieb die Hausirer, welche mit jedem Frühling über die Grenze kommen und das Amurland durchziehen. Handelsleute haben sich an der Küste bereits in allen Niederlassungen der Russen in größerer Zahl eingefunden und festgesetzt. Sie fügen

---

[1]) Schon in der Nordmandschurei ist nach Williamson (Travels in Northern China II. 55) der Wald so dicht, daß man auf der Hauptstraße von Kirin nach Ninguta Meilen geht, ohne die Sonne zu sehen, wie überhaupt der Pflanzenwuchs in diesen Regionen sehr üppig ist.

[2]) Siehe o. S. 81. das über die nordmandschurischen Dörfer Gesagte. Die hier erwähnten Dörfer liegen nach Wenjukow (Die russ. asiat. Grenzlande 1874 S. 146) um Aigun, also hart an der chinesischen Grenze.

sich aber nicht leicht in die russische Ordnung, welche hier, wie an der ganzen asiatischen Grenze militärisch verstanden wird, und sind deßhalb wenig beliebt[3]). Dieß hat seinen Grund auch darin, daß die Chinesen ein völlig unter sich abgeschlossenes, gewissermaßen unabhängiges Leben führen und besonders an die Russen sich gar nicht anschließen. Diese verstehen sich viel besser mit den weniger civilisirten, aber ehrlichen und tapferen Tungusen. Andererseits sind bisher die Chinesen fast das einzige regsame Element im Amurland, das Handel und Wandel befördert. Ihre Ausfuhr von Trepang, Seetang und Eichenschwämmen erreichte 1867 einen Werth von mehr als zwei Millionen Rubel und bildet bis jetzt den bedeutendsten Theil der Ausfuhr von Wladiwostok und Nowgorodskaja. In beiden Hafenorten bilden sie die Hauptbevölkerung[4]).

Die russische Regierung betrachtet sie nicht als Unterthanen, läßt sie aber behufs der Controle Aufenthaltsscheine lösen. Neuerdings ist aber den Chinesen, wie auch den Koreanern, von denen sich 3000 an der Possietbucht niedergelassen haben, die weitere Einwanderung untersagt worden, „um sich erst die russischen Ansiedelungen mehr befestigen zu lassen[5]).“ Man kann die russische Regierung wohl nicht tadeln, daß sie ein so disparates Element sich etwas vom Leibe hält, aber man kann auch nicht umhin, in diesem Verbote eine Anerkennung des chinesischen Colonisationstalentes zu finden, die nichts von ihrem Werthe verliert, weil sie unfreiwillig ist.

Die Chinesen haben bis zur Zeit der russischen Besitzergreifung nur zwei Ansiedelungen von erheblicher Bedeutung am Amur gehabt: Jenes Aigun, gegenüber der Zeja-Mündung, welches vorhin als Hauptwohngebiet chinesischer Ackerbauer bezeichnet wurde[6]), und

---

[3]) „Wir können nur das Eine wünschen, möglichst schnell von ihnen befreit zu werden.“ Wenjukow a. a. O. 96.

[4]) Th. von Busse, Das Süd-Ussurigebiet. Geogr. Mitth. XVII. 94.

[5]) Wenjukow a. a. O. 97.

[6]) Aigun oder Aykom ist noch heute ein bedeutendes chinesisches Grenzstädtchen, das, wie wir aus Palladius' Reise durch die Mandschurei (J. R. Geogr. Soc. London 1872 S. 174) erfahren, sogar Banken hat, deren Noten von Mergen an an der ganzen Straße bis Aigun cursiren. Das alte Aigun, welches in den Kriegen der Ming gegen die Amurvölker als Festung erbaut worden war, lag im 17. Jahrhundert in Trümmern und an seiner Stelle war einige Meilen weiter flußaufwärts die neue Festung Saghalien-ula-hotun erbaut, welche nachmals den Namen Aigun annahm (Du Halde, Description de la Chine. 1736 IV. S. 19).

ferner Deren, 15 Tagereisen oberhalb der Mündung, welche von dem japanischen Reisenden Mamia Rinsô als eine Mandschuwache geschildert wird, mit der eine Niederlage derjenigen chinesischen Waaren verknüpft war, welche bei den Ainos gangbar sind [7]). Die Gesammtzahl der Chinesen in den Amurprovinzen dürfte nicht über 20,000 betragen, ist aber amtlich nicht bekannt gemacht. —

Unmittelbar vor der Amurmündung gelegen, würde Sachalin den Chinesen schon lange ebenso natürlich, gleichsam als ein Zubehör des großen Stromes zugefallen sein, wie jetzt den Russen [8]), wenn ihre Colonialpolitik so energisch und weitblickend wäre, wie sie klug und zähe ist. Sie haben dort noch in nicht gar entlegener Zeit vom Festland aus eine Oberherrschaft über die Ainos der Insel geübt und auch den zeitweise zureisenden japanischen Kaufleuten und Fischern gegenüber sich als die Herren geberdet. Es wird allerdings nirgends von einer ständigen chinesischen Niederlassung auf Sachalin gesprochen, sondern es scheint, daß sie nur von ihrer Ansiedlung Deren am unteren Amur aus die Herrschaft über die Fischer, Pelzjäger und Rennthiernomaden der Insel geübt und aus ihren reichen Waarenlagern in Deren Handel nach derselben getrieben haben. Selbst diese Herrschaft und dieser Handel müssen sich aber wenigstens zu Beginn dieses Jahrhunderts nicht über die ganze Insel erstreckt haben, denn La Pérouse fand bei seinem Besuch Sachalin's auf der Südspitze eine japanische Handelscolonie [9]). Er fand bei den Insulanern auch Baumwollenstoffe, welche wahrscheinlich von den Chinesen herrührten. Nach dem Japaner, dessen Reisebeschreibung Siebold mittheilt, ernannten die Mandschus, welche am Amur die chinesische Regierung vertraten, unter der Bevölkerung von Sachalin „Vorsteher," welche alljährlich

[7]) Siebold, Nippon-Archiv. Heft XX. 179. — Ueberhaupt war die Behauptung des Amur durch die Chinesen weniger im Interesse des Reiches, als der regierenden Mandschudynastie zu Gefallen fortgesetzt worden; die letztere wollte begreiflicherweise nicht das Geringste von ihrem Stammlande abgeben, das zugleich die Heimath des besten Theiles ihrer Armee war. Die Russen machten, nachdem sie 1660 zur Aufgabe ihrer Befestigungen am Amur gezwungen worden waren und 1669 im Vertrag von Nertschinsk formell auf dieselben verzichtet hatten, keinen Versuch zur Wiedererwerbung dieses für sie so wichtigen Flusses bis zum Jahr 1840, in welchem die erste „wissenschaftliche" Expedition ohne Erlaubniß der chinesischen Regierung den Amur hinabging.

[8]) Im August 1875 passirte die Besitzergreifungscommission der Russen Wladiwostok. London and China Telegraph 1875. 698.

[9]) J. H. Plath, die Völker der Mandschurey 1830. I. 35.

den Tribut nach Deren zu bringen hatten. Wegen des Handels besuchten die Chinesen die Insel mehrere Male im Jahr. Auch die Russen waren im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts öfters des Handels wegen nach Sachalin gekommen, wurden aber wegen Unbilden, die sie verübten, wieder vertrieben[10]). Mit Recht vergleicht Wenjukow dies Zusammentreffen verschiedener Handelsvölker auf einer unwirthlichen Insel, deren Besitz nicht die Mühe dauernder Behauptung zu lohnen schien, mit den Besuchen der Holländer, Schweden und Russen auf Spitzbergen[11]).

Aus der neueren Geschichte der Insel ist nur bemerkenswerth, daß sie innerhalb der letzten Jahrzehnte, wahrscheinlich zur Zeit als die Chinesen sich vom Amur zurückzogen, von Japan in Besitz genommen wurde. 1868 sollten 100 Chinesen aus Hongkong nach Sachalin gebracht werden, um die dortigen Steinkohlenlager auszubeuten, aber die Verwaltung des Seebezirks im Amurgebiet, welche schon damals die Insel als russischen Besitz betrachtete, verhinderte die Ansiedlung derselben. Vor einigen Monaten hat nun Rußland thatsächlich Besitz von Sachalin ergriffen und soll mit dem Plane umgehen, die Insel behufs Ausbeutung ihrer Kohlenlager zu einer Strafcolonie zu machen.

Auch auf einer der Küsteninseln bei Wladiwostok, wo die Chinesen Gold zu suchen pflegten, hat die russische Verwaltung diesen Betrieb verboten. Der Aufstand, den die Chinesen darauf erregten, wurde sofort unterdrückt[12]).

---

[10]) Siebold a. a. O. XX. 173 und 179. [11]) Wenjukow a. a. O. 52.
[12]) Capt. Chanoine in Bull. de la Soc. de Géogr. Paris 1872. I. 65.

V.

Die Chinesen in Korea, Japan und auf den Liu-kiu-Inseln.

Korea und Japan sind ihrer Cultur nach in vielen und wichtigen Beziehungen ächte Colonien von China, haben sich aber dabei in politischer und wirthschaftlicher Beziehung bei aller formellen Abhängigkeit, die zeitweise bestand, doch immer so selbstständig erhalten, daß die Chinesen sich mit allgemeiner Beeinflussung der Cultur dieser Völker und mit einem verhältnißmäßig geringen Handel begnügen mußten. Korea wie Japan bieten dadurch ein Bild zwiespältigen Verhaltens zu ihrem Nachbarreich, das aber ganz dem Charakter und den Anschauungen beider Theile entspricht: Sie möchten sich wohl, wie es das Herkommen erheischt, gegen die mächtigen Einflüsse gänzlich abschließen, aber sie gehören beide, Koreaner wie Japaner, zu den eindrucks- und aufnahmsfähigsten, weichst gearteten Völkern der mongolischen Rasse, und so empfangen sie viel mehr als sie wollen. Wir gewahren ganz denselben Zwiespalt in dem Verhalten Japan's gegenüber den Einflüssen, die von Europa und Nordamerika her auf es wirken.

Korea's Stellung zu China ist seit zwei Jahrtausenden, seit der Zeit der Han-Dynastie, unter mancherlei Wechselfällen immer die eines unterworfenen, tributzahlenden, aber innerhalb dieser Grenzen selbstständigen Staates. Sein König empfängt beim Regierungsantritt die Bestätigung seiner Würde vom Kaiser von China, und die Gesandten Korea's werden, als die eines tributären Reiches nur mit „médiocre distinction“ behandelt [1]). Wohl gibt Korea auch Geschenke an Japan, aber dieselben sind seit den erfolglosen Kriegen Taikosama's im letzten Jahrzehnt des sechszehnten Jahr-

[1]) Du Halde, Description de la Chine. 1737. IV. 529. — Sehr gut vergleicht Carl Ritter in Asien III. 583 Korea nach Lage und Geschichte mit Italien, weil dort wie hier das Ineinandergreifen und Gegeneinanderwogen der zwei Elemente Aboriginer und Einwanderer den Grundzug bildet. Neben diesen Eingriffen von außen ging auch hier ein beständiger Gegensatz zwischen den Nord- und Südstämmen der Halbinsel her.

hunderts nur noch Freundschaftsbezeugungen, die auf Gegenseitigkeit beruhen, aber alle 3 Jahre regelmäßig wiederholt werden[2]). Die Engländer haben dies Verhältniß falsch aufgefaßt, als sie 1862 auf Grund einer angenommen Unterordnung Koreas unter Japan, sich als „co-trader" des letzteren Landes den Handel mit Korea erzwingen wollten[3]).

Bei der Abgeschlossenheit Korea's wissen wir von seinen inneren Verhältnissen sehr wenig; aber dieß wenige ist genug, um uns erkennen zu lassen, daß die chinesische Cultur hier nicht minder treu nachgeahmt, wenn auch nicht in allen Punkten so ausgearbeitet und durchgebildet ist, wie in Japan. Die Religionsbegriffe und Cultusformen, die Schrift, die innere Verwaltung des Landes sind chinesisch und selbst die Sprache ist „ähnlich wie die alte Jamotosprache Japan's durch die Aufnahme einer Menge chinesischer Wörter verunziert[4])." Daß chinesische Bücher in Korea nicht selten sind, erfahren wir aus dem Bericht über die Expedition des französischen Vice-Admirals Roze, der auf der Insel Kanghao im Hankang u. a. 300 chinesische Bücher und eine chinesische Karte wegnahm[4a]). Aber der Ursprung dieser Wirkungen fällt in die graue Vergangenheit und wir haben keine Nachricht von neueren chinesischen Colonien in Japan als denen, welche Kublai Khan bei seinem Kriegszuge gegen Japan in dem damals fester an China geketteten Lande anlegen ließ[5]).

Der Handel China's mit Korea ist bei der Armuth und Abgeschlossenheit dieses Landes gering. Er ist beschränkt, so weit er gesetzlich ist, auf das berühmte Kuolimön, das Thor in der koreanischen Pallisadengrenze[6]) und darf bei Todesstrafe nur im 3., 5. und 9. Monate betrieben werden. Dieses Thor ist nichts als ein Wachthäuschen mit einem Durchgang, der gerade breit genug ist für

---

[2]) Von Siebold, Nippon Archiv: Nachrichten über Kooraï II. 21. Nach neueren französischen Nachrichten hält sich die jetzige koreanische Regierung unabhängig von China. Bull. Soc. Géogr. 1867 I. 214.

[3]) Dickson, Japan 1869. S. 204. [4]) Von Siebold a. a. O. II. 10.

[4a]) V. de Rostaing im Bull. Soc. Géogr. 1867 I. 221.

[5]) Biot im Nouveau Journal Asiatique 1850. II. 558.

[6]) Williamson, Travels in Northern China 1870. II. 182, schildert die chinesisch-koreanische Pallisadengrenze in folgender Weise: „a fence in a bad repair, consisting of a few stakes of wood three feet high, intertwined with some kind of willow and which extended only a few yards on the N. and S. of the house."

einen chinesischen Karren. Aus Korea wird nach China ein berühmtes starkes Papier, Blei, Seide (von wilden Würmern), Häute, Felle, Trepang ausgeführt und China bringt dagegen Baumwollenzeug und Pfeffer [7]). Neuerdings kommt koreanisches Holz nach chinesischen Häfen. Ein anderer Verkehr als durch dieses Thor ist nicht möglich, da ein neutraler, unbewohnter Strich Landes von mehreren Meilen Breite die beiden Länder längs ihrer ganzen Landgrenze von einander trennt.

China's früheste Einflüsse auf Japan sind ebenso unbekannt wie die auf Korea; wir kennen nur ihre Folgen und sehen leicht ein, daß sie sehr bedeutend gewesen sein müssen. Einige Forscher glaubten, daß der mythische Sinmu, der erste menschliche Herrscher Japan's, ein Chinese gewesen sei [8]), aber diese Annahme ist unerweisbar. Die chinesische Schrift wurde erst im 3. Jahrh. n. C. in Japan eingeführt. Man habe Gesandte nach Korea geschickt, um dort unterrichtete Männer zu suchen und diese hätten 285 n. C. den Onin oder Vonin, einen weisen Mann aus chinesisch kaiserlichem Stamme nach Japan gebracht, der die Schrift und Cultur seines Landes den Japanesen gelehrt habe. Die Japaner waren nicht undankbar für diese Gabe und zollen ihm noch heute göttliche Verehrung [9]). Kaum minder wichtig war die Einführung des Buddhismus, welche um 543 n. C. gleichfalls aus China über Korea erfolgt sein soll. Die Confutse-Lehre soll schon 59 n. C. nach Japan gekommen sein. Sicher ist es, daß sie schon früher ihre Einflüsse geübt hat, die sich z. B. in den alten Gesetzen des Iyeyas verfolgen lassen. Lehrer oder Ausleger des Confutse waren als „Hofchargen" am Hofe des Schiogun zu finden [10]). Man gibt keine bestimmte Zeit an für die Einführung anderer unzweifelhaft chinesischer Culturerrungenschaften, wie der Einrichtung der Staatsverwaltung, die selbst in den Namen der verschiedenen Beamten den chinesischen Ursprung nicht verläugnet, oder der medicinischen Begriffe und der Arzneimittel, sowie einer unbestimmten Zahl von gewerblichen Kenntnissen, die auf China hinweisen. Noch neuerdings hat man Chinesen gerufen, damit sie die Zubereitung des Thee's für den europäischen

---

[7]) Von Richthofen in der Zeitschrift für Erdkunde 1870. S. 324—326.

[8]) Klaproth, Sur l'introduction de l'usage des caractères chinois au Japon. N. J. Asiatique 1829. S. 19. Auch Dickson (Japan S. 16) meint, sein Name erinnere an das chinesische schinum, Kriegsgeist.

[9]) Klaproth a. a. O. S. 25. [10]) Dickson a. a. O. 326.

Markt leiten. Auch die japanische Sprache enthält chinesische Worte, aber freilich nicht viel mehr als z. B. der Koran arabische in mohammedanischen Ländern verbreitet hat[11]).

Ueber die officiellen Beziehungen zwischen China und Japan liegen aus älterer Zeit die chinesischen Aufzeichnungen über Ankunft und Abgang von Gesandten vor. Als Kublai Khan Korea erobert hatte, forderte er die Japaner zur Tributzahlung auf und rüstete eine Flotte gegen das Inselreich aus, die seinen Forderungen Nachdruck verleihen sollte; dieselbe wurde aber, ehe sie zum Angriff kam, bei Tsusima von einem Sturm zerstreut[12]). Unter der Regierung der Ming wird häufig von Seeräubern berichtet, welche die chinesischen Küsten unsicher machten und, nach Art der Normannen, ihre Raubzüge den Strömen nach sogar tief in's Innere des Landes ausdehnten. Oefters wurde von den chinesischen Gesandten Klage über diese Räuber geführt[13]). 1592 begann der große Schiogun Taikosama einen langwierigen Krieg mit Korea und China, den seine Nachfolger abbrachen, als er gestorben war. Die Ueberhebung China's, das Japan wie ein unterthäniges Land behandelte, soll die Ursache zu diesem Kriege gegeben haben[14]). Seit dieser Zeit sind die beiden ostasiatischen Reiche nicht mehr in kriegerischen Conflikt gekommen, wiewohl ihre Interessen an manchen Punkten, von Sachalin bis nach Formosa herab, oft genug hart an einander stießen. Es schien im Gegentheil mehrere Male, als ob sie sich angesichts der europäischen Invasion näher zusammenschließen wollten. So erhielt z. B. bei der ersten Audienz, welche die fremden Gesandten der pekinger Regieruug endlich im Jahr 1873 abrangen, der japanesische Gesandte den Vortritt, und gleichzeitig wurde ein Vertragsentwurf veröffentlicht, der sehr freundschaftliche Wendungen enthielt. Aber die Absichten der Japaner auf Korea und Formosa haben in China noch kein rechtes Vertrauen aufkommen lassen.

Wie alt die Regeln und Gesetze sind, denen die ersten europäischen Besucher Japans den Handel der Chinesen dort unterworfen fanden, ist nicht bekannt. Wir haben aus der Mingzeit nur die Nachricht, daß der chinesische Japanhandel von Ningpho aus

---

11) Mohnicke, die Japaner 1872. S. 64.

12) Dickson a. a. O. S. 124.

13) C. Schmidt in den Mitth. der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens IV. 23.

14) Dickson a. a. O. 185.

betrieben wurde[15]), aber später wurde er nach der altberühmten, jetzt fast vergessenen Stadt Tschaphu verlegt[16]), und wurde an beiden Orten blos von den Chinesen betrieben, da die japanische Regierung nicht erlaubte, daß Dschunken ihres Landes an demselben theilnahmen. Sie brachten vorzüglich Zucker, Gewürze und Droguen nach Japan und nahmen Kupfer und Lackwaaren mit zurück[17]). Nach Kämpfers Mittheilungen nahm aber dieser Handel erst von der Zeit der Mandschukaiser an einen bedeutenden Aufschwung, indem erst diese die Beschränkungen aufhoben, welche vorher allen Außenhandel belasteten; er wurde so lebhaft, daß die Chinesen sowohl aus China selbst als aus ihren auswärtigen Niederlassungen, „welche durch alle Inseln und Länder an der Ostseite des Ganges zerstreut waren," nach Japan kamen. Statt Osaka und anderen seichten Häfen, wo sie früher gelandet waren, besuchten sie jetzt vorzüglich den Hafen von Nagasaki, den die Portugiesen zuerst gefunden hatten, und ließen sich in solchen Massen dort nieder, daß sie sogar „nach dem Unterschied ihrer Landessprache drei Tempel erbauten und diese mit Pfaffen aus ihrer Nation besetzten[18])." 1683 und 84 kamen sie mit 200 Dschunken, mit nicht unter 50 Mann jede, nach Nagasaki, geriethen aber in den Verdacht, daß sie christliche Bücher und besonders Schriften der Jesuiten, „dieser geschworenen und aus Japan verbannten Feinde des Reichs"[18]), führten, und wurden nun in ihrem Verkehr fast denselben Beschränkungen unterworfen wie die Holländer. Die Zahl der Dschunken, welche in einem Jahre landen durften, wurde auf 72 herabgesetzt und die Menge der Waaren, die sie verkaufen durften, auf 60,000 Tael. Zwar wußten sie dieses Verbot dadurch zu umgehen, daß sie sich mit Absicht nach einem anderen Hafen verschlagen ließen, um rasch daselbst zu verkaufen und dann im selben Jahre nach Nagasaki zurückzukehren. Im Uebrigen ließen ihnen aber die Japaner nicht einmal soviel Rechte wie den Holländern; wie diese in Desima, wurden

---

15) Ders. a. a. O. 142.

16) Tschaphu, Chapoo oder Schapô, ein Seehafen in der Provinz Kiangsu zwischen Hangtscheu und Schanghai, der früher bedeutend war für den Außenhandel von China, jetzt aber gleich den meisten Häfen in dieser Gegend verschlammt ist.

17) Oliphant, Narrative of Lord Elgins Mission to China and Japan 1859. II. S. 251.

18) Engelbert Kämpfer's Geschichte und Beschreibung von Japan. 1779. II. S. 122.

die Chinesen in Nagasaki eingeschlossen, aber man erlaubte ihnen keine ständigen Residenten und keine Sachwalter, und ebenso wenig wurden sie zur Residenz beim Kaiser zugelassen[19]). Unter den Waaren, die sie brachten, waren nicht nur chinesische, sondern auch solche aus Tongking („Galmeykupfer" und Seide), aus Borneo (Kampher) und Korea (Ginseng).

Unter solchen Beschränkungen hatte in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts der chinesische Japanhandel soweit abgenommen, daß zur Zeit, als Siebold seinen Bericht über die Beziehungen zwischen China und Japan im Nippon Archiv (Heft XVI.) schrieb, nur noch 10—12 Dschunken jährlich nach Nagasaki kamen und der ganze Umsatz auf höchstens 1,800,000 holl. Gulden geschätzt wurde[20]). Indessen sprach Siebold es schon damals aus, daß die Chinesen einst ebenso gefährliche Concurrenten im Handel mit Japan wie irgend eine europäische Macht, ja vielleicht gefährlichere werden möchten „da sie auf den durch National-, Religions- und Sittenverwandtschaft gebahnten Wegen dahin den Handel treiben"[21]). Die Oeffnung der Vertragshäfen in China und Japan hat es bewiesen, wie sehr gegründet diese Befürchtung war. Schon bei Abschluß der betreffenden Verträge mit Japan schrieb Oliphant, der Begleiter von Lord Elgin: „Wir dürfen wohl wagen, vorherzusagen, daß China den Hauptantheil des Handels mit Japan erhalten wird"[22]), und in hohem Grade hat sich dieß bewahrheitet. Während ein Japanese in China noch immer eine Seltenheit ist, sind die Chinesen in großer Zahl nach Japan gekommen und sind besonders in Nagasaki durch ihre Verbindung mit Shanghai, welches ja auch das Emporium des Japanhandels ist, gefährliche Concurrenten der Europäer geworden. Schon 1861 wohnten „viele Chinesen als Commis und Diener der westländischen Handelshäuser" in Nagasaki und 1869 schrieb Scherzer: „In Yokohama sowie in den übrigen Häfen Japans nimmt die chinesische Bevölkerung in überraschender Weise zu und tritt daselbst als höchst unangenehmer Concurrent der europäischen Kaufmannschaft auf. Fleiß,

19) Das. S. 125.

20) Von Siebold, Nippon Archiv XVI. 51. Noch 1861 lebten die Chinesen zu Nagasaki in ihrer Umzäunung, schienen aber freier zu sein als früher. Sie hatten Tempel auf umliegenden Höhen und schienen „eine selbstständige kleine Handelsrepublik von sehr losem Zusammenhange" zu bilden. Preuß. Exp. nach Ostasien. Berlin 1866 II. 203.

21) Das. XVI. 53. 22) Oliphant a. a. O. II. 250.

Ausdauer und Sparsamkeit, verbunden mit nicht allzugroßer Gewissenhaftigkeit, ermöglichen den Chinesen in Japan die Entfaltung einer die größten Erfolge erzielenden Thätigkeit." Im Jahre 1873 waren nach officiellen Mittheilungen 51 Chinesen in japanesischen Staatsämtern beschäftigt. Im selben Jahre zählte man in Hakotade unter 56 Fremden 26 Chinesen[23]).

Den älteren Schilderern japanischer Verhältnisse erschien der Handel, den die Bewohner der südlich von den japanischen Inseln gelegenen Liukiu-Inseln mit Japan trieben, als ein Zweig des chinesischen Japanhandels, denn diese Insulaner schienen ihnen viel mehr Chinesen als irgend etwas anderes zu sein. Engelbert Kämpfer berichtet, daß es ihnen erlaubt war, Handel nach Satsuma zu treiben, und sagt von ihnen: „Es reden diese Kaufleute eine verdorbene chinesische Sprache, womit sie ihre Abkunft aus Sina bezeugen, haben auch unter sich noch viele, die in Sina geboren und bei dem letzten Einbruch des tatarischen Chan's in diese Inseln geflüchtet und von ihren alten Landsleuten zu Mitbürgern aufgenommen sind, mit denen sie außerdem schon durch ihre Schifffahrt und Handlung Bekanntschaft gemacht hatten[24])." Er berichtet ferner, daß sie sowohl an China als an Japan Tribut zahlen, daß sie aber den Kaiser von China auf der einen Seite nicht als ihr Oberhaupt anerkennen wollen, während sie andererseits in Japan wie Fremde gehalten werden. Sie dürfen nur für 125,000 Tael jährlich Waaren einführen und sind mit ihrem Handel auf Satsuma beschränkt, dessen Fürst einige Jahre ehe Kämpfer schrieb die Liukiu-Inseln unter seine Botmäßigkeit gebracht hatte.

Die neueren Berichte ergänzen diese Kämpfer'schen Mittheilungen in einigen Punkten und bestätigen sie im Allgemeinen. Von Siebold gibt in seinem Archiv eine Geschichte der Beziehungen der Liukiu-Inseln zu Japan, aus welcher hervorgeht, daß dieselben schon seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts Japan gegenüber tributpflichtig waren, daß dann Aufwiegelungen von chinesischer Seite diese Beziehungen störten, bis endlich im Jahr 1609 der Fürst von Satsuma im Auftrage des Schiogun sich der Inseln bemächtigte, während China's Aufmerksamkeit durch seine inneren Wirren abgezogen war. Es wurden japanische Niederlassungen auf den nörd-

---

[23]) Preuß. Exped. II. S. 203. Scherzer, Fachmänn. Berichte über die österr.-ungar. Expedition nach Siam 2c. 1872. I. S. 371. London and China Tel. 1873. S. 18, 94. [24]) Kämpfer a. a. O. II. 127.

lichen Inseln gegründet und die gesammte Gruppe bis nach Formosa hinab ist gegenwärtig ohne Zweifel japanisch[25]).

Dabei sind aber dieselben Inseln China tributär geblieben und stehen mit diesem Lande in so innigen Cultur- und Handelsbeziehungen, daß ihre Unterordnung unter Japan eigentlich als eine politische Anomalie erscheint. Es ist charakteristisch für den trägen Gang der Ereignisse im äußersten Osten, daß solche Verhältnisse sich in ihrer Zwiespältigkeit solange erhalten können. In der Auskunft, welche Commodore Perry bei seinem Besuch der Inseln von dem Missionär Bettelheim erhielt, der lange Jahre auf denselben lebte, ist dieß schwankende Verhältniß fast komisch ausgeprägt: Dr. B. glaubte aus verschiedenen Gründen annehmen zu sollen, daß das Land, wiewohl es bis zu einem gewissen Grade unabhängig (erhalte doch sein Herrscher für gute Bezahlung von China den Titel eines Königs zuerkannt), doch in der Hauptsache ein integrirender Bestandtheil von Japan sei[26]).

Ueber die Bevölkerung ist nicht viel anderes bekannt, als daß sie einen vorwiegend japanischen Charakter bei vielen Merkmalen von Mischung mit chinesischem und malayischem Blute trägt. Ihre Sprache ist ein Dialekt der japanischen, welchem viele chinesische Wörter beigemischt sind[27]). Aber die Cultur ist vollkommen chinesisch und die Kenntniß der chinesischen Sprache ist unter den Gebildeten verbreitet. Ich weiß nicht, inwieweit die Angabe richtig ist, daß unter den zahlreichen Flüchtlingen, die bei der letzten Mandschu-Invasion nach diesen Inseln kamen, einige Familien gewesen seien, deren Nachkommen „die Schullehrer des Landes" geworden sein sollen[28]), aber es ist gewiß, daß die chinesische Erziehung und Gelehrsamkeit hier sehr hochgehalten wird und einige Jünglinge der höheren Klassen sollen, nach Perry, alljährlich nach China hinübergesandt werden, um dort ihre Erziehung zu vollenden. Nach allem scheint es also, als ob der Bischof von Hongkong das Richtige getroffen hätte, wenn er seine Meinung über die Liukiu-Insulaner, Perry gegenüber, folgendermaßen formulirte: „Es scheint am wahrscheinlichsten, daß die Liukiu von einer japanischen Colonie bevölkert wurden und daß sie China ihre Halbcultur und Literatur verdanken." —

---

25) Von Siebold a. a. O. XVI. 58.

26) Narrative of the Expedition to the China seas u. the c. of Commodore M. C. Perry. New York 1856. S. 254.

27) Friedrich Müller, Allgemeine Ethnographie 1873. S. 355.

28) Perry a. a. O. 255.

VI.

Besiedelung von Formosa und Hainan.

Formosa (zw. 25° 19′ und 21° 54′ n. B., gegenüber der Küste von Fukian gelegen) hat für China von allen Inseln des indischen und chinesischen Meeres die wichtigste Lage. Es ist die einzige größere Insel, welche dem chinesischen Festlande vorgelagert ist und bildet dadurch ein natürliches Vorwerk. Sie muß in den Händen der Macht sein, welche China besitzt, denn in jeder anderen Hand wäre sie eine beständige Drohung gegen das Reich, das in Sicht gegenüber liegt. Man sieht von der Küste von Fukian die Berge von Formosa, und doch ist der trennende Meeresarm, die Fukianstraße, breit genug, um zu den hervorragendsten Durchgangsstraßen des Weltverkehrs zu gehören. Er verbindet das südchinesische Meer mit dem ostchinesischen auf dem kürzesten Wege und ist deshalb nicht bloß der gebotene Durchgang für den Seeverkehr zwischen Süd- und Nordchina, sondern überhaupt für allen Verkehr zwischen den nordöstlichen und südöstlichen Küstenländern und Inseln von Asien. Selbst die Japaner, als sie noch nach den Philippinen und nach Annam handelten, mußten diese Straße benützen, zumal sich ihre Schiffer, ganz wie die chinesischen, nicht gern weit von den Küsten entfernten [1]). Dazu sind bei der berüchtigten Stürmischkeit jener Meere die Häfen Formosa's die natürlichsten und häufig besuchten Zufluchtsstätten. Wir verdanken einen großen Theil unserer älteren Kenntniß Formosa's den Berichten von Seeleuten, die an seiner Küste Schutz gesucht oder Schiffbruch gelitten hatten. Dazu kommt der natürliche Produktenreichthum und die Fruchtbarkeit Formosa's, welche hinter der gerühmten Fülle der Philippinen und

[1]) Von Siebold, Nippon Archiv XVI. 19, hebt sehr gut hervor, welchen Werth Formosa für den Verkehr zwischen China, den Liukiu und Japan besitze und wie die Insel überhaupt „für den Verkehr zwischen Indien, China und Japan wie geschaffen" sei.

Sunda-Inseln nicht zurückstehen. Auch schon durch ihre Größe (ca. 1300 Quadratmeilen) ragt sie aus dem Inselgewirr zwischen Philippinen und Japan hervor. Daß nun dieses Gebiet, so nahe gelegen und mit so großen natürlichen Vortheilen ausgestattet, doch erst spät und selbst dann nur unvollkommen von den Chinesen colonisirt wurde, ist eine der auffallendsten und zugleich charakteristischsten Thatsachen, welche ihre Colonialgeschichte bietet.

Formosa ist vor dem siebzehnten Jahrhundert von China aus nur durch Seeräuber und Schiffbrüchige besucht worden. Außer der gefährlichen Küste mochten auch die Eingeborenen abschrecken, ein wildes Malayenvolk, dessen Sprache der tagalischen am nächsten steht[2]). Aber 1621 wurde sie von den Japanesen besetzt und 1634 ließen sich die Holländer auf der Westküste nieder, wo sie ein Fort, Zelandia, erbauten und die Vortheile auszunützen suchten, welche eine solche insulare und zugleich centrale Lage für den Handel, und besonders den Schmuggelhandel, mit den damals fast noch ganz verschlossenen Reichen China und Japan bot. Formosa war für sie, was später Namoa bei Canton für die Engländer wurde. Die Colonisation durch die Chinesen begann im selben Jahrhundert, gleich der von einigen anderen südostasiatischen Gebieten, mit der Vertreibung und freiwilligen Auswanderung einer großen Anzahl von Anhängern der Mingdynastie aus Südchina. Diese suchten verschiedene Zufluchtsorte, um sich der Mandschuherrschaft zu entziehen und eines ihrer Häupter, Tschingtschingkung besetzte in dieser Weise 1661 auch Formosa und begann von hier aus die gegenüberliegende Küste von China zu verwüsten. Die Mandschu's, welche sich wegen ihrer Unvertrautheit mit der Seefahrt zunächst hülflos sahen, ließen die ganze Küste, von Petschyli bis nach Fukian herab, 30 Li landeinwärts völlig rasiren und versetzten die Eingeborenen ins Innere[3]). In einem der ersten Jahre dieses Bürgerkrieges sollen 25,000 chinesische Familien nach Formosa ausgewandert sein[4]). Dieser Invasion mußten die Holländer weichen; sie erhielten 1662 freien Abzug und Formosa wurde nun von einem mandschufeindlichen „Fukjankönig" beherrscht, bis es im Jahre 1673 an die Mandschu's fiel, die unter-

---

[2]) F. Müller, Allgemeine Ethnographie 1873. S. 288.

[3]) J. H. Plath, die Völker der Mandschurey 1830. I. S. 303.

[4]) Carl Ritter, Asien III. 861.

dessen in China ihre Herrschaft genügend befestigt hatten, um eine Expedition über's Meer wagen zu können. Die Insel wurde jetzt als Distrikt Thaiwan der Provinz Fukjan zugeschlagen, zu der sie noch heute gehört.

Als auf diese Art die Chinesen halb durch Zufall und halb gezwungen zu diesem schönen Besitz gekommen waren, zögerten sie nicht, mit der Colonisation in der eigenthümlichen Weise vorzugehen, welche ihnen eigen ist. Sie erbauten zunächst feste Plätze an den Häfen derjenigen Seite der Insel, welche der Küste zugewandt ist, und machten den günstigst gelegenen von diesen zum Hauptorte, den sie Thaiwanfu nannten. Aber ins Innere wagten sie sich nur schrittweise, so daß sie selbst heute, nach einem mehr als 200jährigen Besitz nur die Westhälfte der Insel innehaben und selbst auf dieser sich vorwiegend durch Geduld und Schlauheit behaupten und nur wo die Umstände sehr günstig sind, dann und wann ein neues Stück Land den wilden Eingeborenen entziehen. Sie befolgten schon damals die Methode, welche ein neuer Reisender folgenderweise charakterisirt: Diese Colonisation ist ausgezeichnet durch ihren langsamen Fortgang. Die neuankommenden Einwanderer sehen die Ebene und die Thäler in den Händen ihrer Landsleute und sehen sich gezwungen, nach dem Gebirge zu ziehen, wo sie sich ein Stück vom Gebiet der Eingeborenen und den zur Bewässerung nothwendigen Bruchtheil eines Wasserlaufs aneignen. Diese Pionniere suchen zuerst durch Kauf zu erlangen, was sie wünschen, und die Ueberredung ist ihre Lieblings-

---

[5]) Es ist bezeichnend für diese zaghafte Politik, was Swinhoe aus Tamsuy, der zweitbedeutendsten Stadt des chinesischen Formosa, über die Anlage einer Wasserleitung berichtet. Die Umgebungen dieser Stadt sind sumpfig und ihr Wasser brackisch, und man sah sich vor jetzt etwa 50 Jahren genöthigt, einen Bach aus dem Gebirge herzuleiten, das nicht weiter als 2 g. Meilen entfernt ist. Aber selbst dieses so nahe gelegene Gebiet war noch in den Händen der Eingeborenen, deren Dörfer zuerst zerstört werden mußten. Dieselben belästigten vom Gebirge her beständig die Arbeiter, von denen sie 60 tödteten, bis die Leitung vollendet war. Journ. R. Geogr. Soc. London 1864. S. 9.

[6]) Plath a. a. O. II. 304. Im Anfange der 60er Jahre erschwerten innere Unruhen das Gedeihen der damals erst gegründeten europäischen Handelsniederlassungen an der Westküste der Insel. Auch Dennys hebt hervor, daß die Einwohner gewisser Gegenden auf Formosa wenig Gehorsam gegenüber den Mandarinen beweisen. Er erzählt sogar, daß eine kleine Strecke nördlich von Takow eine verlassene Stadt liege, welche aufgegeben worden sei, weil sie von einem Berge beherrscht wurde, auf welchem unausrottbare Räuberbanden sich festgesetzt hatten. (The Treaty Ports. 1867 S. 293.)

taktik; gelingt ihnen dies nicht, so nehmen sie es sich auf ihre Gefahr. Verbreiten sie sich dann einzeln oder in kleinen Banden durch's Gebirge, so fallen sie den Eingeborenen zur Beute. Indessen nur im äußersten Falle greift der Chinese zur Gewalt. Die reichen Besitzer oder ganze Dörfer ziehen es vor, einen friedlichen Stamm dafür zu bezahlen, daß er ihre Arbeiter gegen die Angriffe eines minder friedlichen schützt, ihre Landgüter gleichen kleinen Festungen und gern suchen sie sich dadurch zu schützen, daß sie eine Eingeborene heirathen, denn diese Weiber sind die natürlichen Vermittlerinnen [7]). Wir wissen nichts Näheres über den Fortgang dieser Colonisation, als daß sie häufig durch Ausbrüche der Volkswuth gegen die Bedrückungen der Mandarinen [7a]) (so 1786 durch einen blutigen Aufstand, der mit Mühe gedämpft wurde) und durch Einfälle der in jenen Meeren so zahlreichen Seeräuber unterbrochen wurde, und daß die chinesischen Behörden sich endlose Mühe gaben, durch Verträge und Geschenke die wilden Eingeborenen in Frieden zu erhalten. Aber wir sehen aus den Resultaten, daß dieß eine Colonie vom ächtesten chinesischen Typus ist. Auf der einen Seite ein fast furchtsames, jeden Kampf vermeidendes Fortschreiten gegen die Gebiete der Eingeborenen, und dabei auf der anderen Seite doch eine sehr bedeutende Entwickelung der Hülfsquellen, wie überhaupt eine nach chinesischem Maßstab hoch entwickelte Cultur in den Theilen, welche ohne Gefahr zugänglich waren oder mit der Zeit vor den Einfällen der Eingeborenen geschützt werden konnten.

Die Chinesen selbst zählen ehrlicher Weise auf ihren Karten nur denjenigen Theil von Formosa zu ihrem Reiche, den sie wirklich im Besitz haben, also die Gebiete westlich und nördlich von dem Gebirgszug, der die Insel ihrer Länge nach durchzieht [8]); für die Verwaltung bildet es einen Kreis (Fu) der Provinz Fukian, aber der erste Mandarin hat wegen der besonderen Lage und Wichtigkeit dieses

---

[7]) Guérin et Bertrand, Les Aborigènes de l'île de Formosa. (Bull. Soc. Géogr. 1862 I. 565.)

[7a]) Noch jüngst schrieb man aus Formosa: „Die chinesischen Behörden sind (nach ihrer Meinung) soweit vom Festland entfernt, daß sie sich frei glauben von jeder Ueberwachung und jeder Gefahr des Tadels. Sie sind daher gleichgültig gegen die gegründetsten Beschwerden." Lond. and China Tel. Dec. 1872.

[8]) Die amtliche Karte von Fukian sagt von diesem Distrikte Thaiwan einfach: „Er ist vorn vom Meer und hinten vom Gebirge begrenzt" (Journ. R. Geogr. Soc. 1864 S. 6.).

Kreises das Recht, direkt an den Kaiser zu berichten. Die Zahl der auf Formosa angesiedelten Chinesen wird von neueren Berichterstattern gewöhnlich auf die runde Summe von 3 Millionen geschätzt. Die Menge des eingeführten Opiums, welches fast ausschließlich von der chinesischen Bevölkerung verbraucht wird, läßt in der That diese Zahl als nicht zu hoch gegriffen erscheinen [9]). Der Herkunft nach stammen auch diese Ansiedler vorwiegend aus den Südprovinzen. In den verschiedenen Gegenden haben sie sich aus verschiedenen Landschaften des südlichen Chinas zusammengefunden. In der Gegend von Takia sind es meist Leute aus Amoy und Chinchew, weiterhin gegen Süden aus Swatau, während man im Inneren auf der Grenze gegen die Wohnsitze der Eingeborenen zu, wo der Kampher, das kostbarste Produkt Formosas, gewonnen wird, fast ausschließlich jene merkwürdigen Hakka, die kräftigsten und muthigsten aller Südchinesen findet [10]), welche unter beständigen Kämpfen mit den Eingeborenen die Kampherbäume im Gebirge fällen und den Kampher an Ort und Stelle durch Schwehlung gewinnen. Häufig müssen sich die Chinesen durch Geschenke an die

[9]) 1870 führten die europäischen Häuser nicht weniger als 70,000 Ko. Opium im Werthe von 1,600,000 R.M. ein (Preuß. Handelsarchiv 1871 I.).

[10]) Die Hakka sind einer der drei Stämme, in welche sich die Bevölkerung von Kuangtung theilt. Die anderen zwei heißen Punti und Hoklo. Die Sprachen, die sie sprechen, sind Dialekte des Chinesischen, die sich etwa zu einander verhalten, wie deutsch, dänisch und holländisch. Man schätzt die Punti auf 21, die Hakka auf 4 und die Hoklo auf 3 Millionen. Die Punti sollen vorwiegend aus den Nachkommen der ursprünglichen Bewohner dieser südlichen Provinz bestehen, während man die Hakka als von Norden und die Hoklo als aus Fukian eingewandert betrachtet. Wie in der Sprache, so sind diese drei Stämme auch in der Vertheilung über das Land, dem Besitz, den Sitten, den Geräthen verschieden. Die Punti haben das beste Land in den Ebenen, die Hakka, als die später Gekommenen, bebauen die weniger fruchtbaren Hügel und die Hoklo wohnen an der Küste und sind zumeist Fischer und Schiffer. Aus dieser Vertheilung entstehen zahllose Streite besonders zwischen Hakka und Punti, denn jene sind durch Gewaltthätigkeit ausgezeichnet und haben sich nach und nach große Stücke vom Gebiet der ersteren erobert, indem sie sie pachteten, um dann weder Pacht zu zahlen noch auch die Felder zurückzugeben. Sie haben zeitweise mit den Waffen in der Hand ihren unrechtmäßigen Besitz vertheidigt, so daß noch in den letzten Jahrzehnten sehr blutige Händel zwischen Punti und Hakka vorkamen und in Hongkong die Reibereien zwischen beiden nicht aufhören. Sie sind aber gute Arbeiter und ein großer Theil von ihnen wandert im Lande umher und verdingt sich da und dort. Syrski in Scherzer's Fachm. Ber. 1872 II. 50. Dennys a. a. O. S. 22 u. 242.

einheimischen Häuptlinge die Erlaubniß zum Verweilen in den Kampherdistricten erwirken. Soweit sie sich indessen im Küstenland und den Vorbergen festgesetzt haben, ist der Wald fast ganz ausgerottet und an seine Stelle sind besonders zahlreiche Theepflanzungen getreten. Wo der Wald beginnt, liegt auch die Grenze zwischen Eingeborenen und Eingewanderten und häufig ist ein Waldstrich formell als Grenzgebiet festgesetzt, wo beide an bestimmten Punkten zusammentreffen, um ihren Tauschhandel zu besorgen. Dieser soll komischer Weise nicht anders als unter beständigem Losbrennen von Gewehren stattfinden, indem die Chinesen durch diese unschädliche Demonstration die Eingeborenen einzuschüchtern vermeinen [11]).

Die Größe der chinesischen Städte auf Formosa läßt erkennen, daß in der That die Zahl der chinesischen Ansiedler nicht viel geringer sein wird, als vorhin angegeben wurde. Man zählt von hervorragenderen 8—10. Thaiwanfu, die Hauptstadt, hat 50- bis 70,000 Einwohner, wovon der größere Theil auf ihre seewärts gelegene Handelsvorstadt kommt. Sie ist mit 10 Fuß breiten Mauern umgeben, aber ihr Hafen ist so versandet, daß er selbst für die kleineren europäischen Schiffe unzugänglich ist. Sie scheint wegen dieses Uebelstandes im Rückgang begriffen zu sein, wird aber noch immer als eine Stadt geschildert, die schöner und reinlicher ist, als der Durchschnitt der chinesischen Städte und deren Gewölbe mit den Produkten Amoy's gefüllt sind [12]). Tamsuy oder Tanschui, die zweite Handelsstadt, scheint nicht viel kleiner zu sein und ist besonders wichtig geworden durch die nahen Kohlenlager von Kelung. Ein anderer Hafenplatz in der Nähe von Tamsuy ist Banca, für welches 40,000 E. angegeben werden.

Ein weiteres Licht auf die Bedeutung dieser Colonien werfen die Ein- und Ausfuhrlisten, welche wir aus den letzten Jahren besitzen, seitdem europäische Kaufleute und Consuln sich in den formosanischen Handelsplätzen niedergelassen haben. Aus einer Zusammenstellung, welche 1871 das Preußische Handelsarchiv mittheilte, ist zu entnehmen, daß die Kampherausfuhr sich 1869 auf 920,000 Ko., des Thee's auf 360,000 Ko., der Steinkohlen auf 248,000 Pikul belief. Außerdem sollen 56,000,000 Ko. Reis und bedeutende Mengen von Zucker, Indigo, Pflanzenpapier (aus Aralia papyrifera)

---

11) Vivien de St. Martin im Bull. Soc. Géogr. 1868 II. 534.

12) Ebendas. S. 528.

und Schwefel zur Ausfuhr gelangt sein. Man berechnete den Gesammtwerth der Ausfuhr auf 1,600,000 RM. Unter den Einfuhren war das Opium, wie erwähnt, mit 70,000 Ko. am stärksten vertreten [13]). Nach einer Zusammenstellung, welche Andree mittheilt, bewerthete die gesammte Handelsbewegung der den Europäern geöffneten Häfen von Formosa 1864 5,568,000 RM. Aber 1871 betrug die Ein- und Ausfuhr dieser Häfen in fremden Schiffen fast 23 Mill. RM. [14]).

Man kann natürlich nicht viel von Culturwirkungen sagen, wo, wie hier, die Colonisation vorzüglich in der Ausrottung der Eingeborenen durch die Einwanderer besteht. Es bildet sich allerdings auch hier die Mischlingsrasse, welche in derartigen Fällen die zerstörende Kraft des Zusammenstoßes zwischen zwei verschiedenen Rassen oder Culturstufen zu mildern und im günstigen Falle in einem neutralen Produkte aufzulösen pflegt, aber wir merken nichts von einer versöhnenden Wirkung derselben. Wohl berichtet T. F. Hughes, einer der letzten Besucher des Inneren von Formosa, und zwar des Südens, daß der chinesische Typus nur allmählich abnehme, indem man sich von der Küste entferne und dem Gebirge nähere und es erinnert sehr an die Zustände anderweitiger Mischlingsbevölkerungen, wenn er hervorhebt, daß der Unterschied zwischen Chinesen und Formosanern sich in den Grenzregionen mehr in den Weibern als den Männern auspräge (vgl. o. S. 104), aber er setzt hinzu, daß die häufigere Vermischung beider Völker nur hier im Süden vorkomme, während sie im Norden viel geringer sei. In manchen Theilen von Südformosa haben sich die Eingeborenen sogar soweit an die Chinesen gewöhnt, daß sie gleich ihnen das Haupt rasiren und einen Zopf tragen; auch ihre Tracht haben sie dort angenommen. Dabei kauen sie aber ächt malayisch ihren Betel und tragen schwere Holzpflöcke oder Muscheln in den Ohren [15]). Im Norden ist dagegen die Feindschaft ungeschwächt, alles geht dort in Waffen und die Chinesen sprechen von den For-

---

13) Auszüglich in Z. f. Erdk. 1871 S. 384.

14) Andree, Geographie des Welthandels 1872 II. 314. Nach den Ausweisen der chin. Zollstätte in Takia (Takow) sind allein an Zucker 3,600,000 Ko. in den ersten 9 Monaten von 1871 verschifft worden und war der Handel überhaupt in lebhafter Zunahme begriffen. Tamsuy führte 1871 gegen 750,000 Ko. Thee aus, achtmal mehr als sechs Jahre vorher. London and China Tel. Jan. und Aug. 1872. April 1873.

15) T. F. Hughes in Proceed. R. Geogr. Soc. London 1872 S. 269.

mosanern nicht anders als wie von Menschenfressern. Es wäre interessant, wenn sich Guérin's etwas befremdende Behauptung bestätigte, daß die Mischlingstöchter dort zu dem Stamme zurückgesandt werden, welchem die Mutter entsproß, während die Söhne sich an die väterliche Art halten und unter Verabscheuung des wilden Lebens am liebsten Handelsleute werden [16]). Einstweilen stellt sich das Bild der Besiedelung von Formosa, soweit wir es aus unserer bruchstückweisen Kenntniß beurtheilen können, ziemlich so dar, wie derselbe Franzose es schildert: „Eine Einschließung, die sich langsam aber sicher zusammenzieht, zwängt die Eingeborenen zwischen das Meer, auf welchem sich zu bewegen sie längst verlernt haben, und zwischen eine ausschließliche und erwerbsüchtige Rasse. Diese letztere hat alle Thore in ihrer Hand und läßt nichts ein noch aus [17])." Das Endresultat wird natürlich die Vernichtung der Eingeborenen sein.

Die kleineren Inseln zwischen Formosa und dem Festland, besonders die als Pescadores zusammengefaßte Gruppe, sind schon längst von den Chinesen besetzt. Sie waren wahrscheinlich früher ebenfalls von Malayen bewohnt. Von den drei Inseln Lambay, Botol-Tabago und Samasima, welche südöstlich von Formosa liegen, behauptet wenigstens Sir H. Parkes, dem wir zahlreiche Aufnahmen an diesen Küsten verdanken, daß die erste von Chinesen, die zweite von Malayen und die dritte von Japanern bewohnt sei [18]).

Daß indessen dieser langsame Colonisationsproceß auf Formosa sich noch Jahrhunderte hinziehen kann, scheint die für die Einwanderung noch viel günstiger gelegene und seit bald 2000 Jahren eroberte Insel Hainan zu beweisen, in deren gebirgigem Innern sich noch heute Ureinwohner befinden, welche von den Chinesen Li oder

---

[16]) Guérin et Bertrand a. a. O. S. 566.

[17]) Ebendas. S. 568. Es würde interessant sein, diesen Vernichtungsprozeß mit dem der Indianer zu vergleichen, der in Nordamerika soeben seine letzten Stadien durchläuft. Das erste Resultat des Vergleiches würde die bemerkenswerthe Thatsache sein, daß keine höchste Culturstufe erfordert wird, um ein Volk, das noch im Naturzustand ist, friedlich zu vernichten. Es gibt viel höhere Culturstufen, als die chinesische, die dabei doch für Naturvölker viel weniger gefährlich sind. Mangel an Humanität gehört allerdings zu den Charakterzügen des Chinesen. Man wird aber im Allgemeinen sagen können, daß bei geringerem Culturunterschied die Völker sich zerstörender begegnen als da, wo höchste und niederste Culturstufen zusammentreffen.

[18]) Proceed. R. Geogr. Soc. 1863 S. 27.

Lao genannt werden, zum Theil deren Sprache angenommen haben, aber ihre eigenen Sitten behalten haben. Sie werden als ein Zweig der Ureinwohner Hinterindiens betrachtet[19]). Rings am Gestade und im niedrigeren Gebirge wohnen zahlreiche Chinesen und außer der oft genannten Handelsstadt Khiungtscheu, der man 200,000 Einwohner zuschreibt, sollen noch 14 ummauerte Städte und zahlreiche Dörfer sich dort befinden. 1823 wurde ihre Bevölkerung ohne die Ureinwohner auf eine Million geschätzt[20]). Khiungtschëu, das noch besonders nach Siam einen starken Handel treibt, sollte, dem Vertrag von Tientsin entsprechend, im Jahre 1872 geöffnet werden[21]) und unsere Kenntniß von der Insel würde dann wohl rasch gefördert worden sein. Aber weder jene Verheißung, noch auch diese Erwartung haben sich bis jetzt erfüllt.

---

19) Cortambert et Rosny, Tableau de la Cochinchine 1862 S. 50.

20) C. Ritter, Asien. III. S. 886.

21) Preußisches Handelsarchiv 1872 I. 740.

VII.

Die Chinesen auf den Philippinen.

Manila war lange bevor die Spanier die philippinischen Inseln entdeckten, ein Stapelplatz für chinesische Waaren, ein Durchgangspunkt des chinesisch-malayischen Verkehrs [1]). War auch der Handel mit den Philippinen selbst, deren Bewohner damals noch im Stande der Wildheit lebten, nicht erheblicher, als er bei Menschen auf dieser Culturstufe überall ist, so waren doch die Inseln wegen ihrer günstigen Lage eine bevorzugte Station für den Verkehr nach Borneo und anderen Malayenländern; die größeren chinesischen Dschunken gingen bloß nach Manila und luden hier ihre Waaren auf kleinere Schiffe. Nicht bloß die dort in Gräbern gefundenen Porcellangefäße, welche übrigens Magellan schon antraf [2]), zeigten den Spaniern den Verkehr der Chinesen an, sondern sie merkten auch an anderen Zeichen noch lange, daß die Chinesen gewohnt waren, diese Inseln selbstständig zu besuchen. So half gleich im Anfang den Conquistadoren die Befreiung eines Häuptlings und einiger Tagalen aus den Händen chinesischer Menschenräuber die Sympathieen der Bevölkerung gewinnen [3]). Es wird auch gemeldet, daß schon den ersten Spaniern bei ihrer Ankunft die hellere Farbe gewisser Eingeborenen aufgefallen sei, welche sie der Vermischung mit chinesischen und vielleicht auch japanischen Schiffbrüchigen zuschrieben [4]). Welches übrigens auch der Handel der Chinesen mit diesen Inseln gewesen sein mag, so ist kein Zweifel, daß die Ankunft der Spanier demselben einen hohen Aufschwung verlieh. Manila wurde der Centralpunkt des spanisch-chinesischen Handels und blieb dieß auch, nachdem Amoy den spanischen Schiffen geöffnet worden (1576).

---

[1]) Crawfurd, History of the Indian Archipelago 1820 II. 456.

[2]) Jagor, Reisen in den Philippinen. 1873. S. 270.

[3]) Martinez de Zuñiga, Historia de las Islas Filipinas (1803). Translated by John Maver. London 1814. I. S. 128.

[4]) Ebendas. I. S. 27.

Als erster Anlaß zu den innigen Beziehungen, welche sich bald zwischen Manila und China (speciell Amoy) knüpften, erzählt Zuñiga, sei die Rettung eines chinesischen Schiffes vom Scheitern zu betrachten, welche Legaspi, der erste „Presidente" der Colonie, bei einer seiner Recognoscirungsreisen ausgeführt habe. Die dankbaren Chinesen seien das nächste Jahr mit reichen Waaren wiedergekommen[5]). 1580 waren schon soviele Chinesen in Manila, daß in diesem Jahre der Gobernador R. de Penalosa das Chinesenquartier, den sogen. Parian, gründete; und so rasch wuchs ihre Zahl und Bedeutung, daß sie den Haß der Spanier sowohl als der Indier erregten, der von nun an öfters zu Aufständen, Vertilgungen und Verbannungen führte. Im Jahr 1603 wurden 23,000, nach anderen 25,000 bei einem Aufstand getödtet, von dem es nicht gewiß, ob ihn die Chinesen begonnen haben oder ob er ihnen aufgedrängt wurde[6]), und dennoch war schon 1605 ihre Zahl wieder so gewachsen, daß man regierungsseitig, allerdings ohne jeden dauernden Erfolg, dieselbe auf 6000 beschränkte. 1639 wurden bei einem neuen Aufstande von 30—40,000 wiederum alle bis auf 7000 niedergemacht[7]). Als 1662 der auch für die Holländer auf Formosa so verhängnißvolle, politische Pirat Tschingschingkung oder Kogseng (s. o. S. 121) die Spanier

---

[5]) Ebendas. I. S. 111.

[6]) Mißverständnisse zwischen den in jeder Beziehung so verschiedenen Chinesen und Europäern, selbst harmlose Mißverständnisse, haben mehr als einmal zu blutigen Conflikten Anlaß gegeben. Elgin erzählt (Letters and Journals of James Earl of Elgin 1872 S. 191) mehrere Beispiele der Art aus Singapore, wo besonders die mißverständliche Uebersetzung von Polizeiverordnungen zu Aufregungen und Unruhen in den Chinesenquartieren Anlaß gab. Da zudem selbst in einer Stadt wie Singapore im Jahre 1857 kein Europäer des Chinesischen mächtig war und meistens aus diesem Grunde beständig Verschwörungen der Chinesen gegen die Europäer gewittert wurden, so konnte es an Anlaß zu Reibungen nie fehlen. In Manila, wo die Chinesen unter einem so viel härteren Druck leben und die Spanier noch unwissender sind, müssen diese Mißstände doppelt verderblich wirken.

[7]) Padre P. M. Velarde, Historia de la Provincia de Philipinas (Manila 1749) gibt im 8. Capitel des 2. und im 13. des 3. Buches ausführliche Beschreibungen dieser Aufstände vom „christlichen" Standpunkte aus. Ich hebe nur eine bezeichnende Stelle heraus: „Al principio del alzamiento diò orden el gobernador por atajar el fuego que pasasen a cuchillo à quantos Sangleyes gentiles o christianos vivian en los pueblos cercanos a Manila, por la sospecha que de ellos se tenia. Executose en muchos este rigor, y soccoriendo la gracia de Dios à algunos, no quisieron perder las almas con las vidas y asi recibieron antes el bautismo" 108.

in Manila angriff, entstand ein neuer Wuthausbruch gegen die Chinesen, dem wieder Tausende zum Opfer fielen. Mehrmals fanden dann im Laufe des 18. Jahrhunderts, auf direkte madrider Befehle hin, Ausweisungen aller Chinesen statt, welche nicht unbedingt nothwendig waren. Dieselben trafen indessen entweder die Massen, welche nicht bestehen konnten, oder blieben ganz unausgeführt. Der Ausführung eines solchen Dekrets von 1750 widersetzte sich nicht blos der Gobernador, sondern selbst der Erzbischof[8]) und wir wundern uns nicht über diese Haltung, wenn wir das Urtheil eines intelligenten und unparteiischen Zeugen wie Sonnerat's über die Folgen solcher Ausweisungen vernehmen. „Handel und Gewerbe verfielen sogleich und haben sich nicht mehr erholt. Elend und Entvölkerung waren die Folgen dieser Mißverwaltung[9])." 1762 zeigten sich die Chinesen beim Einzug der Engländer in die eroberte Stadt unpatriotisch, worauf wieder Viele von ihnen seitens der Spanier gehängt wurden. 1804 sollten wieder alle unverheiratheten chinesischen Kaufleute ausgewiesen werden. 1819 fielen bei einem Aufstande der Tagalen, der gegen sie und die Europäer gerichtet war, viele von ihnen. Seitdem leben sie in verhältnißmäßiger Ruhe unter dem Druck von Steuern, welche ihre allzustarke Zuwanderung in den Schranken halten, in welchen sie den Spaniern keine Gefahr mehr für ihre Herrschaft zu bieten scheinen.

Die Zahl der Chinesen, welche auf den Philippinen wohnen, ist nicht mit vollständiger Genauigkeit zu ermitteln. Die Angaben schwanken außerordentlich, aber die besten Quellen bestätigen nicht die hochgegriffenen Zahlen Scherzers u. A. und lassen annehmen, daß die Chinesenbevölkerung dieser Inseln bei Weitem nicht mehr so groß ist, wie vor zwei- und dreihundert Jahren. Die neueste und wohl auch zuverlässigste Angabe ist die Jagor's, welcher für 1867 die Zahl steuerpflichtiger Chinesen auf 2589 und die der chinesischen Gesammtbevölkerung auf ca. 18,600 schätzt[10]). Buzeta gibt die Zahl der Chinesen, welche sich 1828 auf Luzon befanden, auf 5708 an, was höchstens

1927 80 % d. Kleinhandel in chin. Hd. Jahres-Zufluss ca 12000 — Trotz Einw. Verbot!

---

[8]) Zuñiga a. a. O. II. 91.

[9]) Sonnerat in Vol. III. Cap. X. seiner Voyage aux Indes et à la Chine, citirt in Zuñiga II. 251.

[10]) Jagor a. a. O. S. 310. Der brit. Consul in Manila gibt in seinem amtlichen Bericht für 1871 ihre Zahl auf 35,000 an, betrachtet dieß aber selbst nur als eine ungefähre Schätzung. Nach dem Bericht desselben für 1870 gab es im genannten Jahr nicht mehr als 272 Europäer auf den Philippinen.

8000 für die gesammten Philippinen annehmen ließe[11]). Nach Zuñiga dagegen rechnete man am Ende des vorigen Jahrhunderts 15—20,000 allein für Luzon[12]). — Die Einwanderung wird von dem Letztgenannten für die erwähnte Zeit auf 3—500 im Jahre geschätzt, während nach Bowring 1857 in Manila 4232 Chinesen ein- und 2592 auswanderten[13]).

Die Chinesensteuer wirft, nach ihrem Ertrage, einiges Licht auf diese widersprechenden Zahlen. Leider sind wir auch über sie nicht ganz klar berichtet. Als R. de Ste. Croix 1806 die Philippinen besuchte, zahlten die handeltreibenden Chinesen 6 Doll. und die Chinesensteuer brachte 42,000 Doll. ein. Ihm zufolge gab man amtlich 7000 als die Zahl der in den Philippinen wohnenden Chinesen an, aber er zweifelt nicht, daß deren 30—40,000 dort lebten. Die Mehrzahl werde von den Steuererhebern verheimlicht[13a]). Die Kopfsteuer ist seit 1834 auf 3 Doll. für die Landbauer und 6 Doll. für alle anderen arbeitsfähigen Chinesen festgesetzt. Sie ergab, nach Jagors Mittheilung 1867 117,550 Doll.[14]), wobei zu beachten, daß nur etwa der fünfzehnte Theil der Chinesen sich dem Landbau widmet. Dieß würde der Annahme von einer chinesischen Gesammtbevölkerung von 18—20,000 entsprechen, welche auch durch andere Thatsachen gestützt wird.

Diese Kopfsteuern sind freilich nicht die einzigen. Es gibt noch Wege-, Kirchen- und Industriesteuern, und die letztere besteht nur für die Chinesen. Vor 1828 zahlten sie nicht mehr als 6 Duros jährlich, aber 1828 sollte eine plötzliche Steigerung eintreten. Man wollte den Großkaufleuten 135, den Krämern 54, allen anderen 27 D. auflegen[15]). Damals konnte wegen allgemeiner Unzufriedenheit, Auswanderung u. s. f. diese Maßregel nicht durchgeführt wer-

---

[11]) Buzeta y Bravo, Diccionario de las Islas Filipinas. Madrid 1850. I. 136.

[12]) Zuñiga II. 292.

[13]) Bowring, A Visit to the Philipp. Islands. London 1857. S. 181.

[13a]) Voyage commercial aux Indes Orient. Paris 1810 II. 332.

[14]) Jagor a. a. O. 310.

[15]) Buzeta y Bravo a. a. O. I. 135. Die Motivirung dieser Maßregel macht der spanischen Colonialregierung wenig Ehre. Es heißt dort: „Manifestando las grandes utilitates que lograban los Chinos o Sangleyes en el comercio que hacian en Filipinas, segun se decia con perjuicion de los españoles y mestizos, y esponiendo que el tributo que pagaban de seis duros anuales era muy mezquino comparado con sus ganancias etc.“

den, aber jetzt hören wir, daß den chinesischen Kaufleuten in Pangasinán außer einer Gewerbesteuer von 12—100 D., eine „Abgabe" von 60 D. für Beschickung der Wochenmärkte auferlegt worden ist[16]. Man ist also von dem protektionistischen System nicht abgekommen. Rechnet man die Einkünfte aus der Opiumregie hinzu, welche 1844 eingeführt wurde und 1860 98,000, 1866|67 schon 207,000 Escudos (414,000 M.) abwarf[17], und andere „Kleinigkeiten," wie z. B. die, daß alle Chinesen, die in Manila ankommen, in der Alcaiceria de S. Fernando wohnen und soviel dafür zahlen müssen, daß der Staat ein Einkommen daraus zieht[18], so wird man nicht umhin können Lord Elgin's Ausruf über diese spanische Chinesenpolitik bewahrheitet zu finden: „As usual my poor Chinamen are hated and squeezed[19]!" Daß die Chinesen trotzdem wieder in Zunahme begriffen sind und nach wie vor ihr Schäfchen in's Trockene bringen, stellt ihrer Zähigkeit und ihrem Talent zum Geldmachen ein vortreffliches Zeugniß aus. Denn die paar Vergünstigungen, die ihnen gemeinsam mit anderen Völkern durch die freiere Handelspolitik der Colonialverwaltung neuerdings gewährt worden sind, verschwinden gegen diesen Steuerdruck. Jedenfalls hat Spanien weder zu fürchten noch zu hoffen, daß unter diesem System sein Manila jemals ein Singapore werde. Das bedeutendste Aequivalent für diese Besteuerung liegt jedenfalls in der Selbstverwaltung, die man ihnen unter ihrem verantwortlichen Capitan und ihren Cabezas de Barangay zugesteht. Oliphant empfiehlt nach eigener Beobachtung dieses System für Singapore, wo die Unterordnung der Chinesen unter die Lokalpolizei bekanntlich zu häufigen Reibungen Anlaß gibt[20]. Nur die schwereren Verbrechen kommen vor die spanischen Behörden und ist es erwähnenswerth, daß in den fünf Jahren von 1851—55 nur 14 schwere Verbrechen von Chinesen in den Philippinen verübt wurden, darunter kein Mord und kein Raub[21].

Hinsichtlich der Verbreitung der Chinesen auf den Philippinen ist die erwähnenswertheste Thatsache, daß sie hauptsächlich in Manila

16) Jagor a. a. O. 275. 17) Ders. 310.

18) Bowring a. a. O. 329. 19) Elgin a. a. O. 379.

20) Oliphant, Narrative of Lord Elgins Mission 1859. S. 69.

21) Bowring a. a. O. 183. Man muß indessen hierbei nicht vergessen, daß die Chinesen, wenn möglich, keinen einzigen Fall vor die Gerichte der Europäer kommen lassen.

vertreten sind; man kann annehmen, daß $^3/_4$ der chinesischen Bevölkerung der ganzen Inselgruppe in Manila wohnen[22]). Ganz fehlen sie auf keiner Insel des Archipels, selbst nicht auf den Ladronen, wohin sie in dem Gefolge des Gobernadors gekommen sein sollen[23]). Nachdem das Verbot des Handelsbetriebs im Innern aufgehoben und die Häfen Pangasinàn, Calasiao und Zampoango dem fremden Verkehr eröffnet wurden, haben sich an verschiedenen Orten der Küste und des Inneren von Luzon größere Chinesencolonien gebildet. Schon Bowring, der diese Insel 1855 bereiste, berichtet, daß die Chinesen innerhalb zwei Jahren in Calasiao 80 Läden errichtet hatten und in den beiden anderen Hafenorten den Handel fast ganz in ihren Händen hatten[24]).

Ueber die große Rolle, welche die Chinesen im Handel der Philippinen spielen, ist keiner der neueren Beobachter im Zweifel. Oliphant spricht es klar aus, daß, wie Singapore, so auch Manila ihnen einen großen Theil seines Wohlstandes verdanke[25]). Sie haben die besten Waarenlager in Manila[26]). Semper zufolge hatte das größte Bankgeschäft in Manila einen Chinesen zum Begründer und wird von seinen Nachkommen, chinesischen Mestizen, weitergeführt[27]). Jagor glaubt, daß sie mit der Zeit hier wie in anderen Südseeländern sich berufen zeigen werden, „jedes andere Element zu verdrängen, oder fruchtbare Mischrassen zu bilden, denen sie ihren Stempel aufdrücken[28]).“ Was die Spanier von ihnen denken, prägt sich sehr gut in folgenden Worten Zuñiga's aus: „Auf einen, der sich dem Ackerbau widmete, kamen 1000 Händler jeder Art und diese waren sehr gerieben in ihren Geschäften. Sie verfälschten die Maße und Gewichte und ebenso allerlei Dinge, wie Zucker, Wachs und fast jede Waare in solcher Art, daß es schwer zu entdecken war. Sie waren vollkommene Wucherer, indem sie sehr aufmerksam die Bedürfnisse des Volkes und die Nachfrage nach den verschiedenen Waaren verfolgten und diese zurückhielten, bis sie den Preis erreichten, den sie wollten[29]).“

---

22) Nach Buzeta y Bravo Tabelle VI. Bd. II. vertheilte sich 1847 die Kopfsteuer so, daß von der Summe von 99,806 D., welche einging, 92,098 auf den hauptstädtischen Distrikt und sonst noch Summen von über 1000 D. auf Bulacan, Cavite, Laguna und Pampanga entfielen.

23) Zuñiga a. a. O. I. 9. 24) Bowring a. a. O. 339.

25) Oliphant a. a. O. 78. 26) Ders. 77. 27) Semper a. a. O. 89.

28) Jagor a. a. O. 275. 29) Zuñiga a. a. O. II. 13.

Die Chinesen an sich würden übrigens bei aller Schlauheit und überlegenen Arbeitsamkeit den Spaniern wohl immer noch erträglich scheinen, zumal sie für manche Geschäfte unentbehrlich sind, wenn nicht ihre Mischlingsnachkommen, d. h. die Söhne von Chinesen und Tagalinnen die Eigenschaften der Väter in so sehr verschärfter Weise ausprägten. Sie sind wenigstens zehnmal so zahlreich als die reinen Chinesen, sind aber fest im Lande angesiedelt und werden sich nur immer mehr vermehren. Semper sagt von ihnen, daß sie „zahlreicher und an manchen Orten auch durch ihre Strebsamkeit wichtiger sind als die spanisch-tagalischen Mischlinge" und daß sie durch ihre Rührigkeit „einen Einfluß im commerciellen Verkehr des Landes erlangt haben, der dem der spanischen Mestizen völlig gleichsteht[30])." Aehnlich auch Jagor: „Viele (Chinesen) gründen Familien, sind gute Hausväter und ihre Kinder bilden den unternehmendsten, fleißigsten, wohlhabendsten Theil der ständigen Bevölkerung[31])." Mallat, der beiläufig gesagt, ihre körperlichen Eigenschaften nicht eben sehr lobt, gibt an, daß die Mestizen bis zum Geiz sparsam sind und sich durch den Handel, in dem sie alle anderen übertreffen, bereichern. „Da sie deßhalb sehr respektirt sind, lieben es die Indier, sich für Mestizen auszugeben, wiewohl sie dadurch in die Nothwendigkeit versetzt werden, doppelten Tribut zahlen zu müssen[32])." Die Mestizen zahlen nämlich $3^1|_4$ D. Kopfsteuer, während die Tagalen oder Indier nur $1^1|_4$ D. zahlen.

Der Handel jeder Art und Stufe ist, wie erwähnt, die Hauptbeschäftigung der Chinesen auf den Philippinen. Aber es sind auch Gewerbetreibende genug unter ihnen. Mitte der fünfziger Jahre

---

30) Semper a. a. O. 89. 31) Jagor a. a. O. 275.

32) Mallat, Les Philippines 1846 II. 135. „Les métis chinois sont souvent plus laids que les Chinois eux mêmes; ils ont le teint jaunâtre, la face large, le nez épaté, moins cependant que les Indiens; leurs yeux relèvent en dehors et les diamètres transversaux forment un angle obtus sur le nez; ils sont lympathiques et sans barbe" II. 134. Selbst von den Mischungsprodukten von Spaniern und Chinesen-Mestizinnen hebt er hervor, daß sie „participent beaucoup du caractère chinois, qu'ils conservent pendant une longue suite de générations, quant au moral, qu'au physique pour la forme des yeux." Auch sagt er, daß es auf den Philippinen eine allgemeine Meinung sei, daß „Le sang chinois est très fort" II. 134. Hingegen sagt Bowring: „The chinese mestizo is physically a being superior to the Indian; handsomer in person, stronger in limb, more active in intellect, more persevering in labour, more economical in habits." 345.

waren in Manila von 784 Schustern 633 Chinesen[33]). Daneben arbeiten auch noch viele als Schmiede, Zimmerleute, Wasserträger, Köche, Tagelöhner u. dergl., wobei aber freilich „ein kleines Ladengeschäft immer ihr Lieblingsfach bleibt." Hingegen ist es nie gelungen, sie in größerer Zahl dem Ackerbau zuzuführen, so sehr auch die Colonialregierung dieses wünschte. Selbst wenn sie eigens zum Zweck der Ackerarbeit kommen gelassen wurden, gingen sie trotz aller Begünstigungen, die man ihnen in diesem Stande zukommen ließ, sobald wie möglich in die Städte. Das lange Dekret, welches 1841 zu Gunsten der Kulieinfuhr erlassen wurde[34]), scheint fast ganz wirkungslos geblieben zu sein. Sicherlich trifft aber Bowring das Rechte, wenn er nicht nur dem Handelsgeist, sondern auch der Scheu vor dem isolirten Leben mitten unter den chinesenhassenden Tagalen diese bei den Chinesen sonst ungewöhnliche Vernachlässigung des Ackerbaues zuschreibt[35]).

Es bedarf nach dem Gesagten kaum einer besonderen Hervorhebung, daß die Chinesen den Tagalen, wie überhaupt jedem malayischen Stamme überlegen sind. Aber besonders bemerkenswerth ist die anerkannte Tüchtigkeit der Mischungsprodukte beider Völker. Es wiederholt sich dies bei der Vermischung der Chinesen mit Malayen der Halbinsel, Javanen u. a. Dabei geschieht die Vermischung häufig und es ist beim fortdauernden Anwachsen der chinesischen Zuwanderung eine weitgehende Umsetzung der Bevölkerungselemente in diesen südostasiatischen Ländern zu erwarten. Von dem Vorhandensein einer angeblichen tagalisch-chinesischen Mischrasse bei der Ankunft der Spanier habe ich bereits gesprochen. Die Geschichtsschreiber der Philippinen stellen in die Klasse dieser älteren Mischlingsrassen die Igorrotes von Ilocos, „deren Augen an die Chinesen erinnern[36])." Auch andere Stämme jener Insfeles, die wie die

---

[33]) Bowring a. a. O. 183. Es ist, beiläufig gesagt, bemerkenswerth, mit welcher Vorliebe sich die chinesischen Auswanderer überall auf die Schuhmacherei werfen. Dies ist offenbar ein Lieblingshandwerk von ihnen, das sie selbst in den ostindischen Großstädten mehr und mehr monopolisiren. Einst bildeten ihre Schuhfabrikate einen beliebten Ausfuhrartikel nach Mexico, wohin sie in Masse, zu 2 Realen das Paar, gingen. Semper 89. Nach Scherzer sind in Calcutta nahezu 90 Proc. der dort etablirten Schuhmacher Chinesen. Fachm. Ber. I. 31.

[34]) Buzeta y Bravo a. a. O. I. 182.

[35]) Bowring a. a. O. 184.

[36]) Zuñiga a. a. O. I. 128.

Negritos leben, aber dem Stamme nach Malayen sind, die Itaneg und Ifugaos, werden als Chinesen- oder Japaner-Mestizen betrachtet[37]).

Die Chinesen, welche man auf den Philippinen findet, sind fast alle aus Fukian, und Amoy ist naturgemäß ihr Einschiffungshafen. Da die Auswanderer in China fast nur den niederen Klassen angehören, so ist es nicht zu verwundern, wenn Bowring keinen einzigen unter ihnen fand, der der Mandarinensprache mächtig gewesen wäre. Weiber sind unter den Einwanderern eine große Seltenheit. Unter den 5595 Chinesen, welche vor zwanzig Jahren die innere Stadt von Manila und den sog. Binondo-Distrikt derselben bewohnten, befanden sich — 1 Weib und 14 Kinder.

---

[37]) Bowring a. a. O. 175. Die Chinesen, welche sich mit Tagalinnen verheirathen, müssen vorher Christen werden, aber ihr Christenthum ist nicht sehr ächt. Doch werden diese Proselyten als ein großer Erfolg betrachtet in der Colonie, von der ein geistlicher Geschichtsschreiber mit Stolz sagt: „En cada fraile tenia el Rey un capitan general y un ejercito entero." Mallat a. a. O. I. 389.

VIII.

Die Chinesen in Hinterindien.

Von der Südostecke des asiatischen Festlandes springt Hinterindien als eine breite Halbinsel nach Süden vor und reicht vom Wendekreis des Krebses bis nahe an den Aequator. Es ist ausgezeichnet durch vorzüglich reiche Gliederung. Zwei Meerbusen, der von Pegu und der von Siam, schneiden am Westrand kleinere Halbinseln ab, während am Nordostende der Busen von Tongking mit tiefem Einschnitt die Grenze gegen China bezeichnet. Die malayische Halbinsel ist wie eine landfest gewordene Insel dem Westrand Hinterindiens schmal angegliedert und vermittelt das Festland mit der Inselwelt der Sundasee. Im Inneren ist dies Land nicht minder aufgeschlossen. Irawaddy, Menam, Mekhong, Songka, die zu den bedeutendsten Flüssen Südasiens gehören, durchfließen es in strahlenförmiger Weise von Norden nach Südwesten, Süden und Südosten. Hinterindien umschließt kein Hochgebirg, das den Verkehr hemmt, und keine Wüstengebiete, sondern besteht vorwiegend aus Ebenen und Hügelländern. Es ist fruchtbar durch Boden und Klima, seine Flüsse sind große Verkehrsförderer und auch sein fernstes Innere ist nicht schwer zugänglich. Dazu ist seine Lage zwischen Indien, China und der südasiatischen Inselwelt eine der wichtigsten, beziehungsreichsten, die es auf der Erde gibt. Es ist in die Straßen des großen Weltverkehrs gerade hineingerückt. In keinem anderen außereuropäischen Erdtheil sind soviel natürliche Vorzüge auf einem so engen Punkt zusammengehäuft. Und am Ende ist dieser begünstigte Fleck Erde selber auch weit genug, um der Tummelplatz zahlreicher Völker zu sein, denn er faßt $3\frac{1}{2}$ Mal den Flächeninhalt von Deutschland in sich!

Die Bevölkerung dieses Gebietes gehört vorwiegend der mongolischen Rasse an, nur daß die malayische Halbinsel von einigen 100,000 Malayen bewohnt ist, von denen ihrerseits die Mongolen, wo sie aneinanderstoßen, nicht immer scharf zu trennen sind. Diese Malayen sind von keiner nennenswerthen Bedeutung für die Geschichte Hinter-

indiens gewesen. Aber auch die Bevölkerung mongolischen Stammes, die die weitesten und besten Gebiete inne hatte, scheint sowohl in culturlicher als politischer Beziehung schon in frühen Zeiten von den zwei großen Völkern beeinflußt worden zu sein, welche im Westen und Osten an die hinterindische Halbinsel grenzen: den Indiern und Chinesen [1]). Diese Einflüsse sind mächtig genug gewesen, um Hinterindien in zwei große Culturgebiete zu theilen, ein indisches (Birma, Siam, Kambodja) und ein chinesisches (Tongking und Cochinchina), und sie haben auch auf die Gestaltung der politischen Verhältnisse bis auf unsere Zeit herab nicht unerheblich eingewirkt. Das Interesse, welches sich für uns mit der Betrachtung der chinesischen Colonien in Hinterindien verknüpft, wird gerade dadurch sehr erhöht, daß wir dieselben sich hier auf einem Gebiete entfalten sehen, welches durch seine Lage die zum Theil so hochbegabten Völker von Vorderindien zur ausgedehntesten Concurrenz einlud. Bemerken wir indessen gleich zum Voraus, daß China noch heute in den hinterindischen Staaten die wirthschaftlich bedeutendste und politisch (wenigstens der Form nach) angesehenste von allen asiatischen Mächten ist, mit welchen sie in irgend welchen Beziehungen stehen, während Indien nur in der Hand von England wieder eine größere Bedeutung für Birma und Siam in diesen letzten Jahrzehnten erlangt hat. Alle selbstständigen Staaten von Hinterindien stehen zu China in irgend einem von jenen unklaren Tributverhältnissen, welche für die Art der Beziehungen des großen Ostreiches zu seinen schwächeren Nachbarn so bezeichnend sind [2]).

---

[1]) Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde II. S. 1022 und 1039: In Beziehung auf die Cultur verhalten sie sich von jeher nicht mittheilend, sondern empfangend. Ihre höhere Cultur verdanken sie, mit einer einzigen Ausnahme, Indien. Diese Ausnahme bilden Tongking und Cochinchina, welche „sich vor allen übrigen hinterindischen Ländern dadurch auszeichnen, daß ihnen ihre Bildung aus China zugeführt worden ist und der Buddhismus nur wenige Anhänger unter ihren Bewohnern zählt."

[2]) S. das o. S. 118 über das Tributärverhältniß zwischen China, Japan und den Liukiu-Inseln Gesagte. Wir werden im Verlauf dieses Abschnitts einige bemerkenswerthe Beispiele von der Bedeutung kennen lernen, welche den Tributen in der Politik dieser östlichen Reiche beigemessen wird. Der auffallend große Werth, der auf diese durchaus hohlen Unterthänigkeitsbezeugungen gelegt wird, entspricht übrigens vollkommen der thatsächlichen Ohnmacht, welche die Wirkungen dieser Länder nach außen hin kennzeichnet. Man klammert sich an die Form, weil man das Wesen nicht hat. Auch wird man nicht fehlgehen, wenn man in diesem

Viel wichtiger als diese formellen Beziehungen ist indessen für uns hier die Thatsache, daß Hinterindien seit Jahrhunderten das beliebteste Ziel und der gedeihlichste Boden für die chinesische Auswanderung ist, daß Millionen von Chinesen sich dort angesiedelt haben und Tausende jährlich neu zuwandern. Der Außenhandel ist von Tongking bis Birma fast ganz in ihren Händen, von dem inneren Verkehr, der Industrie und gewissen Zweigen des Ackerbaues gilt dasselbe in weiten Gebieten, und man kann überhaupt sagen, daß sie, wenn nicht mehr die alleinigen, so doch die weitaus hervorragendsten Anreger und Träger der wirthschaftlichen Entwickelung dieses großen und reichen Gebietes sind. Gerade wie die politischen, so sind freilich auch diese wirthschaftlichen Einflüsse verschieden stark gewesen, je nach der Verschiedenheit der Entfernungen oder der Verkehrshindernisse, die die einzelnen Gebiete Hinterindiens von China trennten. Einige können geradezu Colonien von China genannt werden, da sie nicht nur ihre Cultur in allen Einzelheiten, sondern auch einen großen und jedenfalls den wichtigsten Theil ihrer Bevölkerung von China empfangen haben. Es sind dieß die Reiche der Osthälfte, Tongking und Cochinchina; dagegen begegneten sich, wie bereits hervorgehoben, chinesische und indische Cultureinflüsse in Kambodja und Siam, während in den birmanischen Gebieten die Hauptbedeutung der Chinesen, abgesehen von politischen Wechselbeziehungen, vorwiegend nur in ihrer regen Handelsthätigkeit zu suchen ist. Die malayische Halbinsel endlich ist stark von Chinesen besucht an denjenigen Punkten, wo durch größere Handelsniederlassungen unter europäischem Schutz die natürliche Barbarei der Eingeborenen zurückgedrängt ist.

Tongking und **Cochinchina**, welche man gewöhnlich unter dem Namen Annam[3]) zusammenfaßt, haben bis auf die neueste Zeit

---

allgemein verbreiteten Gebrauch einen Ausdruck sieht des Zurücktretens des Rechtes und der Billigkeit hinter der Gewalt und der Willkür. Der Tribut, sowie er hier besteht, ist eine Form der Besänftigung des Mächtigeren oder des Loskaufs von der drohenden Gefahr der Vergewaltigung.

[3]) Auch Kambodja wurde, soweit es die Cochinchinesen unterworfen hatten, zu Annam gerechnet. So sagt schon Barrow, der Name Annam sei allein bekannt in Hinterindien für die drei Königreiche, „welche wir Cochinchina, Tsiompa und Kambodja nennen“ (A Voyage to Cochinchina. Trad. franç. Paris 1807. S. 119). Unter Tsiampa oder Tsiampa verstand man das heutige Basse Cochinchine der Franzosen, aber Marco Polo versteht im 6. Cap. seines

integrirende Theile des chinesischen Reiches ausgemacht. Beide Länder wurden im 3. Jahrhundert v. C. aus der Barbarei gerissen, in der sie bis dahin verharrt hatten. Der Kaiser Schihoangti [4]) eroberte die Osthälfte von Hinterindien und sandte im Jahre 214 v. C. eine Colonie von 500,000 Seelen nach Tongking und Cochinchina [5]). Aber diese Colonien suchten bei jeder günstigen Gelegenheit das chinesische Joch abzuschütteln, wobei die eingewanderten Chinesen oft in der vordersten Reihe der Rebellen standen und öfters sogar den beiden Ländern Könige gaben. Cochinchina, das entlegenere von den beiden, erlangte nach mehrmaliger Wiedereroberung wenigstens formell seine Unabhängigkeit 263 n. C. zurück, indem es in die Reihe der tributpflichtigen Staaten trat. Das Tributärverhältniß war ein verhältnißmäßig inniges, indem die Könige nicht bloß einen jährlichen Tribut bezahlten, sondern sich auch von dem chinesischen Kaiser bei ihrer Thronbesteigung bestätigen und nicht selten ihre Streitigkeiten mit Nachbarreichen durch denselben schlichten ließen. Spätere Versuche der Chinesen, dieß Land wiederzugewinnen, blieben fruchtlos und noch im Jahre 1789 schlugen die Cochinchinesen eine chinesische Invasionsarmee blutig zurück [6]). Tongking ist länger bei China geblieben, da es unmittelbar an seinen Grenzen lag. Erst beim Sturz der Tang-Dynastie (907 n. C.) machte es sich von China einigermaßen unabhängig. Aber seine Schattenkönige, welche häufig von Cochinchina und Kambodja her

---

3. Buches, wo er vom „Lande Ziampa" und dessen Tributen an China spricht, ganz Cochinchina und vielleicht selbst noch Tongking darunter. (Die Reisen des Marco Polo. Uebers. von A. Bürk 1845. S. 515.) Vgl. C. Ritter, Asien IV. S. 955.

[4]) Ein Kaiser der Tsindynastie, welcher von 246 bis 210 regierte und durch seine Eroberungszüge nach Norden, Westen und Süden die Ausbreitung der chinesischen Herrschaft und Cultur mächtig gefördert hat. „China hat wenig Fürsten hervorgebracht, die auf einer solchen Höhe standen, und wäre anders es vom Weltregierer verordnet gewesen, so würde das Land nicht in demselben Zustand geblieben, sondern sehr schnell in Cultur und Macht fortgerückt sein" (Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches 1847 S. 93).

[5]) Cette multitude de Chinois expatriés était composée en grande partie de gens robustes et jeunes. On y voyait des marchands, des criminels, des pauvres, des vagabonds. L'arrivée d'une si nombreuse colonie remplit ces deux royaumes de familles chinoises qui s'y établirent et s'y multiplièrent et par là les caractères, le gouvernement et la religion des Chinois s'y introduisirent peu à peu." Mailla, Hist. Gén. de la Chine 1783 XII. 3.

[6]) J. H. Plath, Die Völker der Mandschurey 1830 II. 672.

bedrängt wurden, fuhren fort, sich an China anzulehnen, und erst im 12. Jahrhundert erhielten sie vom Kaiser das Recht, den Königstitel zu führen. Kublai Khan hielt einen kaiserlichen Commissär, eine Art von Aufsichtsbeamten, am Hof von Tongking, aber sein Nachfolger wurde bei einem Zuge nach Tongking geschlagen, so daß erst die Mingkaiser wieder im Stande waren, den Vasallenstaat zu seiner früheren Abhängigkeit zurückzuführen. An die Stelle der Könige wurde ein Geschlecht „erblicher Generalgouverneure" gesetzt, bis Kanghi, der zweite Mandschukaiser, wieder einen Nachkommen dieses Geschlechtes zum König von Tongking erhob. Die Hülfeleistung der Schutzmacht an das von Cochinchina bedrängte Tongking führte jene vorhin genannte Niederlage des chinesischen Heeres im Jahr 1789 herbei, worauf Cochinchina und Tongking einen Staat bildeten, der nun mit China in ein lockreres Tributärverhältniß trat, als das von Tongking gewesen war. Man kann den Rückgang des politischen Einflusses China's in diesen beiden Ländern an der Rolle messen, welche Frankreich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Annam zu spielen gewußt hat und die den damaligen Wünschen und Ansichten der pekinger Regierung scharf zuwiderlief. Daß sich Gjalong, der franzosenfreundliche König von Annam (1796—1820), für einen Nachkommen der Ming-Dynastie ausgab, war schon eine gegen China feindselige Handlung, da dessen Mandschu-Dynastie auf den Trümmern der Ming gegründet worden war und sich noch keineswegs sicher fühlte vor den Erinnerungen, die im Süden des Reiches an diese nationalchinesische Dynastie fortlebten. Man kann indessen vielleicht eine Spur chinesischen Einflusses in der Thatsache sehen, welche Finlayson auffiel, daß die annamitische Regierung den Europäern wohl den Zutritt nach Cochinchina, nicht aber nach dem näher bei China gelegenen Tongking erlaubte [7]). Thiëutri, welcher von 1841—47 regierte, war der erste König von Annam, welcher wieder vom pekinger Hof seine Investitur erbat und erhielt. Gleichzeitig trug man ihm von dort aus auf, den christlichen Missionären in seinem Lande das Handwerk zu legen und es erfolgten dann die Christenverfolgungen, welche den Anstoß zu der französisch-

[7]) Finlayson, die Gesandtschaftsreise nach Siam und Hue 1827 S. 381. Noch in der jüngsten großen Rebellion der Taiping hat übrigens der Haß gegen die Mandschu's und die Erinnerung an die Ming anfänglich eine große Rolle gespielt. S. C. F. Neumann, Ostasiatische Geschichte (1840 bis 1860) 1861 S. 124, 136.

spanischen Einmischung und den französischen Annexionen von 1862 gaben. Mittelbar scheint also chinesischer Einfluß zu der Ueberhebung und damit zum Sturze Annam's beigetragen zu haben [8]).

Die Unbeständigkeit, welche die Geschichte der politischen Beziehungen dieser hinterindischen Länder zu China charakterisirt, hat nicht verhindern können, daß die Chinesen auch hier auf den Wegen des Handels und der Gewerbthätigkeit, die sie viel besser zu beschreiten verstehen, als die streng politischen, ihrer Cultur und ihren Interessen ein weites Gebiet erobert haben. Mag die Zahl jener 500,000 Chinesen, welche Schihoangti nach Tongking gesandt haben soll, nicht ganz historisch sein, so sind die Millionen um so gewisser, welche in späteren Jahrhunderten aus China in diese Gebiete eingewandert sind. Es ist zu viel angenommen, wenn man die Annamiten einfach als Nachkommen chinesischer Einwanderer bezeichnet, aber das Volk ist vom Songka bis zum Mekhong in einer Weise mit chinesischen Spuren in Sprache, Sitte, Religion, Regierungsweise, überhaupt in allen Culturäußerungen durchsetzt, *daß die Annahme eines starken Bruchtheils chinesischer Zumischung unabweislich* ist [9]). Dabei behaupten sich die Annamiten in ihrem ganzen Wohngebiete als eines der sowohl körperlich als geistig mit am schärfsten charakterisirten Glieder der mongolischen Völkerfamilie. Die besten Beobachter unterscheiden sie scharf von den Chinesen, während sie andererseits allerdings zugeben, daß sie denselben näher stehen, als die übrigen hinterindischen Völker. Sie sind ihrer körperlichen Beschaffenheit nach ausgezeichnet durch kleinen und zierlichen Wuchs, einen fast kugelrunden Kopf und eine Hautfarbe, die durchschnittlich heller als bei Kambodjanern und Siamesen, oft selbst heller als

ca 20% der 25 Mill. [1927]

---

[8]) Cortambert et Rosny, Tableau de la Cochinchine 1862 S. 219. Die Beschreibung, welche von der Investitur Tu-Duc's, welche 1849 stattfand, ein Augenzeuge im Journ. Ind. Archipel. IV. S. 232 gibt, zeigt Annam als einen abhängigeren Staat, als es sonst den Anschein hat. Ein Mandarin zweiten Ranges vollzog dieselbe, der König grüßte das kaiserliche Schreiben unterthänig, den 140 Begleitern des Gesandten waren alle Ausschreitungen erlaubt u. s. f.

[9]) Daß die Annamiten reine Chinesen seien, ist eine unmögliche Annahme. Am wahrscheinlichsten ist ihre Mischung aus eingeborenen Thai-Völkern und Chinesen. Einige nehmen für die Bevölkerung von Niedercochinchina oder Tsiampa auch indische Beimischungen an, ähnlich wie für die Kambodjaner (z. B. L. de Grammont im Bull. Soc. Géogr. 1865 II. 325) und Cortambert will in den annamitischen Ortsnamen häufige Anklänge an Hinduworte finden (Cortambert et Rosny a. a. O. S. 170).

bei Südeuropäern erscheint. Die Annäherung an den im Grunde gleichfalls unzweifelhaft mongolischen Typus der Malayen, welche in den südlichen und südwestlichen Theilen Hinterindiens stark hervortritt, soll nach Finlayson schon bei ihnen ausgeprägt sein, wenn auch weniger scharf als bei den Siamesen [10]). Mehr noch sondert sie ihr Charakter von den stammverwandten Chinesen und übrigen Hinterindiern, denn sie sind weicher geartet, lebhaft, fröhlich, aber auch unbeständiger und energieloser als ihre Nachbarn [11]). Man hat sie die Franzosen des Ostens genannt und die Franzosen haben diesem Vergleich nicht alle Berechtigung abgesprochen. Nur die Höhergestellten affektiren das ceremoniöse und wichtige Auftreten der vornehmen Chinesen [12]). Die Laster der Lügenhaftigkeit und der Tücke, über die viel geklagt wird, führt man auf die Wirkung der demoralisirend schlechten Regierung zurück. Im Ganzen sind jedenfalls die Urtheile der Reisenden über sie günstiger als die, welche z. B. über die Siamesen gefällt werden. Aber wir haben leider keinen Bericht über die Schattirungen dieses Volkscharakters in den verschiedenen Theilen von Annam und vorzüglich in denen, welche durch ihre Lage am meisten der chinesischen Einwanderung ausgesetzt waren. Ebenso sind wir über die Ausdehnung und das Resultat der Rassenmischung zwischen Chinesen und Anna-

---

10) S. Finlayson, die Gesandtschaftsreise nach Siam und Hue 1827 S. 213.

11) „Sie sind die lustigsten unter allen Orientalen, allein der Uebergang von Freude zu Betrübniß und zu den übrigen widrigen und unangenehmen Gemüthsbewegungen scheint bei ihnen ganz gewöhnlich zu sein. Dieser Uebergang ist ebenso plötzlich als unerklärbar, und einem Fremden muß ihr Betragen in dieser Rücksicht ganz unvernünftig und im höchsten Grade unbeständig erscheinen." Finlayson a. a. O. 287. Ihre kriegerischen Tugenden werden von den Franzosen allgemein über die der Chinesen gestellt.

12) Barrow und nach ihm Crawfurd haben diesen Vergleich gezogen. Jener sagt (a. a. O. II. 264), sie seien immer heiter und zum Plaudern aufgelegt, während die Chinesen im Gegentheil sich immer ernst und beschäftigt stellten. L. de Grammont meint hierüber im Bull. Soc. Géogr. 1864 I. 24: „Lord Crawfurd les a appelés les Français de l'Orient. Sans accepter ici au pied de la lettre un rapprochement qui leur fait peut-être un peu trop d'honneur il est certain qu'ils sont doux, polis, rieurs, hospitaliers et démonstratifs avec les étrangers. Notre abord facile leur est sympathique, nos manières simples et engageantes les attirent à nous." Auch ein Weltkenner wie Will. H. Seward zollt der Eintracht und dem leichten, freundlichen Verkehr zwischen Franzosen und Cochinchinesen das höchste Lob. (Travels around the world Newyork 1873 S. 287.)

miten nur mangelhaft unterrichtet. Wir wissen, daß die Chinesen auch nach diesen Gebieten in der Regel weiberlos auswandern, um mit annamitischen Frauen zusammen zu leben, welche sie aber dennoch ohne viele Skrupel sammt ihren Nachkommen verlassen, wenn sie selber genug Geld gemacht haben, um mit Behagen zurückkehren zu können. Wir sehen auch hier die im Grunde sehr natürliche Erscheinung sich wiederholen, daß die eingeborenen Weiber sich den Chinesen mit besonderer Vorliebe zuwenden. Diese sind nicht nur von Frohnden und Militärlasten frei, sondern sie sind auch fleißiger, bieten eher Aussicht auf ein gemächliches Leben und sollen sogar ihren Frauen „mit mehr Achtung und Zärtlichkeit" begegnen, als die Annamiten. Die Kinder aus diesen Verbindungen, deren Zahl sehr bedeutend, sollen durchschnittlich größer als die Annamiten und lebhafter als die Chinesen sein. In Haartracht und Kleidung folgen sie dem Vater; sie werden Minhuong genannt[13]). Die Affinität der beiden Völker zeigt sich übrigens schon darin, daß die Chinesen in Annam im Vergleich zu anderen Völkern fast wie Einheimische betrachtet und behandelt werden. Sie haben bei den Annamiten einen so großen Einfluß, daß Crawfurd aus eigener Erfahrung den Europäern empfiehlt, sich bei allem, was sie in diesem Lande erreichen wollen, der Vermittelung der Chinesen zu bedienen[14]). Auch die Franzosen haben im Guten und Schlimmen diesen Einfluß kennen gelernt.

Ueber die Zahl der Chinesen in Annam laufen sehr verschiedene Angaben um. Zunächst sind wir über die Gesammtbevölkerung dieses Landes noch ziemlich im Unklaren. Crawfurd, den man gerade wegen seiner Genauigkeit in statistischen Angaben zu loben pflegt, schätzte sie auf 5, Bischof Pellerin, der lange im Lande lebte, auf 30, R. d. St. Croix auf 18—20, Franzosen, welche Finlayson in Hue traf, auf 10 Millionen. Die Franzosen gaben früher die eingeborene Bevölkerung ihrer Colonie Nieder-Cochinchina auf 900,000—1,156,000 Seelen an, zählten aber im Jahre 1871 schon 1,335,842, worunter nicht weniger als 30,444 Chinesen,

---

13) Näheres hierüber bei Cortambert-Rosny a. a. O. S. 64 und Bineteau im Bull. Soc. Géogr. 1864 I. 58. Eine Notiz von Morize über die chin.-ann. Mischlinge auszügl. im Globus XXIX. 105.

14) „The greater number of this people there are attached to an European mission, the fewer obstacles it will be likely to encounter" Crawfurd, Journal of an embassy to the courts of Siam and Cochinchina 1828 S. 245.

was bei Vergleichung ihres Flächenraumes mit dem von ganz Annam die letztgenannte Zahl von 10 Millionen am wahrscheinlichsten erscheinen ließe. Freilich sind alle Berichterstatter einig darüber, daß Tongking viel dichter bevölkert sei als Cochinchina, aber andererseits wird Annam in keinem der Theile, die von Europäern besucht wurden, hinsichtlich der Dichtigkeit der Bevölkerung mit China verglichen. Bei Erwägung der verschiedenen Angaben wird sich zuletzt eine Annahme von rund 10—12 Millionen als die ergeben, welche die größte Wahrscheinlichkeit für sich hat[15]). Natürlich ist auch die Zahl der Chinesen verschieden hoch veranschlagt worden. Ritter nimmt für Cochinchina eine chinesische Bevölkerung von 40,000 Seelen an und sagt, daß in Tongking sich 25,000 Chinesen allein mit dem Bergbau beschäftigen; er gibt ferner für Saigon 5000, für Taifo 3000, für Hue 600 an. Crawfurd schätzte ihre Zahl in Saigon auf 3—4000 und sagt, daß sie mehrere Tempel dort besäßen. Finlayson berichtet, daß die Gold- und Silberminen von Tongking allein gegen 10,000 Chinesen beschäftigen. Französische Schriftsteller stimmen darin überein, daß Nieder-Cochinchina schon vor der französischen Eroberung mindestens 5000 Chinesen in seiner Bevölkerung gezählt habe; daß sie sich aber erheblich und rasch vermehren, seitdem Ruhe und Ordnung im Lande herrschen, haben wir soeben gesehen.

Wie wenig zuverlässig indessen derartige Schätzungen sind, beweist die stehende und allem Anschein nach ziemlich zuverlässige Angabe, das Cholen, die Chinesenvorstadt von Saigon, 15—20,000 Einwohner und zwar vorzüglich Chinesen und Chinesennachkommen zähle. Keiner der Berichterstatter über die annamitische Bevölkerung scheint die Schwierigkeit berücksichtigt zu haben, welche die Chinesennachkommen jeder Schätzung oder Zählung der im Lande lebenden Chinesen bereiten. Wir können deßhalb nur gestehen, daß wir

---

[15]) Behm und Wagner nahmen nach ähnlicher Berechnung 10,500,000 Seelen für Annam an (Erg.-Heft Nr. 35 zu den Geogr. Mitth. 1874 S. 44), während Stein und Wappäus II.³ S. 430 gar keine bestimmte Zahl anzugeben wagen. Die Angabe, welche man gleichfalls bei Behm und Wagner (a. a. O. S. 89) nach Delaporte wieder gegeben findet, daß die tongkinesische Hauptstadt Kescho ½ Million Einwohner habe, würde die Angaben von einer verhältnißmäßig dichteren Bevölkerung Tongkings bestätigen. Aber Cortambert-Rosny sagen, es sei nur dreimal so bevölkert wie Hue, was eine Seelenzahl von nur 150,000 ergeben würde. (Tableau de la Cochinchine S. 45.)

über die Zahl der Chinesen in Annam nichts Gewisses wissen[16]). Am annehmbarsten scheint uns daher einstweilen, was Cortambert in diesem Betreff sagt: „Die Chinesen sind die zahlreichsten Fremden in Annam, wiewohl man ihnen nicht so häufig begegnet wie in Siam und auf der malayischen Halbinsel, und sie sind am stärksten in Tongking, Taifo und Saigon (Cholen) vertreten[17])."

Uebrigens sind wir über den gegenwärtigen Betrag der chinesischen Einwanderung in Annam um nichts besser unterrichtet, als über die Zahl der bereits Ansäßigen. Das Eine ist wohl klar, daß diese Einwanderung besonders in Tongking nicht mehr so stark ist, wie zur Zeit als das Land noch in höherem Grade abhängig war und die Chinesen daher besseren Schutz in demselben zu finden hoffen durften. Crawfurd schreibt ihre geringere Zahl im Vergleich zu dem soviel ferner liegenden Siam der geringeren Ruhe des Landes und der eifersüchtigen Ueberwachung zu, welche man ihnen angedeihen läßt[18]). Allerdings war bei dem letzten Mohammedaneraufstand in Südchina die Einwanderung nach Tongking wieder sehr stark[19]), wie einst zur Zeit der ersten Aufstände gegen die Mandschu's vor nun 200 Jahren. Aber der jüngste Bericht über die Stellung der Chinesen in Tongking hebt ganz wie Ritter es that, die Concentration der Chinesen auf die großen Städte hervor, wo sie sich mit Handel und Wucher beschäftigen, stellt aber dann allerdings eine größere und sogar eine Masseneinwanderung von China aus in Aussicht für die Zeit, wo es den Franzosen gelungen sein werde, das Land in ruhigere Zustände überzuführen. Ihm zufolge können sich die Einwanderer auf dem flachen Lande nicht halten, da sie dort rettungslos dem Ausbeutungssystem der kleineren Mandarinen verfallen, während sie in den Städten als Masse und als Capitalmacht eher Schutz erlangen können[20]). Es scheint in der That

16) C. Ritter, Asien III. 807. Crawfurd, Siam 2c. S. 214. Finlayson a. a. O. S. 371. Bull. Soc. Géogr. 1864 I. 44.

17) Cortambert-Rosny a. a. O. S. 71.

18) Crawfurd, Siam 2c. Seite 470.

19) L. de Carné, Voyage en Indochine 1872 S. 358.

20) Harmand in Bull. Soc. Géogr. 1875 I. 289. Es ist bemerkenswerth, daß Harmand gerade von den Gegenden am Songka, die der chinesischen Grenze so nahe liegen, diese Thatsachen berichtet. Er sieht aber für die nächste Zeit einen solchen Zufluß voraus, daß er bereits an verschiedene Steuern denkt, durch welche man ihre Zuwanderung beschränken müsse. Dies ist wohl etwas zu sanguinisch gedacht. In der That hat die Zuwanderung zugenommen, aber noch

nicht zweifelhaft, daß den ungesunden politischen und wirthschaftlichen Zuständen die Hauptschuld an der Abnahme der chinesischen Einwanderung zuzumessen ist, denn wie De Carné richtig bemerkt, ist es das „principe civilisateur par excellence, le principe de la propriété,“ dessen strenge Durchführung allein im Stande ist, die Zustände in diesen verwahrlosten Gebieten zu bessern[21]). Diesem Princip stehen aber die schlechten orientalischen Regierungen immer feindlich gegenüber.

Wie gering nun auch die Zahl der chinesischen Einwanderer hier in der Gegenwart sein mag, so läßt doch die tiefgehende Chinesisirung der gesammten Bevölkerung, in den höchsten wie den niedersten Schichten, keinen Zweifel, daß sie in früherer Zeit einmal sehr bedeutend gewesen ist. Dieß gilt natürlich wieder am meisten von Tongking. Hier hat offenbar eine ganz andere Art von Assimilirung an das Chinesenthum stattgehabt als in anderen culturverwandten Reichen. Korea oder Japan z. B. haben die chinesische Cultur aufgenommen, um sie dann selbstständig zu verarbeiten, die Annamiten dagegen haben sich selber derselben assimilirt und die Eigenthümlichkeiten, welche ihre Cultur von der chinesischen unterscheiden, beruhen vorwiegend darin, daß sie dieselbe nicht auf der Höhe zu halten wußten, auf der sie stand, als sie zu ihnen kam. Ein Franzose sagt von den annamitischen Gesetzen, es seien dieselben wie in China, nur daß sie „mit etwas weniger Geschick und mehr Willkür“ angewendet würden[22]), und dieser Ausspruch kann auf

---

viel rascher sind die Steuern gestiegen; es bleibt abzuwarten, wie sie wirken werden. Während alle unparteiischen Berichte den Nutzen des chinesischen Elementes für franz. Cochinchina sehr hoch stellen und die Zukunft der Colonie von seiner möglichst reichlichen Zuwanderung abhängig machen, legen die Franzosen gerade auf die Chinesen eine Steuer um die andere. Sie erheben eine Kopfsteuer von 25—300 Fr. und haben das Opium, die Spielhäuser und den Arrack monopolisirt und an Chinesen verpachtet. Diese drei Monopole, welche fast rein eine indirekte Chinesensteuer darstellen, wurden 1872 auf 5,847,600 Fr. veranschlagt — fast die Hälfte der gesammten Einnahmen! Es wäre nicht glaublich, wenn es nicht in einem Consularbericht stände, daß die Franzosen von jedem chinesischen Kopfsteuerzahler, mit Ausnahme derer, die 300 Fr. entrichten, zwei Photographieen anfertigen lassen, wovon die eine registrirt wird, während die andere auf dem Permis de séjour ihren Platz findet. Bericht des brit. Consuls in Saigon für 1871. Auszüglich im Lond. & China. Tel. 1872 S. 379.

21) L. de Carné a. a. O. S. 2.

22) Cortambert-Rosny a. a. O. 85.

alle übrigen Culturgebiete ausgedehnt werden. Die annamitische Cultur ist mit anderen Worten ein entarteter Ableger der chinesischen.

Zunächst ist schon die chinesische Sprache im Lande soweit verbreitet, daß sie von den Beamten nicht bloß verstanden, sondern auch gesprochen und als Mittel der Verständigung mit nicht chinesischen Ausländern benützt wird. Die annamitische Mandarinensprache ist aus der chinesischen hervorgegangen und wird von den Chinesen gelesen und verstanden. Auch chinesische Schriftzeichen sind in größerer Zahl in die annamitische Schrift aufgenommen, um Wörter zu bezeichnen, welche entweder der Mandarinensprache entnommen oder von chinesischen Wörtern nur dialektisch verschieden sind. Für die übrigen giebt es allerdings vier annamitische Alphabete[23]). Die Glaubensformen der Annamiten sind dieselben wie der Chinesen und sind ähnlich wie bei diesen nach den Ständen getheilt, indem die niederen Classen vorwiegend einem sehr groben Buddhismus, die höheren den Lehren des Kongfutse und Tao huldigen. Die Ahnenverehrung ist ebenso verbreitet wie in China und ganz wie dort werden die Götter von den Mandarinen commandirt, wenn es nöthig scheint[24]). Die Form, in der der Buddhismus hier auftritt, ist entsprechend der langen Wanderung, die er aus Indien über Mittelasien und China hierher gemacht hat, viel verunstalteter als in Siam oder Kambodja, wohin er unmittelbar aus seiner besten Quelle, aus Ceylon, übertragen wurde. Daher ist auch die Zahl seiner Anhänger hier verhältnißmäßig geringer als im westlichen Hinterindien[25]). Auch die Gebräuche bei Hochzeiten, Begräbnissen und Festen, sowie die Zeitrechnung, sind mit geringen Abweichungen den chinesischen ähnlich.

---

[23]) Crawfurd, Siam rc. S. 299. Bastian, die Völker des östlichen Asiens 1868 IV. 374. Siehe besonders bei Cortambert-Rosny S. 289 ff., wo Rosny das oft mißverständlich dargestellte Verhältniß der annamitischen Sprache zur chinesischen dahin präcisirt, daß nicht nur „die ideographische Sprache der Chinesen auch in Annam die Sprache der Gelehrten, Schriftsteller und Beamten" sei, sondern daß die Annamiten „nicht zufrieden damit, daß sie China seine Kunst, seine Wissenschaft, seine Schrift entlehnten, sogar einen großen Theil der chinesischen Sprache der ihrigen einverleibt haben, da diese sich bald nicht reich genug erwies, um den wachsenden Anforderungen ihrer socialen Entwickelung zu entsprechen."

[24]) Crawfurd, Siam rc. S. 500 theilt dies nach Bischof Chaigneau's Mskr. mit, ebenso das weiterhin über Feste und Gebräuche Gesagte. S. ferner Bastian a. a. O. IV. 376.

[25]) Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde 1852 II. S. 1039.

Ihre Gelehrten haben keine anderen Bücher als chinesische, aus denen sie außer der Weisheit des Kongfutse noch etwas Medicin studiren[26].

Die geringe Industrie, welche in Annam getroffen wird, ist vorwiegend in den Händen von Chinesen und es wird berichtet, daß dieselben verschiedene Rohstoffe, wie Rohseide, Büffelhörner u. a. ausführen, um sie verarbeitet wieder nach Annam zurückzubringen[27]. Man findet aber die Holzschnitzerei als einen Industriezweig erwähnt, welcher von den Annamiten selbst zu einer hohen Vollkommenheit gebracht sein soll, und es wird gesagt, daß er zahlreiche Arbeiter beschäftige[28]. Die Bewohner von Tongking sollen die einzigen sein, welche in den eigentlich chinesischen Industrien, wie Seiden- und Baumwollenweberei, Papier- und Porcellanfabrikation etwas leisten[29], doch wäre erst festzustellen, ob diese Industriellen nicht gleich den dortigen Bergleuten Chinesen sind. Es ist nur natürlich, daß die Kunstübung vom chinesischen Geschmack beherrscht erscheint.

Der Ackerbau hat wie der südchinesische die Reiscultur zur Grundlage. Die feineren Zweige aber, wie Thee- und Seidenzucht, werden zwar betrieben, liefern aber viel weniger gute Erzeugnisse als in China. Besonders die Seide soll hinter der chinesischen weit zurückstehen und Leute von Rang trinken auch nur chinesischen Thee[30].

Ihre Hauptthätigkeit wird indessen vom Handel absorbirt, welcher, wie gewöhnlich bei unsicheren und zurückgebliebenen Zuständen, den hauptsächlichsten Zweig der wirthschaftlichen Bethätigung bildet. Er besteht vorzüglich im Austausch chinesischer Industrieerzeugnisse gegen heimische Rohwaaren und ist, soweit er Groß- und Seehandel ist, fast ausschließlich in den Händen der Chinesen. Es wird wohl noch immer richtig sein, was Finlayson sagte, daß die Cochinchinesen zu arm seien, um sich in solche Geschäfte einzulassen[31]. Aber auch ein großer Theil des Kleinhandels wird von Chinesen betrieben. Im Seehandel waren zu Crawfurds Zeit 116 Dschunken von gegen 20,000 Tonnen Gehalt beschäftigt, aber derselbe litt heftig von den Seeräubern, die die Küsten von

---

26) Crawfurd, Siam 2c. S. 485 u. 500.

27) Ebendas. S. 483.

28) L. de Grammont im Bull. Soc. Géogr. 1864 I. 19.

29) Cortambert-Rosny a. a. O. S. 95. 30) Ebendas. S. 18, 19.

31) Finlayson a. a. O. S. 301.

Südchina und Annam unsicher machten. Chapman fand 1778 vor Hue 25 chinesische Dschunken vor Anker und sagt, Turon werde jährlich von 70—80 derselben besucht. Früher sollen cochinchinesische Dschunken in ziemlich großer Zahl nach Siam Handel getrieben haben, aber die Kriege zwischen den beiden Reichen zerstörten diesen Handel, dem wohl auch der träge Charakter des Volkes entgegenstand. Man hat mit Recht schon den Mangel an Wandertrieb, durch den die Annamiten vor den Chinesen ausgezeichnet sind, als einen Beweis ihrer geringen Handelsbegabung angeführt[32]). Außer den Japanesen hatten die Chinesen damals keine nennenswerthe Concurrenz zu bestehen und auch diese, welche einst in der Küstenstadt Faifo eine bedeutende Handelsniederlassung besessen hatten, sind durch die Chinesen verdrängt worden[33]).

Der Hauptausfuhrgegenstand, wie überhaupt das wichtigste Produkt von Annam und ganz besonders der südlichen Theile von Cochinchina ist Reis. Man sagt, daß $\frac{4}{5}$ des niederen Landes mit diesem Getreide bebaut seien und von der Ausfuhr des Jahres 1868, welche im Ganzen $20\frac{1}{4}$ Million RM. bewerthete, entfielen mehr als 14 Mill. (74,6 %) auf Reis. Damals gingen nicht weniger als 55 Mill. Ko. davon nach China, um $\frac{1}{5}$ mehr als nach Europa. Der nächstbedeutende Ausfuhrartikel ist Zucker, von dem aus Cochinchina jährlich 40 Mill. Ko. nach China gehen sollen. Trockene Fische, Felle, Hölzer, Trepang sind gleichfalls erhebliche Ausfuhren[34]). Dieser Handel wird jetzt vorzüglich von Saigon aus betrieben, wo 1871 allein an Schiffen unter britischer Flagge 52 Dampfer und 196 Segelschiffe mit zusammen 120,718 Tonnen einliefen. Turon (Kuangnam), welches einst der Mittelpunkt des Handels zwischen Annam, China und Japan war, sowie Faifo, von welchem noch Crawfurd berichtet, daß es eine fast rein chinesische Niederlassung sei und daß zu einem großen Markt, der alljährlich hier gehalten

---

32) Crawfurd, Siam ꝛc. S. 513: „A Cochinchinese hardly ever emigrates“ S. 528. Chapman wurde 1778 von W. Hastings zur Anknüpfung von Handelsverbindungen nach Annam geschickt. Seinen Bericht s. im Journ. Ind. Archip. VI. 290.

33) Bastian a. a. O. IV. S. 380.

34) Scherzer, Fachm. Ber. 1872 I. S. 209. Nach Cortambert wurden 1860 nur für 5,180,000 RM. Reis aus Saigon ausgeführt und wurde die gesammte Handelsbewegung dieses Jahres auf 6,160,000 RM. berechnet. Cort. et Rosny a. a. O. S. 99.

werde, 10,000 Chinesen kämen[35]), sind mehr in den Hintergrund getreten. Saigon selbst ist übrigens jetzt nicht mehr so stark von Chinesen bewohnt wie früher, sondern dieselben haben sich fast alle nach Cholen zurückgezogen, eine Art von Vorstadt, welche etwa 6 Kilom. von Saigon entfernt liegt, und durch einen Kanal damit verbunden ist. Seit 1872 vermitteln einige kleine Dampfboote den Verkehr zwischen Saigon und Cholen. Dieses Cholen wird gewöhnlich als die „Chinesenstadt" bezeichnet und seine fast nur aus Chinesen, annamitischen Weibern und den gemischten Nachkommen bestehende Bevölkerung wird auf 15—20,000 Seelen angegeben. Das Aussehen dieser Stadt soll ganz chinesisch sein durch enge Straßen, Schmutz und starken Verkehr der regsamen, emsigen Bevölkerung. „Aber," sagt Grammont, „die geschäftigen und lärmenden Bewohner haben viel von der sprichwörtlichen Gemessenheit der Chinesen verloren; fast alle sind Junggesellen, rauchen Opium, spielen mit Leidenschaft und prügeln sich tagtäglich. Das ist eine beständig bewegte, aufgeregte Menge, die einer strengen und thatkräftigen Aufsicht bedarf." Im Jahre 1865 soll Saigon, das im Kriege gegen die Franzosen stark gelitten hat, noch nicht wieder so bevölkert gewesen sein wie Cholen, doch erhob es sich aus der Asche. Ein preußischer Consulatsbericht vom Sept. 1867, auf den sich Behm und Wagner (Erg. Heft Nr. 35 S. 89) beziehen, schätzt seine Bevölkerung auf 60—70,000. Einstweilen wird aber Saigon als das „französische Singapore" und Cholen als die Handelsvorstadt dieses Singapore bezeichnet. Cholen soll, beiläufig gesagt, die schönste Pagode in ganz Cochinchina besitzen[36]). Nächst Saigon-Cholen ist das bereits genannte Faifo (südöstl. von Turon) als chinesischer Handelsplatz von Bedeutung. Zu dem, was bereits über denselben gesagt ist, sei hier nur das hinzugefügt, daß es als ein Sitz zahlreicher chinesischer Kaufleute geschildert wird, und daß die Zahl der aus Stein gebauten chinesischen Häuser als bedeutend bezeichnet wird. Die Chinesen sollen daselbst 2 Tempel haben, welche den Göttinnen (?) des Handels gewidmet sind[37]). Kangkao, eine kleine Hafenstadt im südwestlichen Nieder-Cochinchina, soll früher häufig von

---

35) Crawfurd, Siam, S. 289.

36) Bull. Soc. Géogr. 1864 I. S. 44. 1865 II. S. 322. 1862 II. 278. Cortambert-Rosny a. a. O. S. 243.

37) Cortambert-Rosny a. a. O. S. 34.

Chinesen besucht worden sein. Während eines inneren Krieges in Kambodja habe ein einflußreicher chinesischer Kaufmann es zu einem Freihafen erklärt; von den Siamesen zerstört, sei es weiter seewärts wieder aufgebaut worden und habe eine nicht unbeträchtliche Ausfuhr von Salz und Reis nach China[38]). Chinesen befinden sich weiter noch in beträchtlicher Zahl in Huë, Hien (am Songka) wo zahlreiche chinesische Dschunken verkehren, und Kescho, der Hauptstadt von Tongking (s. o. Anm. 15), in deren Nähe die reichen Gold- und Silberminen gelegen sind, welche von den Chinesen ausgebeutet werden. Daß die annamitischen Städte nach chinesischer Art viereckig, durch Graben, Mauern und überthürmte Thore geschützt und mit sonderbaren Thürmen geziert sind, ist selbstverständlich. Finlayson hebt speciell von Saigon und Hue die Chinesenähnlichkeit der Anlage und des Aussehens hervor[39]).

In einem wichtigen Theile der materiellen Cultur der Chinesen sind die Annamiten leider keine so treuen Nachahmer gewesen, wie in minder wichtigen Dingen: Sie haben fast keine Straßen im Land. Das Vorhandensein schiffbarer Flüsse entschuldigt diesen Mangel nicht, denn in China ist an ihnen noch weniger Mangel. Indessen ist wenigstens eine große Hauptstraße vorhanden, welche von Saigon nach Hue in der Länge von 500 Kilom. das Land durchzieht und sich weiter bis an die chinesische Grenze fortsetzen soll. Sie ist ganz nach chinesischer Art von Strecke zu Strecke mit Rast- und Wachthäusern versehen. Ich hebe diese Thatsache hervor, weil man früher behauptete, Annam habe im Gegensatz zu China gar keine Landstraßen[40]).

Ein anderer Gegenstand, der mit dem Handel in Verbindung steht, das Geldwesen, ist gleichfalls nach chinesischem Muster geordnet. Man hat die sog. Käsch oder Sapeken, viereckig durchbohrte runde Münzen, die früher aus Messing und jetzt aus Zink gemacht sind. 60 zusammen bilden einen Tien, 10 Tien eine Schnur oder Kuan. 5—6 Kuan (also 3000—3600 Sapeken im Gewicht von 5—6 Ko.) gelten einen Piaster[41]).

Von der Stellung der chinesischen Angesessenen zur annamitischen Regierung wissen wir nur soviel, daß sie ihr

---

38) Ebendas. S. 43. 39) Finlayson a. a. O. S. 299.
40) Cortambert-Rosny a. a. O. S. 100.
41) Bull. Soc. Géogr. 1864 I. 21.

in Niedercochinchina nicht sehr zärtlich anhingen. Es erstaunte die Franzosen, daß sie sich so leicht und rasch ihrer Herrschaft anbequemten. Als Vice-Admiral Charner die Forts von Kihoa genommen hatte, welche nahe bei Cholen liegen, flohen die Chinesen mit Familien und Gütern; aber bald kamen sie zurück und sandten eine Gesandtschaft an den Vice-Admiral, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. Sie siedelten sich rasch wieder an, worüber Charner sehr erfreut war, und er war dann so klug, eine Municipalität aus ihrer Mitte zu ernennen[42]). Es wird wohl richtig sein, was Grammont sagt: Sie verhalten sich ziemlich gleichgültig gegenüber den Regierungswechseln und sind immer bereit, sich an denjenigen anzuschließen, der sie beschützen oder bereichern kann[43]). Indessen scheinen sie, wenigstens in früheren Jahren, nicht ohne Einfluß gewesen zu sein bei der annamitischen Regierung. Unter einem so trägen Volke mußte ihre Regsamkeit und ihr Reichthum ihnen ohne Weiteres zu Geltung und Einfluß verhelfen. Die wenigen Bemerkungen, welche europäische Beobachter über diese Punkte gemacht haben, bestätigen das. Den Rath, den Crawfurd den Europäern ertheilt, sich bei ihren Verhandlungen der Chinesen zu bedienen, habe ich schon angeführt. Er sagt weiter noch: „Die hier wohnenden Chinesen sind diejenigen Leute, auf die man sich am meisten verlassen muß in Betreff nützlicher Information, und ich habe sie selten vergebens zu Rathe gezogen. Sie besitzen einen Grad von gesundem Menschenverstand, wie er kaum je unter den Eingeborenen zu finden ist[44])." Finlayson hebt die scheinbar ganz uneigennützige Freundschaft hervor, mit der die Chinesen in Saigon der englischen Gesandtschaft unter Crawfurd entgegenkamen. Sie gaben die nützlichsten und zuverlässigsten Belehrungen über cochinchinesische Verhältnisse und es mochte den Gesandten scheinen, als hätten diese Eingewanderten ein Bewußtsein, daß sie ihnen näher standen, weil sie sich über den Cochinchinesen erhaben fühlten. Bastian bemerkt, wie ihre Geschicklichkeit in Künsten und Gewerben selbst in hinterindischen Volkssagen Ausdruck finde[45]). Auch die Franzosen erhielten ähnliche Eindrücke wie die

[42]) Cortambert-Rosny a. a. O. S. 41.

[43]) Bull. Soc. Géogr. 1864 I. 44. [44]) Crawfurd Siam, S. 267.

[45]) Bastian a. a. O. IV. S. 54. Finlayson a. a. D. S. 303. Als Chapman (s. v. S. 151) 1778 nach Hue kam, machte er im Anfang dieselbe Erfahrung mit den zahlreichen dortigen Chinesen, aber ihr Wohlwollen verwandelte sich in Gehässigkeit und Verleumdung, sobald sie merkten, daß auch er Handelszwecke im Auge habe. Journ. Ind. Archip. VI. 358.

Engländer und erkannten bald, daß dieß eine „immigration à encourager“ sei. Als man bei ihnen die Frage erörterte, ob nicht mit Hilfe chinesischer Kuli's eine Art von niederländischem Colonialsystem in Nieder-Cochinchina einzuführen sei, widerrieth ein Kenner der Verhältnisse eine solche Verwendung der Chinesen als wenigstens in diesem Lande nicht passend: „Die Chinesen sind zu sehr vom Geist der Association durchdrungen, um dieser Arbeitsweise sich zu fügen; sie geben Gewerbtreibende, Kaufleute und ausgezeichnete Reispflanzer ab, aber sie werden niemals die Feldarbeit unter unserer Leitung übernehmen[46].“ Ob aber ihr oben erwähntes System der chinesischen Kopfsteuern die chinesische Einwanderung ermuntern wird, wird man einstweilen bezweifeln dürfen.

An der Küste von Annam und auf den kleinen Inseln, welche sich an verschiedenen Punkten in der Nähe derselben aus dem Meere heben, sind die Chinesen häufig als Fischer und als Trepangsucher zu finden. Auch eine Alge, welche sie Agar-Agar nennen, ein gesuchter Leckerbissen, wird hier von ihnen gesammelt und nach China versandt. Auf einigen Inseln haben sie sich in geringer Zahl niedergelassen, an anderen landen ihre Dschunken beim Vorbeifahren, um Lebensmittel einzunehmen und irgend einem Götzenbild Gebete und Gaben darzubringen. Man kann aus den Beschreibungen entnehmen, daß sie auch an diesen einsamen Orten dieselbe höhere Stellung bewahren, wie dort, wo sie zu Tausenden beisammen wohnen[47]. Sie sind die Wohlhabendsten und den Fremden wird der Verkehr mit ihnen am leichtesten. Als Inseln, wo sie in größerer Zahl leben, werden Pulo Ubi und Pulo Condor genannt, welche vor dem Mekhongdelta gelegen sind.

Durch seine zahlreichen Beziehungen zu Cochinchina wurde auch **Kambodja** mehr in den chinesischen Macht- und Culturbereich hineingezogen, als seine geographische Lage an und für sich bedingt haben würde. Schon 616 n. C. begann es Tribut an China zu senden. Von den unbotmäßigen Königen von Cochinchina öfter beunruhigt, unterwarf Kambodja dieses Königreich, half aber andererseits den

---

[46]) Renaud im Bull. Soc. Géogr. 1870 II. S. 232.

[47]) z. B. bei Finlayson a. a. O. S. 82 und 279. Pulo Condor hat für die chinesische Schifffahrt übrigens noch die besondere Bedeutung, daß es die hauptsächlichste Landmarke auf der Fahrt nach dem Archipel ist. Hier pflegen die Dschunken zu landen und Wasser zu nehmen. Schon Marco Polo (B. III. Cap. 8) nennt es als solche.

Cochinchinesen, als diese die Armee Kublai Khans zurückschlugen. Später verrückte das Aufkommen der siamesischen Macht den Schwerpunkt der politischen Verhältnisse Hinterindiens nach Westen zu und auch Kambodja stand bis zum Anfang unseres Jahrhunderts vorwiegend unter siamesischen Einflüssen, bis Gjalong, der König von Annam, auch seinerseits einige Stücke des einst so mächtigen Königreiches eroberte und seinen Landen einverleibte. Es blieb nun von ganz Kambodja nur noch ein geringes, zwischen Siam und Annam unglücklich eingekeiltes Gebiet am unteren Mekhong nominell unabhängig, das unter dem gemeinsamen „Schutze" von Siam und Annam stand, und selbst dieses war so machtlos, daß Siam die Thronfolger — denn Kambodja hat nach siamesischer Sitte immer zwei Könige zugleich — als eine Art von Geiseln an seinem Hofe halten konnte. 1873 that endlich der König Phra Norodom das beste, was er unter diesen Umständen thun konnte, um sich den Bedrängungen von rechts und links zu entziehen, indem er durch den Vertrag vom 11. August desselben Jahres sich unter den Schutz von Frankreich stellte. Das Land bedurfte sehr eines kräftigen Schutzes: „Die inneren Uneinigkeiten und Umwälzungen, der Druck und die Verwüstungen durch die häufigen Kriege zwischen Siam und Annam, welche sich um die Trümmer des einst mächtigen Reiches stritten, haben aus dem schönen Lande fast eine Wüste gemacht. Die Bevölkerung ist decimirt, lebt im Elend von einem Tag in den anderen, baut nichts an, als was zur Nahrung unbedingt nothwendig, lebt in ihren Strohhütten inmitten des Wassers einen Theil und im Schlamm den anderen Theil des Jahres. Wofür sollten übrigens diese Armen arbeiten? Wie sollten sie Dämme bauen oder Culturen anlegen? Ist doch jeden Augenblick nicht blos ihr Eigenthum, sondern ihr Leben selbst in Gefahr. Sie müssen immer bereit sein, mit ihrer ganzen Habe den Kahn zu besteigen, um vor den Steuereintreibern, den Seeräubern oder der Ueberschwemmung zu fliehen [48])." Es ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn die Kambodjaner noch träger und energieloser geschildert werden als die übrigen Hinterindier, und ebensowenig ist es erstaunlich, wenn gerade unter ihnen die Chinesen ein ausgezeichnetes Feld für ihren Fleiß und ihren Unternehmungsgeist und mehr noch für ihren Wuchergeist gefunden haben. Uebertreffen

---

[48]) V.-Adm. Bonnard im Bull. Soc. Géogr. 1862 II. 401.

doch selbst die Annamiten noch die Kambodjaner an wirthschaftlichen Fähigkeiten. Sie betreiben die Seidenzucht, die Fischerei in den fischreichen Seen, den Holzschlag, während die Chinesen „wie überall zu allen Geschäften geeignet, nüchtern, zäh, sparsam, sich mit dem Bau der Baumwolle, des Zuckerrohrs, des Pfeffers, des Tabaks beschäftigen, vorzüglich aber im Ausfuhrhandel ihren Gewinn machen[49])." Auch Malayen werden als Anbauer des Zuckerrohrs und einiger anderen Produkte genannt.

Ueber die Chinesen in Kambodja haben wir schon aus der Mitte des 17. Jahrhunderts einen niederländischen Bericht, welcher besagt, daß sie 1641 in Sambok, einem Dorfe in Kambodja, einen bedeutenden Handel mit Hirschhäuten, Gummigutt und Wachs trieben, daß sie ins Innere des Landes zu gehen pflegten, weil die Einwohner ihre Waaren nicht zu Markte brachten, und daß sie bis Mamnoy (?) im südlichen Laos gingen, um dort Gold und Sklaven gegen Salz, Porcellan, Eisen und dergl. einzutauschen. Auch einige Araber nahmen an diesem Handel Theil[50]). Bastian erzählt, daß sie in Kambodja Goldgräbereien betreiben und daß sie bei Tesho auch dem Landbau obliegen. Sehr häufig sind sie auch hier die Spielhalter bei den landesüblichen Hasardspielen. Da er die Häufigkeit ihrer zerstreuten Sanchaos, d. h. Tempelchen, besonders hervorhebt, scheinen sie auf dem flachen Lande nicht selten zu sein[51]). Ihre vorherrschende Stellung im Handel von Kambodja wird auch von den französischen Gewährsmännern allgemein hervorgehoben und besonders wird ihre Thätigkeit im Vertrieb der getrockneten Seefische und des kambodjanischen Zuckers gerühmt. Ueberhaupt gehen die Hauptausfuhrgegenstände, wie Häute, Baumwolle, Elfenbein, Gummigutt, Pfeffer, Benzoe, Baumlack u. dergl. alle durch ihre Hände. Man berechnet ihre Zahl in der Hafenstadt Kampot auf 1000 und in Phnonpeng oder Palomping, der Hauptstadt des Königreiches, sollen sie noch stärker vertreten sein. Mouhot spricht hier von 10,000 Einwohnern, „fast alle Chinesen." Es ist der große Markt für alle Produkte von Kambodja und vorzüg-

---

49) G. Marcel im Economiste français Aug. 1874. Derselbe theilt ebendaselbst auch die Ergebnisse einer neueren Zählung der Bevölkerung von Kambodja mit, die 888,000 Seelen ergibt.

50) F. Garnier, Voyage inconnu des Néerlandais. Bull. Soc. Géogr. 1871 II. 251.

51) Bastian a. a. O. IV. 46, 57, 77.

lich für den reichen Fischertrag der nahen Seen. Außer der ständigen Bevölkerung soll eine flottirende von 20,000, meist Bootbewohner vorhanden sein. Von der kambodjanischen Baumwolle, welche bei ihnen besonders beliebt ist, kaufen sie oft schon vor der Reife die ganze Ernte auf. Dabei haben sie ihr Netz über alle Theile des Landes gespannt, indem sie überall Agenten oder Vertreter haben, die natürlich wieder Chinesen sind[52]). Man begreift es unter diesen Umständen, wenn ein Kenner der dortigen Verhältnisse meint, daß die Anknüpfung von Handelsbeziehungen mit Kambodja den Europäern nur unter Zuhülfenahme des chinesischen Einflusses möglich sein werde und wenn er vor jeder Beschränkung ihrer allerdings nicht immer heilsamen Thätigkeit warnt: „Man hat Maßregeln vorgeschlagen, um ihre Zuwanderung einzuschränken, aber dieselben würden nur den Zweck erreichen, ein Monopol zu Gunsten einiger Europäer zu schaffen, während sie neben den Chinesen und durch dieselben genug erreichen können[53]).“

In ihrer Cultur haben die Kambodjaner viel weniger von den Chinesen angenommen als die Annamiten, wie sie denn auch den physischen Merkmalen nach denselben offenbar viel ferner stehen. Man schildert sie als groß, wohlgewachsen, von dunklerer Farbe als die Annamiten oder selbst die Siamesen. Sie sollen in ihren Zügen weniger den mongolischen als den Hindutypus ausprägen. Ihre Sprache soll stark mit Paliwörtern versetzt sein und ebenso sollen einige charakteristische Sitten an die buddhistischen Indier erinnern[54]). Sicher ist, daß die großartigen und reichen Ruinen, die über einen großen Theil von Siam zerstreut sind, am meisten an die Architektur der singhalesischen und javanischen Buddhisten erinnern, wenn auch ihre Inschriften nicht, wie man geglaubt hat, in Pali, sondern in einem alten, jetzt fast unverständlichen Dialekt der kambodjanischen Sprache verfaßt sind[55]). Ihre Zeitrechnung ist nicht die chinesische, wohl aber ist es ihr Gewicht und ihre Münze. Ihre Tracht entfernt sich weiter von der chinesischen als die der Annamiten, aber ihre Speisen und

---

[52]) Grammont im Bull. Soc. Géogr. 1864 I. 35. Cortambert-Rosny a. a. O. 107, 131. H. Mouhot, Travels in Indo-China. London 1864. I. 226, 271. Auch II. 241 nennt er Palomping „eine Handelsstadt voll Chinesen.“

[53]) Le Mesle, Les Cambogiens im Bull. Soc. Géogr. 1866 II. 136.

[54]) Ebendas. S. 114.

[55]) S. den Bericht über diese Ruinen und Inschriften in J. Mohl's Rapport fait à l'Académie des Inscriptions (Comptes Rendus 1874 S. 174 ff.).

Getränke (Reis, Fisch, Thee, Reisbranntwein) sind chinesisch. Sie haben indessen nicht, wie die Annamiten, die Sitte angenommen, mit Stäbchen zu essen, sondern gebrauchen die Hände dazu. Von anderen Beziehungen zwischen Kambodjanern und Chinesen als denen, welche der Handelsverkehr erzeugt, wissen wir nur, daß unter der Han-Dynastie im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung eine chinesische Armee in Kambodja eindrang, in deren Gefolge eine Masse von Chinesen einwanderte, einen Markt errichtete und Handel trieb. Später pflegte der König von Kambodja gleich den anderen hinterindischen Fürsten an China einen Tribut zu zahlen, der indessen mehr den Charakter eines Wechselgeschenkes hatte[56]).

Im Allgemeinen kann die *Stellung der Chinesen in Kambodja* wohl am besten dahin bezeichnet werden, daß ihr Einfluß nichts von der Intensität und dem politischen Charakter zeigt, den er in Annam so lange besaß, sondern daß er wesentlich auf die Wirkungen des Handelsverkehrs zurückzuführen ist. Aber selbst ihrer Handelsthätigkeit hat der unruhige Zustand des Landes offenbar vielfachen Abbruch gethan und sie hat sich nicht so reich entfalten können wie im nahen Siam. Immerhin sind die Chinesen die Hauptträger des äußeren und inneren Handels von Kambodja. Während sie also weder auf die politischen Verhältnisse noch auf die Culturentwickelung des Landes einen ähnlichen Einfluß übten, wie in Annam, sind auch der Entfaltung ihres Handelsgeistes die Umstände minder günstig gewesen, als in Siam und man wird, alles in allem genommen, wohl das Recht haben zu behaupten, daß Kambodja ihnen von allen hinterindischen Ländern den wenigst günstigen Boden zur Colonisation geboten hat.

Siam hat in seiner räumlichen Lage zu China das mit Kambodja gemein, daß es nicht unmittelbar an dasselbe angrenzt. Es ist durch Annam und Birma von China abgesondert und ist selbst mit Annam nie in so innige Berührung gekommen, daß, ähnlich wie in Kambodja, China einen mittelbaren Einfluß hätte üben können. Man hat dem entsprechend keine Thatsache von Bedeutung aus der Geschichte der *politischen Beziehungen* dieser beiden Reiche zu verzeichnen. Dieselben haben niemals Kriege mit einander geführt, stehen aber wohl in einem Bekanntschaftsverhältniß zu einan-

---

56) S. vorzüglich Le Mesle a. a. O. S. 113 ff., Cortambert-Rosny S. 128 und 261, Kaeuffer, Geschichte von Ostasien 1859 II. 615.

der, wenn man das so nennen darf, d. h. sie ignoriren sich nicht. Wir haben keine Nachrichten über den Ursprung ihrer Beziehungen, sondern wissen nur, daß die ältesten chinesischen Nachrichten über Siam denselben officiellen Verkehr andeuten, den wir noch heute in bestimmten Zwischenräumen sich von Land zu Land bewegen sehen. Alle drei Jahre sendet der Herrscher von Siam dem von China Gesandte, welche Geschenke bringen, und erhält darauf ebenso regelmäßig Gegengeschenke. Aber chinesische Gesandte kommen nicht nach Siam. Der König von Siam nennt den Kaiser von China seinen ältesten Bruder[57]). Er nimmt auch den chinesischen Staatskalender entgegen, was in China als ein Zeichen von Abhängigkeit betrachtet wird, aber er läßt in seinem Lande nicht nach demselben rechnen. Ferner trägt eines der siamesischen Staatssiegel chinesische Lettern. Aber die Tributträger sind wenigstens gegenwärtig keine Leute von hohem Rang und wurden in Peking nicht besonders geehrt[58]). Eine wenigstens angedeutete Art von Abhängigkeit ist also auf der Seite Siams jedenfalls vorhanden, wenn auch die Formen eines freundlichen Verkehrs den Ausdruck derselben mildern. Nach Bowring's Angabe wird der König von Siam in den amtlichen Schriften als ein Wang oder abhängiger König aufgeführt.

---

57) Pallegoix, Description du royaume Thai I. 303.

58) Sir J. Bowring, The kingdom and people of Siam 1857 S. 69 ff. Er berichtet ferner, daß die amtliche Zeitung von Peking die Ankunft des siamesischen Tributs in folgenden Worten zu melden pflegt: „Den Tributträgern des Königreichs Siam wurde gnädigst gestattet, zur Hauptstadt heraufzukommen, sie sahen das Antlitz des Drachens, wurden mit der kaiserlichen Huld beglückt und man gestattete ihnen, in ihr Land zurückzukehren." — In den fünfziger Jahren soll eine neue Fassung für die Correspondenz zwischen den beiden Herrschern eingeführt sein, die dem Stolz und den Ansprüchen des chinesischen Hofes besser entspreche als die frühere. (S. 422.) Nach Wade's, des jetzigen engl. Gesandten in China, Mittheilungen wird Siam in den chinesischen Schriften zuerst unter der Tsin-Dynastie (303—416 n. C.) erwähnt. Vom siamesischen Tribut findet sich Erwähnung in den Annalen der Mongolen-Dynastie, und von Hungwa's des ersten Mingkaisers Zeit an, wurde die Stellung Siam's zu China als eines befreundeten und etwas untergeordneten Staates nicht alterirt. Mehrmals baten siamesische Könige um die Investitur durch den chinesischen Kaiser. Als am Ende des sechszehnten Jahrhunderts Feindseligkeiten zwischen China und Japan ausbrachen, bot Siam der ersteren Macht seine Beihilfe an. Im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts liefen von Seiten Siam's mehrmals Bitten um Geschenke an Ginseng, langhärigen Rindern, ceremonienkundigen Eunuchen u. dergl. ein, wurden aber nicht immer gewährt. Bowring a. a. O. S. 69, 73, 79.

Entsprechend dem lebhaften Handelsverkehr zwischen den beiden Ländern, bei dem aber Siam die passive Rolle spielt, scheint allerdings China's Uebergewicht mehr als das einer großen Handels- und Finanzmacht, denn als einer gefährlichen Kriegsmacht daselbst empfunden zu werden. Nimmt doch selbst der officielle Verkehr eine stark mercantile Färbung an, indem der Geldwerth des Tributs Seitens China's dadurch zurückerstattet wird, daß den Schiffen, die ihn bringen, weder Ein- noch Ausfuhrabgaben auferlegt werden. Dieselben treiben deßhalb einen einträglichen Handel von und nach China und der Gewinn fällt dem König von Siam zu.

Waren diese politischen Beziehungen geringfügig, so waren die unpolitischen, wie sie der Handel und die Colonisation zwischen den beiden Völkern knüpften, um so inniger. Man wird sogar behaupten dürfen, daß gerade die räumliche Getrenntheit der beiden Reiche ihren Culturbeziehungen zu Gute gekommen ist, indem sie die mannigfaltigen Ursachen der Grenz- und Competenzstreitigkeiten beseitigte, welche hier im Osten von so großem und unheilvollem Einfluß auf die Geschicke der Völker sind. Weder in Tongking noch in Birma, auch nicht in Tibet oder Korea, überhaupt in keinem direkt angrenzenden Lande haben die Chinesen eine so vielseitige Bedeutung erlangt, wie hier in Siam. Es mag auch sein, daß Siam, das durch die Nachbarschaft zweier einst mächtigen und ehrgeizigen Völker, der Birmanen und Kambodjaner, eine sehr bewegte und im Ganzen nicht glückliche Geschichte gehabt hat, es mit dem fernen aber mächtigen China am wenigsten verderben wollte. China war der Feind Birma's und übte, solange es Tongking und Cochinchina besaß, auch einen Druck auf Kambodja. Wie dem auch sei, so ist sicher, daß Siam den einwandernden Chinesen keine Hindernisse in den Weg legte und daß auch China selbst genug Vertrauen in die Freundschaft Siam's setzte, um ihm zu Liebe eine Ausnahme von seinen sonst streng festgehaltenen Auswanderungsgesetzen zu machen. Andererseits wußten die Einwanderer ihre Stellung in Siam durch eigene Thätigkeit so zu befestigen, daß sie als Kaufleute, Schiffer und Gewerbtreibende unentbehrlich wurden und manchmal selbst zu hohen Beamtenstellungen gelangten[59]).

[59]) Am Ende des 17. Jahrhunderts, als De la Loubère sein Reisewerk über Siam schrieb (Du Royaume de Siam, Amsterdam 1691 II. Vol.), war die Zahl der Chinesen und ihr unmittelbarer Einfluß noch sehr gering. Es waren ihm zu Folge ihrer nur 3—4000 in Siam. Dennoch waren chinesische Sitten

Wie lange man sie indessen schon in Siam kannte und wie hoch man ihren Einfluß schon in älteren Zeiten schätzte, geht aus jenen sagenhaften Annalen hervor, in welchen die siamesische Geschichte bis zum Beginn wirklich historischer Nachrichten, also bis 1350 n. C., dem Jahr der Gründung von Juthia, erzählt wird. In ihnen wird unter anderem die erste Ankunft chinesischer Dschunken in Siam mit der merkwürdigen Sage von Phra Ruang, einem riesenhaften König von Siam in Verbindung gebracht, der sich eine chinesische Kaiserstochter zum Weibe holte und mit ihr und 500 Chinesen nach Siam zurückkehrte. Aehnlich ist auch die Einführung des Erzgusses sagenhaft den Chinesen zugeschrieben[60]). Man sieht daraus, daß China's höhere Cultur auf diese Völker schon früh ihres Eindrucks nicht verfehlte.

Unternehmen wir es, die Zahl der Chinesen zu schätzen, welche sich in Siam aufhalten, so finden wir wieder dieselben großen Abweichungen, wie in fast jedem der bis jetzt betrachteten Gebiete und nicht am wenigsten in China selbst. De la Loubère, der 1677 nach Siam kam, schätzte, wie erwähnt, die Zahl der Chinesen auf 3—4000, Crawfurd nahm vor fünfzig Jahren 440,000 Chinesen bei einer Gesammtbevölkerung von 2,735,000 an, Malcom schätzte die Bevölkerung von Siam auf 3 Millionen, wovon 450,000 Chinesen, Roberts nahm eine Gesammtbevölkerung von 3,600,000 und eine chinesische von 500,000 an, Pallegoix gab später die bedeutend höhere Zahl von 1½ Millionen bei einer Gesammtbevölkerung von 6 Millionen, und dieselbe Zahl entnahm auch Mouhot einem „vor einigen Jahren" angestellten Census, glaubt aber, daß sie nur von der männlichen Bevölkerung gelte, da nur diese gezählt werde. Bowring nahm zwar die Gesammtbevölkerung nur zu 4½ — 5, die chinesische aber ebenfalls zu 1½ Millionen an und fügt noch an einer anderen Stelle seines Buches hinzu, daß die letztere schon nahezu die Hälfte der Gesammtbevölkerung ausmache. Vielleicht hat er dabei auch die sicherlich zahlreichen Nachkommen im Auge, welche die weiberlos ankommenden Chinesen mit den Siamesinnen erzeugen und über

---

und Gebräuche und chinesische Waaren in den höheren Classen nicht weniger verbreitet als heute. Die Einwanderung soll erst unter Phayatak (s. u. S. 175) sehr stark zugenommen haben.

60) Pallegoix a. a. O. II. S. 66.

welche jede genauere Angabe fehlt[61]). Uebrigens sind Bowring's Angaben in unsere besten Handbücher übergegangen. Sie sind bis jetzt die wahrscheinlichsten und finden bis zu einem gewissen Grade Bestätigung in den zerstreuten Mittheilungen, welche man in neueren Reisewerken über die Verbreitung der Chinesen über das Land und über die Zahl findet, in der sie an einzelnen Orten vertreten sind.

Was die chinesische Einwanderung nach Siam betrifft, so ist besonders hervorzuheben, daß allem Anschein nach die Verbote, welche von chinesischer Seite im Allgemeinen gegen das Auswandern nach fremden Ländern früher erlassen wurden, in Bezug auf Siam einer milderen Praxis Platz machten. Ich habe bereits eine Thatsache mitgetheilt, die dafür spricht. Derselben ist noch anzufügen, daß schon 1744 die chinesischen Schiffer ermächtigt wurden, Schiffe in Siam zu bauen, wo die Kosten geringer waren, und sie dann in China registriren zu lassen. Einige Jahre später wurde der chinesisch-siamesische Handel dadurch ausgezeichnet, daß Schiffer, die von dort mehr als 2000 Picul Reis eingeführt hatten, mit einem Mandarinenknopf belohnt wurden[62]). Siam erwiderte seinerseits solche Freundlichkeit durch gute Behandlung, die es den chinesischen Kaufleuten und Einwanderern angedeihen ließ. Crawfurd schätzte die Zahl der jährlich einwandernden Chinesen auf 7000 und bemerkt, daß dieselben die werthvollste Fracht der chinesischen Dschunken seien, indem die Fahrt von Amoy nach Bangkok 8 Doll. p. Kopf koste, wozu der Schiffsführer noch die Kost gebe. Eine einzige Dschunke solle 1200 Chinesen gebracht haben[63]). Zur Zeit

---

61) De la Loubère a. a. O. I. 338: „Il y a donc trois ou quatre mille Mores à Siam, autant de Portugais nés aux Indes et autant de Chinois." Crawfurd a. a. O. S. 450. Pallegoix a. a. O. I. S. 8. Mouhot, Travels in Indo-China I. 61. Bowring a. a. O. Seite 83, 243. Malcom, Travels in S. E. Asia 1839 II. 144. Stein-Wappäus, Handbuch der Geographie II³. S. 440 hat die Pallegoix-Bowring'schen Angaben. Crawfurd's Angaben über die hinterindischen Bevölkerungszahlen sind nach der Ansicht späterer Beobachter durchaus zu niedrig gegriffen, weil er dieselbe nach einer Methode schätzte, der eine falsche Annahme zu Grunde lag. Er schätzte die Dichtigkeit der Bevölkerung, ihren Consum u. s. f. und verglich sie dann mit der chinesischen, die er aber um $^2/_3$ zu niedrig anschlug. Vgl. H. Yule, The Mission to Ava 1858 S. 289. Die Zahl von 150,000 Chinesen-Abkömmlingen, welche Dupont de Jancigny, Japon, Indochine, Ceylon (Paris 1850) S. 436 nach Ruschenberger angiebt, ist sicherlich zu niedrig gegriffen.

62) Wade bei Bowring a. a. O. S. 78.

63) Crawfurd, Siam 412. Malcom II. 140 gibt denselben Fahrpreis an.

des chinesischen Neujahrs kommen in Bangkok regelmäßig 50—60 große Dschunken an, welche außer mit Waaren aller Art auch mit Chinesen beladen sind, die in Siam ihr Glück suchen. Ritter gibt an, daß jährlich 140 Dschunken von Bangkok nach China gehen. Einige sind darunter von 1000, viele von 5—600 Tonnen. Die Mehrzahl von ihnen kommt von Canton und Hainan. Der Gesammtgehalt der zwischen Siam und China handelnden Schiffe wird auf 35,000 Tonnen geschätzt[64]). Pallegoix meint, daß bei dem stationären Charakter, der der siamesischen Bevölkerung eigen und vorwiegend durch Polygamie und die Ausdehnung der Sklaverei erzeugt sei, dieselbe ohne die chinesische Zuwanderung abnehmen müßte[65]). Die chinesischen Einwanderer kommen vorzüglich aus Kuangtung und Fukian, wenige aus Tschekiang, Kjangsu und von der Insel Hainan. Einige wandern auch zu Lande von Jünnan nach den Laosländern in Nordsiam ein[66]).

Mit dieser Einwanderung steht der chinesisch-siamesische Handel, aus dem sie sich ja herausgebildet hat, in inniger Beziehung. Er ist zum größten Theil Seehandel. Ich habe schon erwähnt, wie die diplomatische Form der Uebersendung des Tributes vom König von Siam dazu benützt wird, um einen gewinnreichen Handel zu treiben. Also ist wahrscheinlich der Handel zwischen den beiden Reichen so alt wie dieses Tributärverhältniß und es ist kein Zweifel, daß schon vor Jahrhunderten ein privater Handel ihm zur Seite ging. Ein Hinderniß desselben mochte allerdings in der damals noch mehr als heute geringen Seetüchtigkeit der Siamesen liegen. Sind doch noch zu Crawfurd's Zeit (1825) alle siamesischen Dschunken, die nach China handelten, unter chinesischer Aufsicht in Siam gebaut und dann mit Chinesen bemannt worden. Das Detail dieser Schifffahrt, über die uns Gützlaff eingehend berichtet, ist nicht ohne allgemeineres Interesse für die Auswanderungsfrage. Ihm zu Folge sind die Eigenthümer der Dschunken entweder Chinesen, die in Bangkok ansässig, oder aber siamesische Edelleute. Der Handel ist nämlich in Siam, soweit er von Siamesen betrieben wird, hauptsächlich in den Händen des Königs und der Edlen. Ein solches Schiff pflegt mit Leuten aus der Gegend von Canton bemannt zu sein. Es hat einen nominellen Capitän, der indessen

---

64) Crawfurd, Siam 411. C. Ritter, Asien III. 807. Malcom II. 148.
65) Pallegoix I. S. 244, 325. 66) Crawfurd, Siam 450.

richtiger als Supercargo zu bezeichnen ist, da er vorzüglich die Fracht unter sich hat; für die eigentliche Leitung des Schiffes, die eine besonders genaue Kenntniß der Küsten verlangt, ist ein Pilot vorhanden. Von „Officieren" befinden sich ein Steuermann, zwei Rechnungsführer, ein Proviantmeister und ein Priester an Bord. Außer den eigentlichen Matrosen findet sich regelmäßig noch eine schwankende Anzahl von Gehülfen, die für ihre Ueberfahrt arbeiten. Der Hauptgrund, warum sie in See gehen, ist vom Capitän bis zum Koch der Wunsch, sich durch Handel Geld zu verdienen. Die Individuen der Mannschaft bilden ein Ganzes, dessen Zweck der Handel; sie sind im Grund nichts als eine handeltreibende und nur zu diesem Zweck zur See gehende Körperschaft. Jeder ist Theilhaber an der Fracht, insofern er das Recht hat, eine bestimmte Menge von Waaren an Bord zu bringen, mit denen er dann Handel treibt, wo immer das Schiff anlegen mag. Der Lohn der Mannschaft besteht dementsprechend vorwiegend in dem Raum, den man ihnen für ihre Waaren zugesteht. Eine Dschunke von 600 Tonnen erheischt 90 Mann. Unter diesen Umständen begreift man, woher die Masse handeltreibender Chinesen kommt, welche das Land überschwemmt[67]). Indessen muß man hinzufügen, daß wie überall in Ostasien so auch in Siam die Dschunkenschifffahrt durch die Concurrenz der europäischen Dampf- und Segelschiffe stark gelitten hat. Die Küstenschifffahrt ist den Chinesen zwar geblieben, aber auch im Schiffsbau sind sie zurückgedrängt, da die Siamesen angefangen haben, sich unter Aufsicht europäischer Werkmeister Schiffe nach europäischem Muster zu bauen[68]).

Was nun den chinesischen Handel in Siam selbst anbetrifft, so muß man vor allem hervorheben, daß die Siamesen zwar genug Gewinnsucht, aber wenig von dem haben, was man Handelsgeist nennt, von Raschheit des Verstandes, Regsamkeit und Unterneh-

67) Gützlaff bei Bowring, Siam 247 ff. Jagor entwirft in seinem „Singapore, Malacca, Java" (Berlin 1866) S. 9 ein interessantes Bild dieses Treibens: „Das Schiff wird gleich nach Ankunft abgetakelt und in ein schwimmendes Waarenmagazin verwandelt, oder vielmehr in einen Bazar; denn die Ladung ist nicht einem Supercargo anvertraut, sondern jeder handeltreibende Passagier (und jeder Chinese treibt Handel) hat sein Geld in denjenigen Waaren angelegt, die den meisten Gewinn versprechen und feilscht mit seinen Kunden auf eigene Hand. Lange rothe Papierstreifen, mit großen Buchstaben bemalt, vertreten die Handelsschilder, Proben der verkäuflichen Waare werden an der Seite der Junke ausgehängt."

68) Bastian III. S. 67. C. Andree, Geographie des Welthandels 1872 II. 398.

mungslust[69]). Die Chinesen haben daher fast ein Monopol für den auswärtigen Handel und beherrschen ebenso einen großen Theil des inneren. Von einer Anzahl Parsen abgesehen, die in Siam ansäßig sind, machen ihnen nur die Europäer Concurrenz, welche sich in steigender Anzähl in Bangkok niederlassen, seitdem Siam Handelsverträge mit den europäischen Mächten geschlossen hat. Daß aber die Chinesen diese Concurrenz aufnehmen wenn es sein muß, und auf manchen Gebieten siegreich durchführen, ist in Bangkok den Europäern nicht weniger klar geworden, als in Singapore oder Canton[70]).

Der wichtigste Außenhandel Siams geschieht mit China; was außerdem an Handel von Siam aus betrieben wird, hängt mit diesem insofern innig zusammen, als sein Hauptzweck die Zusammenbringung von Rohprodukten für die Ausfuhr nach China ist. Von den wichtigsten Produkten des siamesischen Ackerbaues gehen Zucker und Pfeffer, insoweit sie außer Land gehen, vorzüglich nach China: der Pfeffer fast aller, vom Zucker wohl die Hälfte. Der siamesische Reis, welcher nur zu ausschließlich das Hauptprodukt bleibt, hat zwar neuerdings starken Abfluß nach Europa gefunden, aber es gehen noch immer bedeutende Mengen davon nach China. Es werden auch feine Hölzer, dann Leckerbissen, wie Trepang, Tange u. dergl. nach China ausgeführt. Dafür kommen tausen=

69) Wie sich solche Gaben schon im Kleinen kundthun, zeigt eine Bemerkung, die Bastian in Juthia, dem „siamesischen Venedig" macht. Jedermann hat dort ein Boot, und dieß ist so nothwendig und selbstverständlich, daß er als Fremder schwer verstanden wurde, wenn er gelegentlich eines miethen wollte; „doch," sagt er, „waren die Chinesen leichter im Begriff, ein solches Verlangen zu verstehen, wenn ihnen gute Bezahlung geboten wurde" (Die Völker des östlichen Asiens 1867 III. S. 47).

70) Der britische Consul T. Knox geht in seinem Berichte aus Bangkok für 1870 näher auf die so oft besprochene Frage der Wettbewerbung zwischen chinesischen und europäischen Kaufleuten ein. Auch er findet, daß in Siam wie anderwärts der Chinese in der Regel den Europäer schlägt, aber immer nur so lange, als er selber an der Spitze seines Geschäfts steht. In diesem Falle übertrifft er die anderen Kaufleute durch bessere und raschere Kenntniß der Lage des Marktes und durch billigere Geschäftsführung; sobald er aber das Ganze nicht mehr übersehen kann, steht er im Nachtheil, da er seine Gehülfen zu schlecht bezahlt und von diesen selbstverständlich betrogen und bestohlen wird. Uebrigens ist auch die Waghalsigkeit der Speculationen in einem chinesischen Geschäft ganz außerordentlich und würde unter besseren europäischen Kaufleuten nicht für erlaubt gelten. Vgl. auch Scherzer, Fachm. Ber. I. 179.

derlei Waaren von dort, u. a. selbst Marmor und Granit zu den Palastbauten, Bildwerke, Spiegel, am meisten aber Seide und Metallwaaren. Ueber Land, von Jünnan, kommen zahlreiche chinesische Händler, welche monatelang durch's Gebirge zu reisen haben, um auf Lastthieren ihre Wollenstoffe und Metallwaaren, die vorzüglichsten Importartikel auf diesem Wege, auf die Märkte von Nordsiam zu bringen.

Daneben geben sich aber die Chinesen auch mit jeder Art von Kleinhandel ab, wie Bowring es aus Bangkok beschreibt: „Sie haben nicht bloß die größten und besuchtesten Bazars, sondern ihr Handelsgeist läßt sie bis zum geringsten Trödelhandel herabsteigen; hunderte ihrer Boote schießen beständig auf dem Flusse hin und her, dringen in jeden Canal ein, legen an jedem Hause an und bringen alle Arten von Nahrungsmitteln und was sonst der tägliche Bedarf sein mag," und weiter: „Sie finden alles heraus, was einen Gewinn in ihren Händen lassen könnte, sie sind Meister in der Kunst des Forderns und Ausbeutens, um nicht zu sagen des Aussaugens." Aber freilich, dieser Handel erfordert Geduld. Er wird schon langwierig dadurch, daß die Schiffe wegen der Monsune nur einmal im Jahre kommen und gehen, was lange Credite und Unregelmäßigkeiten bedingt; aber noch schwieriger machen ihn die Tyrannei und Gewinnsucht der Hohen. Bischof Laurent sagte, wer nach Siam Handel zu treiben gedenke, müsse drei Schiffe mitbringen: Eines voll Geschenke, eines voll Waaren und eines voll Geduld. Aber es scheint, als ob wenigstens die Bessergestellten unter den Chinesen sich leichter mit diesem Ausbeutungssystem abfinden, als die Kaufleute anderer Nationen. Sie sind an dasselbe gewöhnt, kennen deshalb die Gegenschliche und haben als die erste Finanzmacht des Landes einen Einfluß wie sonst Niemand unter den Fremden[71]).

Eine Hauptquelle des Reichthums und Einflusses der Chinesen in

---

[71]) Ueber den chinesischen Handel in Siam vgl. Crawfurd, Siam 175, 407, 413; Bowring a. a. O. 86 u. 242; Scherzer a. a. O. I. 176 ff. Wir wissen nicht, ob der Sclavenhandel nach und von Siam, den die Chinesen früher mit Schwung betrieben, noch besteht. Er spielte zu einer Zeit hier wie überall, wo Chinesen handelten, eine große Rolle. Crawfurd gibt auf S. 148 seines Reisewerkes an, daß er in Bangkok Javanen getroffen habe, die von chinesischen Händlern in Samarang weggefangen worden waren, und er fügt hinzu, daß „in den letzten Jahren" mindestens 400 junge Chinesen von ihren eigenen Landsleuten in China gefangen genommen und nach Siam verkauft worden waren.

Siam bildeten nämlich bis in die neueste Zeit die Staatsmonopole, welche fast alle von Chinesen gepachtet waren. Diese trieben mit einer erstaunlichen Auspressungskunst alle die Steuern ein und zahlten dafür hohe Pachtsummen an die Regierung. Nach ihrer Ungerechtigkeit und Uebervortheilung fragte die siamesische Regierung nichts. Alle nur denkbaren Monopole wurden erfunden. Bowring fand es glaublich, als man ihm sagte, daß ein einziger Chinese Pächter von 90 Monopolen sei[72]) und schon Pallegoix gibt als Ertrag von 56 verschiedenen Monopolen nicht weniger als 26,964,100 Ticals (67½ Mill. RM.) an. Die höchsten Beträge wurden aus Gärten, Reispflanzungen, Befreiung von Frohnden, Pfeffercultur, Spielhäusern, Opium und Arrack gezogen. Die Steuer auf Opium fällt vorzüglich auf die Chinesen, die jedes Verbot der Opiumeinfuhr zu umgehen gewußt haben, während den Siamesen der Opiumgenuß verboten blieb. Die Opium-Einfuhr in Bangkok bewerthete 1871 1,075,000 RM.

Der Handel und die Geldgeschäfte bilden indeß nur einen Theil, wenn auch wohl den lohnendsten, von der Thätigkeit der chinesischen Colonisten. Gerade in Siam sind sie vielmehr durch eine große Vielseitigkeit der Bethätigung ausgezeichnet. Während sie anderswo vorzüglich immer nur als Handelsleute, und in zweiter Reihe als Bergbauer und Fischer ihre Nahrung suchen, beherrschen sie in Siam das gesammte wirthschaftliche Leben und lassen den Einheimischen nur die roheren und minder ertragreichen Partieen des Ackerbaues, die Taglöhner-

---

[72]) Bowring a. a. O. 265. Er sagt weiter: „Das Monopolsystem begann mit der Besteuerung von Branntwein, aber bald kam Tabak, Oel, Kerzen, Glücksspiele, Palmblätter zum Dachdecken, Brenn- und Bauholz, Gewürze, Märkte, Fischerei, Jagd, Bergbau u. a. dazu. Die Pächter haben das Recht, in die Wohnung eines Schuldners zu dringen, und zu nehmen was sie finden. Hinter ihrer Willkür steht der Schutz irgend eines Hofmannes, dem sie das Monopol gegen gutes Entgeld verdanken." Dasselbe System schildern die Mittheilungen, welche J. Lels im 8. und 9. Jahresbericht des Ver. f. Erdk. zu Dresden (1874) macht: „Cho Sova Cheng Kiat ist Pächter der Steuern auf Baumwolle, Indigo, Talg, weiße und rothe Rotans, Stroh und Schlangenhäute. Cho Sova Lee Pook ist Pächter der Importsteuern auf Opium und hat nicht weniger als 60 Personen in seinem Dienst, um die Schmuggelei zu überwachen." (S. 75.) Nach neueren Mittheilungen in eur.-as. Blättern ist indessen durch einen kgl. Erlaß von 1874 an die Steuererhebung wieder dem Staat zurückgegeben und eine ganze Reihe von Reformen auf dem Gebiete derselben wurde angekündigt. Lond. & China Tel. 1874 S. 152, 172.

und Sklavenarbeit übrig. Jedenfalls kommt ihnen dabei die außerordentlich weite Ausdehnung zu Gute, welche die Sklaverei in Siam gefunden hat. Irgend einer Form von Hörigkeit, Aussaugung, Mißbrauch entgeht kein Mann der niederen Classen in Siam, so daß man kühn behaupten kann, die Zahl selbstständiger Arbeiter sei viel größer unter den Eingewanderten, als unter den Einheimischen [73]). Die Ungesundheit dieses Zustandes läßt die Chinesen erst recht gedeihen. Dazu kommt ihnen der selbstzufriedene Charakter der Siamesen nicht minder zu Statten. Sie haben nicht nur keine Wettbewerbung von denselben zu erwarten, sondern können sogar erwarten, daß sie sich jeder Form von Ausbeutung auf's leichteste bequemen werden. Allerdings sind einige Beurtheiler (vorzüglich Pallegoix, der diese Völker mit der charakteristischen Milde und dem Optimismus des Missionärs betrachtet) voll Lobes über die Sanftmuth, Heiterkeit und Wohlthätigkeit der Siamesen [74]). Aber das sind eben keine wirthschaftlichen Tugenden. Viel härter urtheilen praktische Männer. Crawfurd sagt, daß ihm die Siamesen die Untugenden der Trägheit, der Arbeitsscheu, der Verachtung des Werthes der Zeit, der Unpünktlichkeit, welche so bezeichnend für die Unterthanen eines schlechten und barbarischen Regimentes sind, in der größten Vollendung darzubieten scheinen. Er tadelt nicht minder scharf ihr kriechendes Wesen, ihre Raubsucht und „den allerunerklärlichsten und unberechtigtsten Zug ihres Charakters," die Nationaleitelkeit. Den letzteren Zug hebt auch Finlayson hervor, indem er sagt, daß man hier „vergeblich jene höfliche Behaglichkeit und jenes abgeschliffene Aeußere" suche, welches sonst gewöhnlich den vornehmeren Asiaten eigen sei [75]). Auch einer der neuesten Berichterstatter über dieses ferne Land nennt als Hemmnisse der wirthschaftlichen Entwickelung der

---

73) Pallegoix berechnet, daß $1/3$ der Landbewohner in Siam aus Sklaven bestehe. (Descr. du Royaume Thai 1854 I. S. 235.) „Ils travaillent pour rien et vivent pour moins encore" meint Dupont de Jancigny a. a. O. S. 444. Wohl sind unter der Regierung des jetzigen Königs schon 1872 und 1874 Anläufe genommen, um die Sklaverei aufzuheben, d. h. es sind Edikte in diesem Sinne erlassen worden, aber in Wirklichkeit scheinen die Zustände sich nicht merklich verändert zu haben.

74) Ebendas. I. S. 203, 209: „Doux, léger, irréfléchi, timide et gai" nennt er ihren Charakter und weiterhin sagt er: „Cette nation est remarquable par sa douceur et son humanité." Aber daß sie auch „paresseux, inconstants, distraits" sind, kann er doch nicht verschweigen.

75) Crawfurd, Siam S. 374. Finlayson a. a. O. S. 254.

Siamesen die Hörigkeit eines so großen Bruchtheils der Bevölkerung und die Corruption der ganzen Regierungsmaschine[76]).

Wohl feiert Siam gleich China den Ackerbau in einem jährlich wiederkehrenden Fest, bei dem sogar früher der König den Pflug zu führen pflegte[76a]), aber dabei ist kaum ein Viertheil des Landes unter Cultur, und selbst in dem höchst fruchtbaren Menamthal, das der Garten von Siam sein könnte, soll nur die Hälfte des anbaufähigen Landes wirklich angebaut werden. Hier wird der Reis in ausgedehntem Maße gebaut und mit Gewinn, obwohl er nicht weniger als 31 Proc. Steuer zahlt, ehe er zum Verbrauch oder zur Ausfuhr kommt. Man schätzt die Menge des jährlich erzeugten Reises auf 230 Millionen Ko. und seine Ausfuhr nach China war eine sehr bedeutende, so lange dort in Folge der Tai-ping-Revolution ein großer Theil des fruchtbarsten Landes in den südlichen und mittleren Provinzen brach liegen blieb; nachdem aber mit der Beendigung derselben die dortigen Landwirthe sich wieder ihren Geschäften widmen konnten, fielen die Preise bedeutend und es begann dann die Ausfuhr nach Europa, Australien und Amerika sich zu heben. 1866 gingen 56 Mill. Ko. nach diesen Erdtheilen, 21 Mill. nach Singapore und der Rest von über 100 Mill. vorwiegend nach China. Nach China geht aber auch ein großer Theil von dem nach Singapore verschifften Reis[77]). Während die Chinesen die Cultur dieser Frucht wesentlich der einheimischen Bevölkerung überlassen, beherrschen sie so ziemlich alle übrigen größeren und gewinnbringenden Culturen und vorzüglich die des Zuckers, Pfeffers und Tabaks. Das Zuckerrohr bildet nach dem Reis die

---

76) Scherzer, Fachm. Ber. I. S. 178. Es ist indessen nur gerecht, hier einer Bemerkung zu gedenken, welche ein Kenner der Siamesen, der britische Consul T. Knox, in diesem Betreff in seinem Bericht für 1871 macht: „Es ist kaum zweifelhaft, daß das, was die Europäer am Siamesen als angeborene Trägheit zu bezeichnen lieben, nur die natürliche Folge eines Systems ist, das einen Mann zu Arbeiten zwingt, die ihm weder Lohn noch sonst einen Vortheil bringen. Zahlreiche Siamesen haben schon angefangen, sich mit ihren Herren wegen der drei Monate Frohnden zu vergleichen, die sie denselben schulden, und arbeiten dafür das ganze Jahr für Europäer."

76a) Journ. Ind. Arch. I. 338.

77) Scherzer I. S. 186. Uebrigens macht auch Saigon, welches größere Nähe und eine Telegraphenverbindung mit Hongkong voraus hat, dem Reishandel von Siam nach China starke Concurrenz. Seine Reisausfuhr nach China übertrifft bereits die von Bangkok.

bedeutendste Cultur in Siam und sie ist sammt der Zucker- und Arrackgewinnung vorwiegend in chinesischen Händen. In der östlich von Bangkok gelegenen und vom Fluß Bang-Bakok durchströmten Provinz haben sie nach Pallegoix allein 20 Zuckerhäuser und Arrackbrennereien [78]) und nach Finlayson sind sogar sie es, die die Zuckerrohrcultur zuerst in Siam einführten. „Kaum zwanzig Jahre sind verflossen, seitdem das erste Zuckerrohr in diesem Königreich angepflanzt wurde, jetzt aber berechnet man die jährliche Produktion des Zuckers auf 30,000 Piculs.“ Auch er bestätigt, daß nur die Chinesen sich mit dieser wichtigen Cultur befassen, d. h. sie verwenden die Siamesen zu der schweren Ackerarbeit, welche dieselbe erfordert, und behalten für sich die leichteren und gewinnreicheren [79]). Nächstdem nährt von den übrigen Zweigen der Landwirthschaft der Pfefferbau die größte Zahl der Chinesen. Man sagt, der siamesische Pfeffer übertreffe den malayischen weitaus; derselbe geht, wie erwähnt, vorzüglich nach China. Nur die Aermsten unter den chinesischen Einwanderern widmen sich im Anfang auch gewöhnlicheren Erd- und Bauarbeiten.

In noch höherem Grade als den Ackerbau beherrschen sie die Industrie. Die Gewinnung der Metalle, welche in Siam ein hervorragendes Gewerbe bildet, wird vorzüglich von ihnen betrieben. Am Bang-Bakok hatten sie zu Pallegoix' Zeit ein Dutzend Oefen, wo sie Eisenerze schmolzen und von diesem Eisen kam sogar welches zur Ausfuhr. Ihm zufolge arbeiteten damals in den Eisenwerken von Thaisung nicht weniger als 5—600 chinesische Arbeiter, während die Siamesen das Erz gruben und es zu unglaublich billigen Preisen den Chinesen verkauften. Auch die meisten Zinnbergwerke werden von Chinesen bearbeitet und bei Bassak graben sie nach De Carné's Angaben Kupfer [80]). Im Handwerk findet man sie vorzüglich als Zinngießer, Grobschmiede und Gerber. Zinngießerei und Lederbereitung werden merkwürdiger Weise von ihnen immer in denselben Werkstätten und von denselben Personen betrieben. Ihre Leistungen sind in beiden Zweigen hervorragend und von dem Leder senden sie große Mengen nach China. Auch als Aerzte erfreuen sich die Chinesen großer Geltung und die siamesische Materia medica scheint sich von der chinesischen wenig zu unterscheiden [81]).

---

78) Pallegoix a. a. O. I. S. 100, 120. II. S. 325.
79) Finlayson a. a. O. S. 160.
80) Pallegoix a. a. O. I. 100, 119. L. de Carné a. a. O. S. 103.
81) Mouhot a. a. O. I. 162. Finlayson a. a. O. S. 204.

Auch in der Kunst der Siamesen ist der große Einfluß des chinesischen Beispiels nicht zu verkennen. Man kann die neuere siamesische Kunst als den östlichsten Ausläufer der chinesischen Kunst gegen Indien hin betrachten. In der Architektur und der Ausstattung der Paläste herrscht chinesischer Geschmack, ihre grotesken Malereien zieren oder verunzieren die Wände der Tempel und der Wohnräume der Reichen, die Skulpturen, enorme Granitstatuen, Bilder von Löwen und allerlei Ungeheuern, die in den Tempel- und Palasthöfen aufgestellt sind, werden fertig aus China eingeführt und ebenso die großen Porcellanvasen, wie überhaupt alles Porzellan. Man sagt, daß die Siamesen reichere Vergoldung und üppigere Ausstattung an ihren Tempeln lieben, als die Chinesen, aber sie bleiben dabei im Ganzen doch dem chinesischen Styl treu. Selbst die wohlfeilen Nachbildungen europäischer Stiche, welche zu Crawfurd's Zeit die Wände des königlichen Palastes zu Bangkok schmückten, waren aus chinesischen Werkstätten hervorgegangen. Ein großer Theil der siamesischen Literatur besteht aus Uebersetzungen aus dem Chinesischen. Auch die dramatischen Werke und die Schauspieler sind vorzüglich chinesisch, wiewohl die Siamesen leidenschaftlichere Liebhaber des Theaters sind, als die Chinesen. Nur die Musik will wenigstens Finlayson angenehmer gefunden haben, „als man von einem solchen Volke erwarten sollte;" er glaubt birmanische Entlehnungen in derselben zu finden. Soweit erstreckt sich der Einfluß der Chinesen, daß die Papierdrachen eine der populärsten Vergnügungen der Siamesen geworden sind. Die Siamesen lassen sich die Nägel lang wachsen wie die Chinesen. Daß sie auch, gleich diesen, weiß zur Trauerfarbe haben, kommt vielleicht aus gemeinsamer Quelle[82]).

Vorwiegende Thätigkeit auf den Gebieten des Handels und der Gewerbe bedingen es, daß in der Verbreitung der Chinesen über Siam als hervorstechendster Zug ihre Concentration auf die größeren Orte erscheint. Das ist natürlich und kehrt überall wieder, wo Chinesen in fremden Ländern wohnen. Unter ihren Hauptwohnstätten in Siam nimmt ebenso natürlicher Weise Bangkok den ersten Rang ein, da es der Mittelpunkt des Handels und

---

[82]) Crawfurd, Siam, S. 132. Bowring a. a. O. S. 239, 285, 419. J. Low, On Siamese law, im Journ. Ind. Arch. I. S. 342. Pallegoix a. a. O. I. S. 219. L. de Carné a. a. O. S. 223.

Seeverkehrs, des Reichthums und der Gewerbthätigkeit von Siam ist. Leider können wir indessen nicht sagen, daß wir über die Zahl der Chinesen in Bangkok irgend genügend unterrichtet seien. Die Angaben über die Gesammtbevölkerung sowohl als den chinesischen Theil derselben sind von den ersten Berichten an immer schwankend gewesen. Gützlaff gab schon in den 20er Jahren 410,000, Crawfurd fast gleichzeitig nur 50,000, Malcom (1835) 100,000, Pallegoix (1854) 404,000. Bowring hielt die letztere Angabe für ziemlich genau und gewann den Eindruck, daß unter allen Umständen mehr als 300,000 Menschen in Bangkok lebten. Zwischen 400,000 und 500,000 schwanken die glaubwürdigeren neueren Angaben. Behm und Wagner nehmen 500,000 an. Ebenso schwankend sind die Angaben über die Zahl der Chinesen in Bangkok. Gützlaff nahm $^3/_4$ der Bevölkerung für sie in Anspruch, während Malcom berichtet, daß ihn „einige der Prinzen" in Bangkok versichert hätten, die Angabe Gützlaff's könne sich nur auf die Gesammtzahl der in Siam lebenden Chinesen beziehen. Malcom nimmt 60,000 an. Finlayson zweifelt nicht, daß $^3/_4$ der städtischen Bevölkerung aus Chinesen bestehe. Nach Pallegoix besteht die Mehrzahl der Bevölkerung von Bangkok aus Chinesen, die also über 200,000 Seelen zählen würden. Bowring schließt sich dieser Schätzung an. Die neueren Zählungen nehmen nur 80—100,000, also $^1/_4$—$^1/_5$ der gesammten Bevölkerung der Hauptstadt für sie in Anspruch[83]), aber wenn nicht etwa die Geschäftigkeit der Chinesen ihre Zahl größer erscheinen läßt, als sie wirklich ist, so möchten wir aus der Rolle, welche ihnen auch in allen neueren Schilderungen des Lebens und Treibens von Bangkok zugetheilt ist, den Schluß ziehen, daß die höheren Schätzungen von Pallegoix und Bowring der Wahrheit näher kommen, als die niederen. Was die Theilnahme der Chinesen am Großhandel anbetrifft, so ist dieselbe nicht mehr ganz so ausschließlich wie früher, aber noch immer hervorragend. Man zählte 1864 70 Großhandlungshäuser in Bangkok, wovon 30 chinesisch waren. Was im Vorhergehenden von ihrer Thätigkeit als Kleinhändler und Handwerker in Bezug auf ganz Siam gesagt wurde, gilt in erhöhtem Grade von Bangkok. Man kann noch hinzu-

[83]) Pallegoix a. a. O. I. S. 60. Finlayson a. a. O. S. 201. Malcom a. a. O. II. S. 139. Bowring a. a. O. S. 394. C. Ritter, Asien III. 807. Behm und Wagner, die Bevölkerung der Erde (Erg.-Heft der Geogr. Mitth. Nr. 35) 1874 S. 89.

fügen, daß hier in der Hauptstadt auch das Schneiderhandwerk fast ganz in ihren Händen ist und daß die Mehrzahl der „schwimmenden Häuser" auf dem Flusse, in denen sich die vorzüglichsten Kaufläden befinden, von ihnen bewohnt wird. Die unzähligen Bote, mit denen sie den Fluß befahren, sind vor den siamesischen durch bedeutendere Größe und durch längere Ruder ausgezeichnet[84]).

Nächst Bangkok scheint die früher zu Kambodja gehörige Provinz Tschantabun (Chantibond), östlich vom Bangflusse an der kambodjanischen Grenze gelegen, die meisten Chinesen zu umschließen. Finlayson gibt an, daß von der auf $^1/_2$—1 Mill. geschätzten Bevölkerung die Mehrzahl aus Chinesen bestehe, „in deren Händen sich auch aller Reichthum und die besten Produkte des Landes befinden. Der hiesige Gouverneur ist von Geburt ein Chinese und durch den König von Siam eingesetzt worden." Der Hauptort, welcher den Namen der Provinz trägt, soll 12,000 Einwohner, vorwiegend Chinesen, zählen und nicht unbedeutenden Handel treiben[85]). Einige gleichfalls bedeutende Handelsplätze, wo die Chinesen die hervorragendste Rolle spielen, liegen im Innern. So ist Korat am Tokron, einem Zuflusse des mittleren Mekhong, von Wichtigkeit für den Verkehr zwischen Bangkok und dem oberen Mekhong, es ist der Mittelpunkt „von wo sie nach allen Seiten nach den siamesischen Provinzen ausstrahlen und die englichen Baumwollenstoffe bis in das mittlere Laos vertreiben[86])." Von der Stadt Rahein sagt Bastian: „Keinen geringeren Antheil an der Bevölkerung (als die Siamesen) bilden die Chinesen, die besonders dasjenige Stadtviertel bewohnen, in welchem die Märkte abgehalten werden. Ihre große Zahl bringt mehr Rührigkeit als man es gewöhnlich unter der apathischen Bevölkerung Siams fand, und hatte auch den Vortheil, daß man sich in ihren besser versehenen Läden manche Luxusartikel verschaffen konnte, an die der einheimische Kaufmann nicht gedacht haben würde. Auch mein Koch hatte weniger Schwierigkeiten für seine Anschaffungen. Jeden Morgen zog ein chinesischer Schlächter durch die Straßen." Allerdings setzt er hinzu, daß auch Spielhöllen und Opiumkneipen unter ihnen blühten und zwar jene ersteren in solchem Maße, daß ihre porcellanenen

---

84) Finlayson a. a. O. S. 111. Mouhot a. a. O. I. 141.

85) Finlayson a. a. O. S. 246.

86) L. de Carné a. a. O. S. 146. Mouhot fand hier 60—70 chinesische Häuser mit etwa 300 C. und dies Chinesenquartier ist gleichzeitig Bazar. II. 113.

Spielmarken, mit chinesischen Buchstaben bedruckt, daselbst an Stelle des siamesischen Geldes cursirten[87]). Luang-Praban im laotischen Nordsiam, welches früher gleichfalls einer der Mittelpunkte ihres Handels gewesen, war seit dem Ausbruch des Aufstandes in Jünnan verlassen, und als De Carné es besuchte (im Jahre 1867) waren birmanische Hausirer an ihre Stelle getreten[88]). Wir wissen nicht, ob sie einen neuen Weg eingeschlagen hatten, oder ob sie überhaupt ihren einst so lebhaften Handel aus Jünnan nach den siamesischen Laosländern aufgegeben hatten. Noch zu Pallegoix' Zeiten hatten sie den Handel nach Schiengmai oder Zimme fast ganz in ihren Händen. Sie hatten einen Monat durch das Gebirge zu reisen, welches Jünnan von Laos trennt, und brachten auf Saumthieren ihre Waaren (vorzüglich Seide, Stahl, kupferne Gefäße) herüber, um sie gegen die Erzeugnisse des Landes auszutauschen[89]). Endlich ist auch Bassak am mittleren Mekhong zu nennen, wo die Chinesen bedeutende Kupferbergwerke ausbeuten. Aber überhaupt fehlen sie keinem irgend nennenswerthen Oertchen des Innern, wo sie mit Allem handeln und meistens wohl ihre Tage hinbringen mögen, wie Pallegoix es von ihren Landsleuten in Tringanau und Kalantan schildert: „mit Theetrinken, Opiumrauchen und dem vortheilhaftesten Verschachern einiger chinesischen Waaren gegen die reichen Produkte des Bodens[90])."

Die natürliche Folge einer solchen Thätigkeit in hohen und niederen Stellungen durch das ganze Land hin ist ein Einfluß, hinter dessen Macht die Bedeutung des einheimischen siamesischen Wesens in allen Culturbeziehungen bis zur Unmerklichkeit zurücktritt. Es sind allerdings Siamesen, welche die Herrscherstellungen und die Ministerposten innehaben, aber Geld und Arbeit, die doch auch dort die wirksamsten Kräfte sind, muß man bei den Chinesen suchen. Ihre Nachkommen haben Siam wohl schon manchen hohen Würdenträger gegeben, und selbst der bedeutendste König, den es seit Jahrhunderten gehabt, Phayatak, „der Chinesenkönig", der es am Ende des vorigen Jahrhunderts aus dem birmanischen Joche befreite, war ein direkter Chinesenabkömmling. Es ist nur jenem öfter erwähnten merkwürdigen Zurücktreten des politischen Geistes hinter

87) Bastian a. a. O. III. 118.

88) Pallegoix a. a. O. I. 24. Mouhot hatte noch in fast jedem Dorfe dieser Gegend chinesische Kaufleute getroffen. II. 140.

89) Pallegoix a. a. O. I. 46. 90) Bastian a. a. O. III. S. 88.

die überwiegend entwickelten wirthschaftlichen Instinkte zuzuschreiben, wenn nicht längst Siam eine chinesische Colonie geworden, wenn nicht eingetreten ist, was schon Ritter voraussah, daß Siam „ein verjüngtes China werde, wie einst Amerika ein verjüngtes Westeuropa." Was sie erobern ist Geld und Ansehen, und damit scheinen sie sich im Wesentlichen zu begnügen, so lange sie eben nicht von der Regierung übermäßig bedrückt werden. Die Meisten kommen arm an und schaffen sich in Siam erst ein Vermögen. „Manche der jetzt Reichen haben damit begonnen, daß sie kleine Kuchen buken und für den Abfall von Eisen und Kupfer verkauften[91])." Man sieht wohl selten ein eigentlich großes Vermögen und nennt einen schon reich, wenn er seine 10,000 Mark besitzt, und außer dem des Königs erreicht kein Vermögen im Lande eine Million[92]). Aber ein mittlerer Wohlstand ist unter ihnen weit verbreitet. Finlayson erzählt, die Chinesen gäben in einer Woche mehr Geld für Essen aus als ein Siamese in zwei Monaten, und es sei unter jenen eine gewöhnliche Prahlerei, daß sie ein besseres Leben führen[92a]). Indessen ist in Siam schon mäßiger Reichthum genügend, um Ansehen zu verleihen, und deßhalb scheint es bei der Regierung Politik zu sein, „jeden durch Reichthum oder Einfluß bedeutenden Chinesen in den siamesischen Adelstand zu erheben und ihn dadurch in die Interessen des Landes zu ziehen[93])." Aber wirksamer dürften sich in dieser Richtung die allgemein üblichen Heirathen zwischen Chinesen und Siamesinnen herausstellen. Diese Heirathen stumpfen jedenfalls die Schärfe des chinesischen Charakters bedeutend ab. Wenn auch einerseits behauptet wird, daß nicht bloß in den Kindern der chinesische Typus vorwalte und daß sie auf chinesisch erzogen würden, sondern daß auch in den Vätern die Lust zur Heimkehr nach dem himmlischen Reiche nie erlösche[94]), so wird doch andererseits auch behauptet, daß die Nachkommen von Chinesen und Siamesinnen sich ganz an die siamesische Trägheit gewöhnen[95]).

---

91) Bastian a. a. O. III. S. 68. C. Ritter, Asien III. 807.

92) Pallegoix a. a. O. I. 235. 92a) Finlayson a. a. O. S. 204.

93) Bastian a. a. O. III. S. 68.

94) Bowring a. a. O. S. 85. Den Knaben darf der Zopf nicht fehlen. Daß die Erziehung dieser Mischlingskinder so vorwiegend chinesisch ist, möchte er unter anderm auch der großen Liebe zuschreiben, welche die Chinesen für ihre Kinder hegen „the influence of the mother being almost annihilated."

95) Pallegoix a. a. O. II. 326.

Und daß die Chinesen ein viel anpassungsfähigeres Volk sind, als man gewöhnlich glaubt, zeigen sie vielleicht nirgends so klar wie in Siam. Daß sie soweit von ihren heimischen Sitten abweichen, um selbst die Todtenverbrennung anzunehmen, wurde schon oben hervorgehoben; daß sie bei längerem Verweilen sich ganz in die hündische siamesische Unterwürfigkeit hineingewöhnen, wird berichtet; sie werden sogar Priester der siamesischen Form des Buddhismus, wiewohl der Cultus ihnen fremd ist und dieser träge Beruf ihrem thätigen Charakter sonst weniger zusagt. Selbst zum Christenthum gingen sie zu Tausenden über, als sie bei einem Aufstand im unteren Siam sahen, daß die Dörfer der einheimischen Christen von den Soldaten des Königs verschont wurden [96]).

Was die **Stellung der Chinesen** zu den Siamesen und vorzüglich zur siamesischen Regierung betrifft, so ist schon aus dem Vorhergehenden zu entnehmen, daß sie von chinesischer Seite zunächst bestimmt ist durch Klugheit. Sie unterwerfen sich formell, um materiell die Siamesen um so besser ausbeuten zu können. Sie verleugnen dabei nicht ihre scharf ausgeprägte und in diesem Falle allerdings nicht unberechtigte Nationaleitelkeit, indem sie die Siamesen als weit unter sich stehend betrachten. Wo immer sie sich in genügend großer Menge zusammenfinden, leben sie vollkommen abgeschlossen von den Siamesen, haben ihre eigenen Tempel, verehren ihren Fohi und mehr noch die Lehren ihrer Weisen in heimischer Art, führen ihre Correspondenzen chinesisch, haben chinesische Aushängeschilder und an Wänden und Thüren ihre confucianischen Sprüche [97]). Bowring erinnert sich keines Falles, daß ein Chinese siamesisch schreiben konnte, wiewohl sie alle siamesisch zu sprechen im Stande waren. Da sie die Vortheile zu schätzen wissen, welche die siamesischen Verhältnisse bieten, so entrichten sie ohne Weiteres die oft nicht wenig drückenden Sondersteuern, welche ihnen auferlegt sind. Sie sind frei vom Militärdienst und den

---

96) Crawfurd, Siam S. 450. Bastian a. a. O. III. 114, 361. Wir sind gewöhnt, uns die Masse der Chinesen als sehr unterwürfig vorzustellen, aber die Siamesen müssen hierin noch weit unter ihnen stehen. Wenigstens sagt Bowring: „Die stufenweise Erniedrigung einer Classe vor der andern ist diejenige Erscheinung, welche mit am ersten die Verwunderung des Reisenden erregen muß. Mir, der ich doch von China her gewohnt war, Zeuge zu sein von der Unterwürfigkeit der Masse gegenüber den Hohen und Würdenträgern, kamen die Scenen, die ich in dieser Richtung in Bangkok beobachtete, fast unglaublich vor" (a. a. O. S. 391).

97) Bowring a. a. O. S. 86.

Frohnden, welchen alle Siamesen der niederen Classen unterworfen sind, aber dafür haben sie eine Kopfsteuer zu bezahlen, welche zu Crawfurd's Zeit etwas über $^1|_2$ Million R.M. eintrug, während sie von Bowring schon auf 5 Millionen R.M. geschätzt wird. Nach Pallegoix müssen alle Chinesen über 20 Jahren alle drei Jahre eine Kopfsteuer von 12 R.M. entrichten, wobei ihnen als Quittung eine Schnur mit Siegellack um den Daumen befestigt wird. Die Reichen, welche sich dieser für erniedrigend gehaltenen Procedur entziehen, müssen die dreifache Steuer zahlen. Es wären dieß also 4 bez. 12 R.M. p. Jahr, was ziemlich gut mit der Summe stimmt, welche Bowring angibt[98]), sowie mit der Zahl, auf die man die Chinesen in Siam schätzt. Als indirekte Chinesensteuer ist, wie erwähnt, in erster Reihe das Opiummonopol zu betrachten, und als Steuern, welche vorzüglich die Chinesen treffen, dürfen die Steuern auf Branntwein, Zinn, Bergwerke und Kaufläden gelten. Ohne alle und jede Reibung geht die Eintreibung dieser Steuern natürlich nicht ab. Bowring sagt zwar, daß während der ganzen Zeit, daß er in Siam war, kein Fall von Widersetzlichkeit der Chinesen gegenüber den Siamesen vorgekommen sei, aber man weiß, daß eine neue Besteuerung der Zuckersiedereien im Jahre 1847 zu einer blutigen Revolution führte, und Bastian berichtet, daß ähnliche, minder bedeutende Unruhen aus gleichem Anlaß öfter bei ihnen ausgebrochen seien. 1869 erregten die geheimen Gesellschaften blutige Kämpfe in Bangkok[99]). Ihre Geheimbünde spielten auch hier in solchen Fällen eine große Rolle als Mittelpunkte der Wühlereien und Verschwörungen. Daß sie aber immerhin die wesentlich vortheilhafte Stellung zu schätzen wissen, welche sie einnehmen, geht außer der zunehmenden Einwanderung auch aus der Eifersucht hervor, mit der sie die Bemühungen der Europäer verfolgten, als diese anfingen, in Siam Fuß zu fassen. Schon Crawfurd erfuhr, daß sie bei dem Gerücht von seiner Ankunft sich beeilt hatten, die rothhaarigen Barbaren bei der Regierung soviel wie möglich anzuschwärzen[100]).

Beim Uebergang von Siam nach **Birma** vertauscht man das Tiefland gegen ein vorwiegend hügeliges und bergiges Gebiet. Es wird, wie in der Natur, so auch unter den Menschen etwas frischer

---

98) Crawfurd, Siam S. 378. Bowring a. a. O. S. 268. Pallegoix a. a. O. I. S. 295.

99) Bowring a. a. O. S. 87. Bastian III. 68. J. Lels a. a. O. S. 70.

100) Crawfurd, Siam S. 90.

hier oben. Man befindet sich zwar noch immer unter Völkern mongolischer Rasse wie im übrigen Hinterindien, aber es ist schon ein kräftigeres Volk als es die Mekhong- und Menamniederungen nähren[101]). Man merkt auch, daß es vor allen anderen Hinterasiaten den Vorzug gehabt hat, den indischen Culturherden am nächsten zu stehen. Mit arischem Blute scheint es zwar nicht gemischt zu sein, wiewohl seine Herrscher ihr Geschlecht von den Sakyakönigen von Kapilavastu, dem Stamme Buddha's, herleiten, aber es hat die Wirkungen der indischen Culturentwickelung erfahren. Für uns ist dieß insofern von Bedeutung, als die Chinesen hier einem minder fügsamen und nachgiebigen Material begegnen mußten, als in jenen Theilen Hinterindiens, in welchen sie nicht blos als das kräftigere, sondern auch als das culturbringende Volk erschienen. In der That ist ihre Stellung zu den Birmanen, wie schon oben hervorgehoben, eine durchaus andere als zu den Annamiten oder Siamesen. Dabei ist allerdings auch zu beachten, daß ihr Verkehr mit Birma durch die größere Entlegenheit des Landes beschränkt war. Sie mußten die malayische Halbinsel umschiffen, um nach der birmanischen Küste zu gelangen und sind von der Landseite her durch ein Gebirgsland getrennt, in dem der Verkehr durch die Bodenbeschaffenheit und durch halb unabhängige Bergvölker erschwert ist. Ihr Seeverkehr mit Birma ist daher, wenigstens in den letzten Jahrhunderten, gering gewesen und zu Lande war er auf kleinere Karawanen beschränkt.

Die politischen Beziehungen zwischen China und Birma sind durch einen Zug von Reizbarkeit und Schärfe ausgezeichnet, der schon in alten Zeiten zu unzähligen großen und kleinen Reibungen geführt hat. Birma ist bekanntlich auch gegen England feindseliger aufgetreten als irgend ein anderer Staat von Hinterindien. Die Selbstüberhebung seiner Könige kannte wahrscheinlich gegen den östlichen Nachbar ebenso wenig Grenzen wie gegen den westlichen[102]). Aber im Falle China's kam noch eine andere Ur-

101) Malcom, der die beiden Völker, Birmanen und Siamesen, rasch nacheinander besuchte, scheint den Unterschied besonders stark empfunden zu haben. „Die Siamesen," sagt er, „stehen sicher in der Cultur eine Stufe tiefer als die Birmanen" (a. a. O. II. 151).

102) H. Burney theilt in „Some accounts of the wars between Burmah and China" die Anreden mit, mit welchen sich der Kaiser von China und der König von Birma in ihren Schreiben gegenseitig beehren. Sie sind charakteristisch und illustriren treffend den Cultur- und Machtunterschied zwischen beiden Reichen. Der Kaiser sagt einfach: „Der ältere Bruder, Kaiser von China,

sache hinzu, deren Wirkung sich unschwer begreift. Eine Masse kleiner Bergvölker, jedes mit eigenem Fürsten oder Häuptling (tsaubwa), ist zwischen beide Reiche eingeschaltet und steht zu China und Birma, zum Theil auch zu Siam und Cochinchina in jenen schon mehrfach erwähnten unklaren Abhängigkeitsverhältnissen, welche eine unerschöpfliche Quelle von Streitigkeiten sind. Ueber eine Anzahl von ihnen übt sowohl China als Birma eine Art von gemeinsamem Protektorat: die eine Macht ernennt den Fürsten und die andere bestätigt ihn. Montesquieu sagt einmal, wenn ein starker Staat einen anderen zum Nachbar habe, der im Zerfall begriffen sei, so solle er sich wohl hüten, diesen Zerfall zu beschleunigen, da es ein sehr glücklicher Zustand sei, einen zur Seite zu haben, der für ihn die Stöße und Schicksalsschläge auffange[103]). Dem älteren und dem jüngeren Bruder, China und Birma, hat offenbar ihr asiatisches Temperament nicht erlaubt, einen derartigen Nutzen aus dem Staatengetrümmer zu ziehen, das wie ein Schutzwall zwischen ihnen aufgehäuft ist. Sie konnten nie umhin, sich in alle die kleinen Streitigkeiten dieser Kleinen zu mischen und das Resultat war, daß sie von denselben öfter als gut in Kriege verwickelt wurden. Schon vor dem Beginn der sog. Prome-Aera, die mit 79 n. C. beginnt, sollen die Chinesen in Birma eingefallen sein; dann sahen das 2., 3., 11., 13., 14., 15, 17. und 18. Jahrhundert wechselseitige Einfälle und erst in den sechsziger Jahren des vorigen Jahrhunderts schloß diese Kette von Feindseligkeiten mit vier Einfällen chinesischer Armeen, deren letzter durch ein „Convenio," ohne Wissen des Königs von den birmanischen Officieren geschlossen, ein gütliches Ende fand. Von dieser Zeit an hat zwischen den beiden Mächten

---

welcher über das große Reich im Osten und eine Menge schirmtragender Fürsten herrscht, richtet freundlich das Wort an seinen jüngeren Bruder." Dagegen läßt sich der Birmane folgendermaßen vernehmen: „Der Schützer des Glaubens, der sonnenentstammte Fürst der Gerechtigkeit, der genannt wird der berühmte, vortreffliche und größte Eroberer, dessen Ruhm dauernd und ohne Grenzen, welcher über die drei Ordnungen der Wesen mit überwältigender Macht regiert, der weise und große König der Gerechtigkeit, der König der Könige, Besitzer des weißen, rothen und gefleckten Elephanten, Eigenthümer von Gold-, Silber-, Rubinen- und Bernstein-Minen, der über das große Reich und die schirmtragenden Fürsten des Westens herrscht." (Journ. Asiat. Soc. of Bengal VI. S. 409. 412.)

[103]) „Et il est rare que par la conquête d'un pareil état on augmente autant en puissance réelle qu'on a perdu en puissance rélative." De l'esprit des lois. L. IX. Ch. X.

Friede geherrscht, den zahlreiche hin- und hergesandte Botschaften und Geschenke zu bezeugen streben. Ob diese Botschaften und Geschenke ein Tributärverhältniß andeuten, in welchem Birma zu China stände, ist nicht bekannt. Weder Burney noch Mason, welche ausführliche Mittheilungen über die politischen Beziehungen der beiden Reiche geben, sprechen sich über diesen Punkt klar aus[104]). Man sollte es aber nicht glauben, da der König von Birma 1831 dem damaligen britischen Residenten an seinem Hofe, Major Burney, den Vorschlag machte, an Stelle dieser ständigen Gesandtschaft eine nur alle 10 Jahre wiederkehrende Botschaft zu setzen, wie sie zwischen Birma und China üblich sei. Er wünschte doch jedenfalls nicht, dadurch in ein Tributverhältniß zu Großbritannien zu treten[105]). Andererseits ist es sicher, daß China von Birma Tribut forderte. Es ist am wahrscheinlichsten, daß China nach dem unglücklichen Ausgang seiner birmanischen Feldzüge stillschweigend auf denselben verzichtet hat, wiewohl es nicht zugleich auf das Vorrecht verzichtete, auch in seinem Verkehr mit Birma den hohen Ton anzuschlagen, wie er dem „älteren Bruder" ansteht. Das Eine ist sicher, daß China von jeher in Birma als der wichtigste von allen Nachbarn galt. Yule hebt besonders hervor, wie der König in seinen Gesprächen China sehr oft anführte, und wie es nächst Indien das in Birma bekannteste Land zu sein scheine. Auch die Chinesen, welche herüberkämen, würden nicht wie andere Fremde, sondern eher mit einem gewissen Gefühl von Stammverwandtschaft behandelt. Man nenne sie nicht mit dem Namen Kalá, der sonst alle Fremden, selbst die indischen, bezeichne. Von allen Fremden hatten sie allein das Recht, auf birmanischem Gebiete zu reisen, wie es ihr Handel erforderte. Von Crawfurd hören wir, daß in dem glänzenden Gefolge, das er bei seinem ersten Empfange um den König erblickte, sich einige hervorragende chinesische Kaufleute von Ava befanden[106]). Trotzdem ist wie erwähnt die Stellung der Chinesen in Birma keine so einflußreiche wie in den übrigen hinterindischen Staaten. Sie sind weder so zahlreich wie in Siam, noch so einflußreich wie in Annam. Sie bilden mehr nur eine Handels-

---

[104]) H. Burney s. Anm. 102. F. Mason, Burmah, its people etc. Rangoon 1860 S. 33—55.

[105]) Dupont de Jancigny a. a. O. S. 285

[106]) H. Yule, A narrative of the mission sent to the court of Ava in 1855. London 1858 S. 143. — J. Crawfurd, Journal of an embassy to the court of Ava. London 1834. I. S. 264. II. S. 248.

colonie. Ihre Hauptbeschäftigung besteht in dem Handelsbetrieb zwischen Birma und Südwestchina. Daneben haben sie allerdings auch als Gewerbtreibende einige Bedeutung erlangt, und sind in den edelsteinreichen Gebirgen von Nordbirma, mit der besonderen Vorliebe, die sie überall auszeichnet, als Bergbauer thätig. Ihre Zahl hat man noch nirgends insgesammt angegeben und man muß in der That gestehen, daß selbst nur eine Schätzung unmöglich ist, so lange wir so wenig über die Gebirgsgegenden von Nordbirma wissen, wo sie stark vertreten sind, und solange die Größe der birmanischen Bevölkerung überhaupt fast unbekannt ist[107]). Es kommt hinzu, daß der starke Karawanenhandel zwischen beiden Ländern und die weite Ausdehnung, in der sie aneinander grenzen, einem großen Theile der chinesischen Bevölkerung einen flottirenden Charakter verleihen, so daß selbst die Angaben über die Zahl der Chinesen an verschiedenen größeren Orten Birma's sehr verschieden lauten.

Der chinesisch-birmanische Handel ist seinem größten Theile nach ein Karawanenhandel, der nicht das ganze Jahr hindurch währt, sondern nur zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten betrieben wird. Crawfurd vergleicht ihn dem russisch-chinesischen Handel in Kjachta-Maimatschin; wiewohl er nicht ganz so ängstlich eingeschränkt sei, sei er jedenfalls „kein beständiger, das ganze Jahr hindurch geführter Handel, wie er zwischen zwei befreundeten und einander vertrauenden Nationen stattfindet, sondern auf jährlich einmalige Märkte beschränkt[108])." Er wird genährt in erster Reihe durch die starke Baumwollenerzeugung des Irawaddythales. Die Chinesen kaufen den weitaus größten Theil der Baumwolle auf, welche nicht im Lande selbst verbraucht wird. Früher machten sie den Erzeugern Vorschüsse auf die zu erwartende Ernte, aber seit 1854 hat der König selbst den Baumwollenhandel in die Hand genommen. Zu Yule's Zeit kaufte er und gab Vorschüsse, ganz wie die Chinesen gethan hatten. Die Baumwolle wird alljährlich bei Ava angesammelt und geht

107) „Es ist ungemein schwierig, der Zahl auf die richtige Spur zu kommen . . . Am sichersten wird man gehen, wenn man 3 Mill. annimmt," heißt es bei Stein-Wappäus II³. S. 460. Symes hatte Birma in seiner alten Ausdehnung 17 Mill., eher mehr als weniger, zugesprochen. Cox ging auf 8, Malcom auf 6, Crawfurd auf $4\frac{1}{2}$—2 herab und Yule endlich schätzte 1855 die Bevölkerung von Birma, wie es heute ist, und „under the most liberal view of what can be included under that design" auf 3 Mill., Behm und Wagner (Die Bevölkerung der Erde II. 1874 S. 44) nehmen 4 Mill. an.

108) J. Crawfurd, Ava. II. S. 193.

in Flachböten den Irawaddy hinauf. In Bhamó, dem großen Stapelplatz des chinesisch-birmanischen Handels, wird sie dann durch Treten gepreßt und für den Maulthiertransport zugerichtet. Von da wird sie noch eine kurze Strecke auf einem Nebenfluß des Irawaddy, dem Tapingfluß, bis nach Alt-Bhamó geschafft, um von da durch Lastthiere nach Jünnan gebracht zu werden. Den Werth der nach China jährlich ausgeführten Baumwolle schätzte Crawfurd auf 7 Mill. Ko. im Werth von 4½ Mill. R.M., Yule dagegen für 1854 nur auf ca. 3 Mill. R.M. Schon zwanzig Jahre früher hatte Burney ihre Menge auf 2 Mill. Ko. veranschlagt und Malcom berichtete aus derselben Zeit (Mitte der dreißiger Jahre), daß ein birmanischer Steuererheber ihm gesagt habe, es gingen jährlich nicht weniger als 15 Mill. Ko. Baumwolle den Irawaddy hinauf. Außer der Baumwolle, die der König versendet, kaufen aber die Chinesen noch größere Mengen im oberen Lande auf, die Yule auf 260,000 Ko. veranschlagt. Ein Ausfuhrgegenstand, der scheinbar geringfügig ist, für Birma aber immerhin seine Bedeutung hat, sind bunte Vogelfedern für den Schmuck der Mandarinen. Eine blaue Elster, die die beliebtesten liefert, wird wegen derselben durch ganz Birma und bis Indien hinein gejagt[109]). Von den Einfuhrartikeln bleibt die Seide an Werth nicht viel hinter der Baumwolle zurück. Yule schlägt denselben für 1854 auf 2,400,000 R.M. an. Jedermann außer den Aermsten, trägt Seide und es wird fast keine im Land erzeugt. Außer Seide wird geschlagenes Gold als der werthvollste Einfuhrgegenstand bezeichnet, von dem damals jährlich für 760,000 R.M. gebracht wurden. Der Rest mit 1½ Mill. R.M. entfällt auf eine Unzahl kleinerer Waaren[110]).

---

109) Yule a. a. O. S. 144. Malcom a. a. O. I. S. 250. Crawfurd, Ava. II. 195.

110) Das geschlagene Gold wird nur deshalb in solcher Menge eingeführt, weil die Chinesen unverarbeitete Edelmetalle nicht zur Ausfuhr kommen lassen. Yule a. a. O. S. 149. — Folgende Zusammenstellung der hauptsächlichsten Gegenstände, welche die Chinesen in Birma einführen, mag einen Begriff von der Vielseitigkeit des chinesischen Handels, selbst auf diesen langen und beschwerlichen Wegen, geben. Ich stelle sie nach den Angaben Crawfurd's und Yule's zusammen: Silber, Zink, Zinn, Blei, Quecksilber, Realgar, Schwefel, Zinnober, gußeiserne und kupferne Gefäße, eiserne Pflugscharen, Flittergold, Töpferwaaren, Sammt, Filz, russische Tuche (über Sibirien bezogen!), künstliche Blumen, Strohhüte, Schirme, Fächer, Papier, Medicinen, Wachs, Honig, Schinken, Fadennudeln, getrocknete Früchte, Wallnüsse, Kastanien, Reisbranntwein, Thee, Opium. Außerdem noch hundert Kleinigkeiten. Porcellan wird zur See über Singapore und Rangun eingeführt.

Unter den birmanischen Ausfuhren verdient der Jadeït, jenes durchscheinend grüne oder grauliche, sehr harte Mineral, das von älteren Reisenden als „edler Serpentin“ und von den Chinesen als Yu bezeichnet wird, besondere Erwähnung. Die Chinesen suchen es auf, wo immer es sich finden mag, bezahlen es theuer und senden es in ihre Heimath, wo es für einen der kostbarsten Edelsteine gilt. In Nordbirma sind mit die reichsten Jademinen, die man kennt und wenn man es auch mit Yule für übertrieben halten mag, was ihm respektable Chinesen in Amarapura angaben, daß jährlich für 500,000—800,000 R.M. Jade aus Birma nach China gesandt werde, so ist es doch Thatsache, daß die Ausfuhr desselben sehr bedeutend ist, wie schon aus den Zöllen hervorgeht, mit denen sie belastet ist[111]). Außerdem kommen noch Bernstein und Rubinen in erheblicher Menge zur Ausfuhr. Den Gesammtwerth dieses Handels schätzte Crawfurd auf 8 bis 14 Mill. R.M., den der Seide und Baumwolle allein auf 6 Mill. Yule schlägt ihn zu 9½ Mill. an. Er hat indessen seit 1854 durch den Aufstand in Jünnan sehr verloren und lag zeitweise ganz darnieder. Als Bastian in Mandale verweilte (1861—62), kam nur ein Theil der regelmäßigen Karawanen aus China an. Als dagegen Sladen seine Bhamó-Expedition machte (1868), hatte er sich wieder erholt, und es reisten die chinesischen Kaufleute mit großen Eskorten, was anzudeuten schien, daß der Handel noch immer genügend gewinnreich sei[112]).

Diese Gegenstände werden von und nach Birma durch Karawanen gebracht, welche von 50 bis 1000 Mann stark sind. Jeder Mann hat mehrere Packthiere, einige haben 15—20 und sie pflegen große Hunde mitzuführen, die sie gleichfalls in Birma verkaufen. Die Hauptkarawane kommt aus Jungtschang in Jünnan nach Bhamó und von da den Irawaddy herab nach einem Markte, welcher etwas über eine deutsche Meile oberhalb der Hauptstadt liegt. Sie kommt im Spätherbst beim Beginn der trockenen Zeit und verläßt Birma im Frühling.

Ein zweiter Weg führt von Madé auf einem östlichen Umweg gleichfalls nach Jungtschang. Auf ihm kamen nach Burney 1831

---

111) Bagfield berechnete den Ertrag der Steuer auf Jadeit zu 80,000 R.M. jährlich. Yule a. a. O. S. 146.

112) Crawfurd, Ava. II. 195. Yule a. a. O. S. 149. Bowers, Bhamo-Expedition 1871 S. 39. Bastian a. a. O. II. 262.

5000 chinesische Kaufleute, die vorzüglich Metallwaaren einführten. Ein dritter geht von Mungkhong, wo die Jadeïtwerke sind, nach Jungtschang. Ein vierter, welcher der nächste Weg von Ava nach der chinesischen Grenze ist, führt über Thibo und Theinni, scheint aber von größeren Karawanen nicht benützt zu werden. Von allen diesen Wegen ist der über Bhamó der wichtigste und zukunftreichste. Sollte sich jemals der Plan verwirklichen, die alte birmanische Seestadt Rangun zum Ausfuhrhafen für das südwestliche China zu machen, so würde höchst wahrscheinlich die Verbindungsstraße vom Hafen nach dem Hinterland über Bhamó führen, da dies der Punkt ist, bis zu welchem der Irawaddy ohne allzugroße Schwierigkeiten beschifft werden kann. Der Irawaddy ist bei Bhamó vom Yangtsze nicht mehr als 100 d. Meilen entfernt[113]).

Die größeren chinesischen Kaufleute, welche in Birma leben, sind meist nur Agenten großer chinesischer Häuser. Yule nennt 6 solcher Agenturen in Amarapura, von denen jede bis zu 500,000 R.M. und mehr p. Jahr umsetzt. Diese Agenten haben Gewinn am Geschäft und gehen alle 6—7 Jahre nach China, um die Bücher richtig zu stellen; sie haben überhaupt gewöhnlich nicht die Absicht, dauernd in Birma zu bleiben, wiewohl es nicht selten ist, daß sie sich mit Birmaninnen oder mit Mischlings-Töchtern von Landsleuten verheirathen. Ihre Söhne senden sie allgemein zur Erziehung nach China, während ihre Töchter im Lande bleiben. Diese Nachkommen genießen dieselben Rechte, wie die Kinder birmanischer Eltern. Neben diesen größeren Kaufleuten gab es zu Yule's Zeit noch etwa 25, welche nur bis 90,000 R.M. umsetzten. Der Rest besteht aus Krämern, welche ihre Geschäfte damit anfangen, daß sie von ihren Landsleuten mit einem Credit von 2—3 Monaten kaufen. Sobald sie etwas Geld gemacht haben, fangen sie an, einen kleinen Posten Baumwolle nach China zu schicken und werden dann meistens rasch selbstständig. Wie überall betrachtet man die größeren Kaufleute als zuverlässig und ihrem Worte streng getreu, während die Anfänger

---

113) Die britische Regierung hat diese Straße in Anbetracht ihrer Wichtigkeit mehrmals untersuchen lassen und 1873 den „Pioneer of Commerce" des chinesischen Westens, J. T. Cooper, dessen Arbeiten wir schon öfters zu citiren gehabt haben, zum Handelsagenten in Bhamó ernannt. S. über Geschichte und Aussichten dieser Handelsstraßen bei Ch. Lassen, Indische Alterthumskunde 1852 II. S. 532. Von Richthofen in den Verh. der Berl. Ges. f. Erdkunde 1873 S. 60. A. Bowers, Bhamó-Expedition 1871.

betrügen, wo immer sie können. Uebrigens haben die Beiden leichtes Spiel, denn die Birmanen haben weder Neigung, noch, wie es scheint, große Befähigung zum Handel[114]).

In den Gewerben sind die Chinesen nicht stark vertreten, trotzdem die Löhne hoch genug (zu Crawfurd's Zeit durchschnittlich doppelt so hoch als in Indien) und die Lebensbedürfnisse billig sind. Aber sie sind auch hier in verschiedenen Richtungen, sei es durch Geschick und Kenntniß, sei es durch Eifer, ausgezeichnet. Nach Malcom sind sie als Gewerbsleute vereinzelt über das ganze Land zerstreut und kommen dem reisenden Fremden sehr zu Gute. Die Birmanen vermögen z. B. wohl Sandalen, nicht aber Schuhe oder Stiefel zu machen, während die Chinesen „fast alles machen können, wozu man ihnen ein Muster gibt[115])." Yule sah in Amarapura chinesische Glasbläser an der Arbeit und Malcom berichtet von ausgedehnten Zuckerpflanzungen, welche in der Nähe dieser Stadt von Chinesen betrieben wurden[116]). Die Verarbeitung der Baumwolle steht in Birma auf einer niederen Stufe, aber der Bedarf an Baumwollenstoffen wird nicht von China, sondern von Indien aus gedeckt; dieselben wurden schon vor Jahrzehnten von der Coromandelküste aus zugeführt[117]). Die vorzüglichen Lackwaaren, welche man in Nyungu bei Pagan erzeugt und die Filigranarbeiten und bossirten Sachen in Silber werden ganz nach chinesischer Art dargestellt und diese Künste sind ohne Zweifel von den Chinesen herüberverpflanzt. Sie haben sich aber diese Entlehnung mit mehr Geschick angeeignet, als die Siame-

---

114) Yule a. a. O. S. 150. Die Rangoon Times brachte Sept. 1872 das Telegramm über die endgültige Niederlage des Panthay-Aufstandes mit der Bemerkung: „Großer Jubel unter den Chinesen in Bhamo und Mandaley." Dieß scheint eine größere Theilnahme an den Ereignissen in der Heimath anzudeuten, als wir gewöhnlich den Chinesen zutrauen, doch hatte der Jubel sicherlich auch seine materiellen Gründe, denn der Panthay-Aufstand hatte den chinesisch-birmanischen Handel schwer geschädigt.

115) Malcom a. a. O. I. S. 248.

116) Yule a. a. O. S. 150. Malcom I. 247. II. 211. Nach Leconte haben die Chinesen die Zuckererzeugung in Birma nicht früher als gegen Ende des vorigen Jahrhunderts angefangen. Dupont de Jancigny a. a. O. S. 371. Bastian sagt a. a. O. II. S. 992: „Für complicirtere Fabrikeinrichtungen fehlt noch der Sinn; was sich von der Art im Lande findet, ist meist von den Chinesen aufgestellt. In Amarapura haben dieselben angefangen, Zucker darzustellen, während den Birmanen das Zuckerrohr nur zum Kauen dient."

117) Crawfurd, Ava. II. S. 199.

sen, die von ihnen in der Kunst weit übertroffen werden[118]). Was aber eigentliche Kunstübung anbelangt, so haben die Birmanen glücklicherweise mehr von den Indiern angenommen und stehen hierin weit über den Chinesen. Nur in den Befestigungen, Stadtmauern und Thoren soll sich chinesisches Muster geltend machen, wogegen in der Tempelarchitektur die Uebereinstimmung mit gleichalterigen Hinduwerken so ausgeprägt ist, daß man an einer Verpflanzung indischer Kunst nach Birma nicht zweifeln kann. Yule vergleicht den reichausgestatteten Tempel, welchen sich die Chinesen in Amarapura errichtet haben, mit den birmanischen, und findet, daß „die Holzschnitzereien an den Säulen und Balken viel feinere und geschicktere Ausführung ihrer phantastischen Umrisse zeigen, daß sie aber an wirklich künstlerischer Anlage und Wirkung tief unter den birmanischen Erzeugnissen stehen[119]).“

Aehnlich sind auch Theater und Musik wesentlich von indischem Charakter und unter ihren mannigfaltigen Musikinstrumenten scheint nur der Gong eine entschieden chinesische Entlehnung zu sein.

Ob andererseits, wie Malcom zu glauben scheint, auf dem Gebiet der Sitte die große Verehrung der Kinder für ihre Eltern, und in den Regierungsmaximen die Sorge für die Volksvermehrung auf chinesische Einflüsse zu deuten sind, muß dahingestellt bleiben[120]). Daß nach Crawfurd der Genuß des Theeaufgusses in Birma wenig verbreitet ist, während die frischen oder gesalzenen Theeblätter in Mengen gegessen werden, mag als Maßstab des geringen Einflusses gelten, den die Chinesen auf die birmanischen Sitten geübt haben. Ueber die Verbreitung des Opiumrauchens im eigentlichen Birma haben wir keine näheren Nachrichten; nur Bowers berichtet aus dem Lande der Kakhen in Nordbirma, daß dort die in der Ebene ansäßigen Chinesen die Gebirgsvölker mit Opium und Reisbranntwein versorgen[121]).

Wie oben schon angedeutet wurde, haben sich die Chinesen in Birma wenigstens im letztvergangenen Jahrhundert einer besseren Behandlung zu erfreuen gehabt, als alle anderen Fremden und besonders als die Europäer. Wenn auch erfahrungsgemäß die

---

118) Malcom a. a. O. II. S. 151.

119) Yule a. a. O. S. 139, 144. Vgl. auch J. Fergussons interessanten Aufsatz über birmanische Architektur im Appendix zu dem Yule'schen Werke S. 379.

120) Malcom a. a. O. I. 223, 228. 121) Bowers a. a. O. S. 26.

Milde in politischen Dingen bei den Birmanen nicht so groß ist, wie die religiöse Toleranz, die man ihnen nachrühmt [122]), so mag doch in diesem Falle das Geldinteresse die Stimme der Willkür unterdrückt haben. Wir wissen nicht einmal, ob man sie eine Kopfsteuer zahlen läßt, wie in den anderen hinterindischen Staaten, oder ob sich die birmanische Regierung mit den hohen Steuern begnügt, mit denen sie ihren Handel belastet. Man sollte glauben, die letzteren seien hoch genug, wenn man z. B. hört, daß 1836 allein auf dem Jadeït folgende Steuern ruhten: 4—6½ R.M. für die Erlaubniß nach den Minen zu gehen, 4 M. für jeden Monat dortigen Verweilens, ein wechselnder Zoll auf jedes Lastthier, das zur Ausfuhr des edeln Steines benützt wird, 10 Proc. vom Werth Ausgangssteuer und an der Grenze noch einmal 1⅓ M. bei der Rückgabe des Erlaubnißscheines. Von der Baumwolle wird ein Ausfuhrzoll von ca. 2 M. p. 100 Ko. erhoben. Die Einfuhrartikel zahlen an der birmanischen Grenze 9, die übrigen Ausfuhren 6—10 Proc. vom Werthe. Eine Abgabe, die die Chinesen noch ganz besonders traf, war zur Zeit Crawfurd's eine 1 proc. Steuer auf allen chinesischen Handel [123]).

Als die beiden Mittelpunkte des chinesischen Handels und damit überhaupt des chinesischen Lebens in Birma sind die Hauptstadt, (früher Ava, dann Amarapura und neuerdings Mandale) und die Grenzstadt Bhamó zu nennen. In Amarapura und seinen Vorstädten zählte man 1855 etwa 2000 chinesische Familien. Das Stadtviertel, in dem sie gesondert wohnten, umfaßte einen großen Theil von der Hauptstraße der Vorstadt. Wie überall in Hinterindien war es schon dadurch von den Quartieren der Einheimischen unterschieden, daß seine Häuser vorwiegend aus Ziegel gebaut waren. Den glänzenden Tempel, den sie sich gebaut hatten, heben alle europäischen Besucher Amarapura's hervor. Nach Yules Mittheilung,

[122]) M. Symes, Relation de l'ambassade Anglaise dans le royaume d'Ava. Trad de l'Angl. Paris 1800 I. S. 145: Il tolère indifférement le payen et le juif, le musulman et le chrétien, le disciple de Confucius et l'adorateur du feu." Daß indessen die Chinesen die Folgen der inneren Unruhen und Kriege gleich allen anderen Fremden empfinden mußten, ist natürlich. Im englisch-birmanischen Kriege von 1824—26 brachte sie ihre Neutralität öfters in üble Lagen, sie wurden von den Birmanen beargwöhnt und flüchteten sich zum Theil auf das bereits englisch gewordene Gebiet von Arakan.

[123]) Yule a. a. O. S. 146, 149. (Nach Capt. Hannay's Angaben.) Crawfurd, Ava. I. S. 277.

hatte er nahezu 400,000 R.M. gekostet, eine Summe, die sie durch Selbstbesteuerung aufbrachten[124])!

Bhamó, das für den chinesisch-birmanischen Handel und überhaupt für den birmanischen Außenhandel viel wichtiger als Amarapura ist, liegt am mittleren Irawaddy, 5—6 Tagereisen von der chinesischen Grenze, auf der alten Straße von Ava nach Talifu. Es bezeichnet den Endpunkt der Großschifffahrt auf dem Irawaddy und fast alles was zwischen dem unteren Birma und China hin und hergeht, passirt hier durch und wird umgeladen. Die zwei ausführlichen Beschreibungen, welche wir aus den Jahren 1836 und 1868 von diesem Orte besitzen, die eine von Hannay, die andere von Bowers, geben so ziemlich das gleiche Bild. Hannay rechnet die Umgebungen mit hinein und zählt 2000 Häuser, Bowers, der nur die Stadt berücksichtigt, zählt deren 6—700. Beiden zu Folge wohnen ziemlich viele Chinesen hier (nach Hannay 500), deren Quartier durch die steinernen Häuser vor den Bambushütten der Einheimischen ausgezeichnet ist. In der Mitte ihres Quartiers haben sie ein Spielhaus. Auch einen hübschen Tempel haben sie gebaut. Bhamó hat wenig eigenen Handel, da nur die Gebirgsstämme der Nachbarschaft hier ihre Bedürfnisse kaufen, die vorzüglich in kupfernen Gefäßen und warmen Zeugen bestehen, wie die Chinesen sie hier einführen. Hannay fand die Chinesen an diesem Orte viel weniger furchtsam und zurückhaltend als die Einheimischen und konnte werthvolle Erkundigungen von ihnen einziehen. Er fand, daß viele von den Einheimischen, die dem Schanvolke zugehörten, das Chinesische, oder vielmehr den Yünnandialekt, verstanden. Bowers hingegen fand, daß die Chinesen der europäischen Expedition feindlich gesonnen waren und die Einheimischen gegen dieselbe

---

[124]) Yule a. a. O. 144. Als A. Bastian 1861 nach Amarapura kam, war die Residenz bereits nach dem nahe gelegenen Mandale verlegt, und alles war in der erst verlassenen Hauptstadt schon im Verfall. „Nur das von den Chinesen bewohnte Quartier in einer Vorstadt ist in gutem Zustande der Erhaltung. Sie weigerten sich, dem Gebote des Königs zu gehorchen und nach Mandaley überzusiedeln, um nicht ihren eben erst mit großen Kosten erbauten Tempel verlassen zu müssen. Als die Beamten, sie zu zwingen, Soldaten schickten, verbarrikadirten sie sich in den Straßen und der König wollte es nicht bis zum Aeußersten kommen lassen. Jetzt aber hat er befohlen, einen Canal graben zu lassen, der das chinesische Stadtviertel gerade durchschneiden und also die Bewohner von selbst vertreiben wird. Schon während meines Daseins hatten verschiedene der Chinesen angefangen, umzuziehen.“ (II. 81.)

aufzureizen suchten. Eine ältere Ortschaft desselben Namens (auch Manmo genannt) ist zwei Tage weiter aufwärts am Tapan, einem Nebenflusse des Irawaddy, gleichfalls an der Hauptstraße von China gelegen und die Chinesen bringen bis zu ihr die Waaren auf Flößen, die sie in Neu-Bhamó aus je zwei Kähnen mit darübergelegten Balken erbauen. Erst hier werden dann die Waaren auf die Pferde, Maulthiere und Ochsen geladen[125]). Ein dritter Ort, der stark von Chinesen besucht wird, ist Munkhong (25° 30′ N. B.), dessen wir oben gelegentlich der Jadeïtwerke bereits Erwähnung thaten. Auch dieser Ort liegt an einem oberen Zuflusse des Irawaddy. Handelswege aus China, Birma und Assam treffen hier zusammen. Der Chinahandel soll hier kaum geringer sein als in Bhamó und die hiesigen Chinesen sind nach Malcom's Erkundigungen (der in Munkhong einen guten Posten für eine Chinesenmission zu finden glaubte) respektable Leute. Nach Hannay, der diesen Ort selbst besucht, lebten zu seiner Zeit 50 Chinesen hier, meist Handwerker, die ihren Verdienst vorzüglich aus den Landsleuten zogen, welche hierherkamen, um Jadeït zu holen. Er sagt: „Ohne die Chinesen, deren Quartier nach Arbeit und Wohlstand aussieht, würde Munkhong (Hannay schreibt Mogaung) das ärmlichste Nest sein, das ich in Birma gesehen[126])." Durch Munkhong passiren auch die kleinen Karawanen, welche einige Tagereisen südwestlich von hier an der Grenze von Assam Bernstein, Rubinen und Goldstaub holen. Die Bernsteingruben sind im Hukongthale gelegen (26° 20′ N. B.) ganz nahe an der Grenze von Assam. Im Jahr 1837 waren nicht mehr als 12 Arbeiter hier beschäftigt und das Produkt wurde von Chinesen und chinesischen Schan's gekauft, welche bis hierher kamen. In der Nähe, gleichfalls im Kiendwenthale, befinden sich auch die Rubinenminen, deren Arbeiter schon vorzüglich aus Manipuri's und Kathay's mit wenigen Chinesen und Schan's bestehen[127]). In Unterbirma ist als ein Ort, der zahl-

---

125) Capt. Hannay's Route from Ava to the frontier of Assam in Journ. Asiat. Soc. Beng., Calcutta VI. S. 256 ff. Bowers a. a. O. S. 50. Ueber den Namen Bhamó, der sehr verschieden geschrieben wird, sagt Burney: „The Burmese write this name Banmô although they pronounce it Bamô." (Journ. As. Soc. Beng. VI. S. 125.)

126) Malcom a. a. O. II. 209. Hannay a. a. O. S. 265.

127) Yule a. a. O. S. 147. Hannay a. a. O. S. 250, 271. In derselben Region von Nordbirma, in der Nähe von Punsih, gibt es auch Silberminen,

reiche Chinesen beherbergt, Tsagain, Ava gegenüber, zu nennen. Nach Malcom gab es dort „viele Chinesen, welche Bibeln und Traktate in ihrer Muttersprache lasen.“ Hier wurde auch die Baumwolle, die nach China gehen sollte, zusammengebracht und entkörnt[128]). Außerdem hat, wie oben erwähnt, jede irgend erhebliche Ortschaft, und besonders wenn sie an der Handelsstraße gelegen ist, einen oder mehrere Chinesen. Aus Katha (an der Straße Ava=Bhamó) berichtet z. B. Hannay, daß chinesische Fleischer Schweinefleisch auf dem dortigen Bazar feilhielten[129]).

Die halbunabhängigen Völker des nördlichen Birma verdienen mit einigen Worten besonders besprochen zu werden, da in ihrem Gebiete andere politische Verhältnisse und Culturzustände herrschen als im übrigen Birma und da diese Verhältnisse und Zustände natürlich nicht ohne Rückwirkung auf den Verkehr und die Einwanderung der Chinesen bleiben können. Ihr Gebiet ist durchaus gebirgig, umfaßt den oberen Lauf des Irawaddy, Saluën, Menam und Mekhong, der bedeutendsten hinterindischen Flüsse, die von hier gewissermaßen ausstrahlend nach Süden abfließen, und wird vorzüglich von Völkern des Schanstammes bewohnt. Dieser Stamm wohnt vom Thal von Assam bis Kambodja und von Manipur bis Jünnan und von ihm sind die Siamesen ein sprachlich und ethnographisch noch wesentlich übereinstimmender Zweig. Ueberall herrscht unter ihnen der Buddhismus, überall dieselbe

welche als die Minen von Baudwang oder Bartwang bezeichnet werden. Crawfurd (Ava II. 179, 204) gab an, daß sie 1000 Chinesen beschäftigten, welche über 100,000 R.M. Steuern zahlten, aber nach Bowers, der sie 1868 besuchte (a. a. O. 44), sind sie verlassen.

128) Malcom a. a. O. I. 125. Symes a. a. O. II. 41.

129) Hannay a. a. O. VI. S. 253. Daß auch aus den verschiedenen birmanisch=chinesischen Kriegen Gefangene und Ueberläufer in nicht geringer Zahl in Birma zurückblieben, folgt aus dem allgemeinen Gebrauch dieser Länder, ihre Kriegsgefangenen zurückzubehalten und mit ihnen das Land zu besiedeln. So waren zu Crawfurd's Zeit nicht weniger als 16,000 Siamesen, 1000 Cochinchinesen und zahlreiche Eingeborene von Cassay auf birmanischem Gebiete angesiedelt worden. Er sagt nichts von Chinesen, aber Dupont de Jancigny gibt an, daß 1767 2500 gefangenen Chinesen in Ava ein Quartier angewiesen worden sei und daß man sie aufgemuntert habe, sich mit birmanischen Frauen zu verheirathen (a. a. O. S. 261). Bei der Häufigkeit der Kriege unter diesen Völkern ist diese Sitte der wechselweisen Ansiedelung der Kriegsgefangenen anthropologisch interessant als ein bedeutender Faktor in der Bildung von Mischrassen.

Sprache und auch ihre Gebräuche bieten viel Aehnlichkeit untereinander. Die Vermuthung liegt deßhalb nahe, daß sie einst einen einzigen Staat bildeten und sie besitzen in der That Ueberlieferungen, denen zufolge sie einst ein einziges großes Reich im Norden des heutigen Birma bildeten[130]). Wir kennen bis jetzt diese Völker nicht genau genug, um sagen zu können, daß sie alle diese gemeinsamen Züge tragen, aber es scheint nicht zweifelhaft zu sein, daß sie ausnahmslos, gleich allen Völkern, von denen sie umgeben sind, der mongolischen Rasse angehören.

Politisch zerfallen sie in zahllose kleine Stämme, welche von eigenen Häuptlingen oder Fürsten (Tsaubwa's) regiert werden, und, wie oben erwähnt, in einer mehr oder weniger großen, mehr oder weniger formellen Abhängigkeit von den großen Nachbarreichen stehen. Ein sehr großer Theil von ihnen, welcher vom oberen Mekhong im Osten und von China, Siam und Birma im Norden, Süden und Westen begrenzt wird, steht nominell unter chinesischer und birmanischer Herrschaft und bildet das „Reich Laos" der Geographen. Im südwestlichen Jünnan schließen sich die Stämme an, welche unter China, und im nördlichen Siam die, welche unter Siam und zu einem kleinen Theile auch unter Annam stehen[131]). Indessen sind es nirgends festbestimmte Abhängigkeitsverhältnisse, welche diese Beziehungen regeln, sondern das Maß der Abhängigkeit bestimmt sich nach der Entfernung von dem Staate, der die Oberherrschaft ausübt. Wie seltsam die Gebiete ineinander und übereinander greifen, in denen die vier vorgenannten Reiche ihre Oberherrschaft ausüben, ist oben hervorgehoben. „In den Staaten, welche unmittelbar an das eigentliche Birma grenzen, ist die Abhängigkeit eine thatsächliche, drückende Wirklichkeit, während sie um so machtloser wird, je weiter wir uns (im Falle Birma's) nach Osten bewegen und im fernen Norden und Nordosten dieses Gebietes stehen die einzelnen Staaten schon in viel innigeren Beziehungen zu China, wiewohl sie zeitweiligen Tribut an Birma zahlen[131a].)." Im Ganzen kann man aber wohl sagen, daß in dem ganzen Gebiete es die chinesische Macht welche entschieden im Vorschreiten begriffen ist. Die Fortschritte sind gering, aber man weiß, daß China sich einige Staaten, welche früher zwischen Birma und China schwankten oder

[130]) Yule a. a. O. S. 292. S. o. S. 102.

[131]) S. über einzelne Stämme dieser Bergvölker o. S. 102.

[131a].) Yule a. a. O. S. 194.

beiden unterthänig waren, schon seit längerer Zeit vollständig angegliedert hat. Der Panthay-Aufstand in Jünnan, seit 1872 niedergeschlagen, hat diese Fortschritte nur wenig aufgehalten, denn sowie die Colonisationsthätigkeit der Chinesen im Allgemeinen einen unpolitischen Charakter trägt, so wird sie auch von politischen Zuständen oder Mißständen offenbar wenig gehindert[132]).

Der Culturzustand dieser Völker ist ein höherer als man sonst bei solchen zersplitterten und in unwegsame Gebirge geworfenen Völkern findet. Sie sind in Ackerbau und Gewerbe fortgeschrittener und produktiver als manches viel größere und anscheinend civilisirtere von diesen asiatischen Völkern. Die Lawa am oberen Mekhong erzeugen Eisen, Zinn und Baumwolle, die Lilun (nördlich von Kianghung) bereiten das Opium, das bis nach Birma hinab verführt wird, die Palung sind große Theebauer und ebenso die Bewohner von Kianghung, welche viel Thee nach China liefern. Von dem Lande der sog. Rothen Karen berichtet Richardson, daß es auf weite Strecken hin vom Thalboden bis zu den Berggipfeln bebaut sei, daß sogar die Thalgehänge ganz wie in China terrassirt seien und daß in allen Richtungen Wege es durchkreuzten. Es sei so bevölkert, daß er 8 Dörfer von einem einzigen Punkte aus habe zählen können[133]). Man wird bei solchen Erschei-

132) Yule a. a. O. S. 157, 306. Es ist sehr bemerkenswerth, welcher Ruf von Milde, Gerechtigkeit und Friedlichkeit die chinesische Politik in diesen Gebieten vor der birmanischen auszeichnet. Die letztere ist allerdings die reine Räuberpolitik, welche den kleinen Staaten unerschwingliche Tribute und Militärlasten auferlegt. China kennt hier keine Militärlasten und tritt überhaupt zwar al die große, aber wohl darum gerade auch als die maßvollere und einsichtigere Macht auf. Nach Yule bat vor 20—30 Jahren der Tsaubwa von Kiankhen, der Birma zugehörte, sich unter chinesischen Schutz stellen zu dürfen, aber China schlug es ab (a. a. O. S. 303). Derselbe Beobachter sagt weiterhin: „Alle Reisenden, deren Erfahrungen ich consultiren konnte, schildern mit unbewußter Uebereinstimmung die Bitterkeit, mit der die Birmanen von allen fremden Stämmen betrachtet werden, die ihrer Herrschaft irgendwie unterworfen sind; aber sie sprechen mit derselben Einstimmigkeit von dem Lob, das den Chinesen für ihre Gerechtigkeit, Mäßigung und Ehrlichkeit gezollt wird" (S. 305). Interessant ist in dieser Hinsicht auch das Urtheil der Schan von Kiangtung, welches Mac Leod mittheilt: „Sie lobten die Chinesen sehr; dieselben seien gerecht und pünktlich in allen Geschäften; sie bestehen auf der Bezahlung ihrer Steuern und schreiben lange Briefe wegen ein Paar Hellern, aber auf der andern Seite nehmen oder behalten sie nicht das Geringste, was ihnen nicht gehört." (Journ. Asiat. Soc. Beng. VI 998.).

133) Richardson im Journ. Asiat. Soc. Beng. VI. S. 1016.

nungen fast geneigt, jener Sage zu glauben, daß die rothen Karen von einer chinesischen Heeresabtheilung stammen, welche sich bei einem Kriegszuge an diesem Orte verschlafen habe und auf diese Weise im Gebirge zurückgeblieben sei[134]).

Dieser auffallenden Culturhöhe liegt wahrscheinlich in erster Reihe der starke Verkehr mit China und möglicherweise auch Vermischung mit Chinesen zu Grunde, die bei ihren politischen Umwälzungen sicherlich zum Theil auch in diesen Grenzgebirgen Schutz suchten. So sagt z. B. Bowers von den Schan im Allgemeinen: „Sie sind ohne Ausnahme gut gekleidet und wohnen in Backsteingebäuden, die mit Ziegeln gedeckt sind; ihre chinesische Nachbarschaft und die unter sie versprengten Chinesen haben einen höheren Grad von Civilisation unter ihnen verbreitet, als wir zu erwarten vorbereitet waren[135]).“

Die Annahme indessen, daß dies der Rest einer einst den Schan gemeinsamen und ausgebreiteten Cultur sei, ist nicht abzuweisen, zumal gerade die Geschichte der hinterindischen Völker die auffallendsten Beispiele von Erhebung zu bedeutenden Culturhöhen und ebenso tiefem Falle aufweist. Man denke an Kambodja. Bei einigen Schanstämmen ist jedoch der chinesische Einfluß direkt nachweisbar und ist manchmal nicht weniger scharf ausgeprägt als bei den halbunabhängigen Bergvölkern desselben Stammes, welche in Jünnan wohnen. In Kianghung z. B., einem der größeren von den Schanstaaten, ist chinesische Sprache, Tracht und Sitte von den „Edeln“ des Volkes ziemlich allgemein angenommen. In der

134) Yule a. a. O. S. 297. Eine bemerkenswerthe Thatsache, die für einen hohen Grad von metallurgischer Geschicklichkeit dieser Gebirgsvölker zeugt, theilt Crawfurd mit. Es wurde nämlich zu seiner Zeit nach Ava von den Schan Antimonmetall gebracht und Crawfurd behauptet, daß die Chinesen in Singapore Antimonerz nicht zu reduciren verständen (Ava II. 105). Von einer ganzen Anzahl dieser Bergvölker wird berichtet, daß sie ausgezeichnete Schmiede seien; sie liefern u. a. einen Theil der Pflugscharen, die im Tiefland bei den Birmanen Verwendung finden. Ihre ausgedehnte Theecultur ist nicht minder auffallend. Wir haben keine Nachricht über ihre Ausdehnung und die Größe der Ausfuhr, doch kann sie nicht unbeträchtlich sein, da die Schanstaaten außer sich selbst auch einen Theil von Jünnan und ganz Südbirma mit Thee versorgen. Soll doch nach Mac Leod Kiangtung allein jährlich 560 Maulthierladungen Thee als Tribut nach China senden (Yule 302). Den Ursprung des Theebaues führen Sagen hier wie in Assam auf China zurück. Vgl. Bastian II. 169, 327.

135) Bowers a. a. O. S. 28.

gleichnamigen Hauptstadt ist der Palast des Tsaubwa ganz nach chinesischer Art gebaut und geschmückt. Kiangtung, südlicher gelegen, ein wichtiger Durchgangspunkt für den Karawanenhandel von China nach Nordsiam, ist, wie erwähnt, politisch fast als eine Provinz von China zu betrachten und in seiner Cultur scheint es kaum minder abhängig zu sein. Mac Leod fand daselbst am Hofe niemanden, der nicht chinesisch, aber nur einen, der birmanisch sprach. In den größeren Schanstädten ist überhaupt in der Regel das chinesische Element stark vertreten. Die chinesischen Käsch oder Sapeken, die Scheidemünzen, sind auch jenseits der Grenze gangbar. Die Edeln tragen mit Vorliebe Pelzwerk, das aus China gebracht wird. Der chinesische Handel ist hier nicht gering. Nach Labong kommen z. B. jährlich 300 beladene Maulthiere, nach Muangnan erheblich mehr und Kiangtung ist schon ein hervorragender Handelsplatz. Die Einfuhr besteht vorzüglich aus Seide, Kupfergefäßen, Webstoffen, die Ausfuhr aus Baumwolle und Thee.

Man kann das obere Assam zu diesem Handelsgebiet rechnen. Es ist von demselben zwar politisch, nicht aber auch ethnographisch getrennt, denn der Stamm der Singphos erstreckt sich von Birma bis in das obere Brahmaputrathal. Die Chinesen kommen bis Sodija, welches am Zusammenfluß des Dibong und Dihong, zweier Quellarme des Brahmaputra, gelegen ist und 1835 auf 4000 Männer ohne Frauen und Kinder geschätzt wurde. Sie holen hier Goldstaub, Edelsteine, Moschus und Elfenbein und bringen dafür ihre Gewerbserzeugnisse, vorzüglich Seide, Baumwollen- und Metallwaaren. Auch bezahlen sie einen Theil der Waaren in Silber, von dem eine bedeutende Menge in Stäbchen, und mit chinesischen Zeichen bedeckt (Syceesilber), in Assam cursirt. Daß man für den Thee, der in Assam wächst, einen chinesischen Ursprung in Anspruch nimmt, wurde bereits hervorgehoben [137]).

In Britisch Birma, welches die dem eigentlichen Birma in den Kriegen der zwanziger und fünfziger Jahre abgenommenen Küstenprovinzen Tschittagong, Arakan, Pegu und Tenasserim umfaßt, sind die Chinesen von der Seeseite her in nicht sehr bedeutender Zahl in die Handelsstädte und die Bergbaubezirke vorgedrungen. Sie haben sich aber doch hier, wie überall unter englischer Herrschaft,

---

136) Mac Leod a. a. O. S. 997.

137) Mc Cosh im Journ. Asiat. Soc. Beng. V. 195 ff. Malcom a. a. O. II. 209.

rascher vermehrt, als man nach der großen Entfernung von ihrer Heimath denken sollte und sind besonders als Handelsleute in den Städten bereits eine einflußreiche Klasse geworden. Jedenfalls sind sie jetzt viel zahlreicher in diesem Gebiet als sie es zur Zeit der birmanischen Herrschaft waren und daran ist nicht bloß das Aufblühen des Handels und überhaupt des Erwerbes, sondern ebenso sehr die Schonung schuld, welche die englische Regierung diesen Zuwanderern angedeihen läßt. Man traf sogleich nach Erwerbung dieser reichen Provinzen Maßregeln, um zur Hebung derselben Chinesen heranzuziehen. So wurde z. B. bei der Anlegung der neuen Hafenstadt Martapan an der Mündung des Saluën von vornherein ein Platz „für die Häuser der Europäer und Chinesen, oder was dasselbe heißen will, für die Handelsniederlassung abgesondert" und ebenso wurde von Anfang an ein chinesischer Begräbnißplatz abgesteckt [138]).

Malcom besuchte die größeren britisch-birmanischen Städte kurz nach ihrer Erwerbung durch die Engländer und fand bereits erhebliche chinesische Colonien in denselben. In Moulmein (Maulamjäng) fand er deren 500, in Tavoy 200, in Mergui eine größere Zahl, die er nicht näher angibt. Nach amtlichen Berichten aber aus 1860|61, die Bastian mittheilt, wohnten zu dieser Zeit in den Provinzen Martaban und Tenasserim nicht weniger als 7,351 Chinesen und zwar die meisten (4124) im Bezirk Tavoy [139]). Der Bergbau in Mergui ist vorzüglich in chinesischen Händen. Ihre Handelsthätigkeit im Kleinen bezeugt die Verbreitung des Opiumrauchens in diesen Gegenden, welches sie durch reichliche Zufuhr stützen, sowie die Verbreitung chinesischer Ackerbauwerkzeuge bei den Karen. Aehnlich wie in Siam war auch hier den Einheimischen der Opiumgenuß von der Regierung verboten, so lange das Land unter Birma stand, aber er scheint jetzt bei den Eingeborenen kaum weniger verbreitet zu sein, als bei den Chinesen. Uebrigens sind diese letzteren wenigstens in den Bezirken, die sie wegen des Bergbaues besuchen, auch in anderen Beziehungen nicht vom besten Einfluß auf die Bevölkerung. Sie sind hier in keiner blühenden Lage, denn es fehlen die wohlhabenderen Chinesen, welche in der Lage wären, ihren ärmeren Landsleuten die Hand zu bieten zu irgend einer frucht-

---

[138]) Crawfurd Ava. II. 84.

[139]) Malcom a. a. O. S. I. 67. 85. Bastian II. 471.

bringenden Unternehmung. Es sind nicht die besten, die soweit herauskommen und die meisten schleppen sich unter Lastern durch eine elende Existenz hin und stehen ganz unter der Tyrannei der geheimen Gesellschaften[140]. So scheint sich auch hier wie an der europäischen Culturgrenze in Amerika, Australien und Afrika, die Regel zu bewahrheiten, daß die Cultur an ihrem fortschreitenden Rande mehr einer fressenden als einer heilenden Wunde gleicht.

140) O'Riley über Tenasserim in Journ. Ind. Arch. III. 73.

IX.

Singapore. Pulo Pinang. Malacca.

Auf der malayischen Halbinsel haben die Chinesen nur da größere Colonien gegründet, wo andere Mächte den politischen Theil der Colonisationsarbeit, die Unterwerfung der wilden Eingeborenen, für sie übernahmen. Unter dem Schutze starker Regierungen, mochten sie nun malayisch, portugiesisch, holländisch oder britisch sein, entwickelten sich ihre Ansiedelungen zu hoher Blüthe; aber überall, wo sie dieses Schutzes entbehrten, und wo es deßwegen darauf angekommen wäre, sich selber bei den Eingeborenen Achtung und Ruhe zu verschaffen, sind sie zurückgeblieben. Außer den drei wichtigen Ansiedlungen, die die Ueberschrift dieses Abschnittes nennt, haben sie deßhalb in diesem ganzen reichen Gebiete nur einige Bergwerkscolonien begründet, deren Bestand ganz von dem guten oder üblen Willen irgend eines malayischen Radscha abhängt. Um so fruchtbareren Boden haben dagegen ihre colonisirenden Fähigkeiten in jenen größeren, geschützten Ansiedelungen gefunden, und von den zwei blühendsten derselben, Singapore und Pulo Pinang, kann man sagen, daß ebenso wie ihre Entstehung auf die Energie und den Unternehmungsgeist der Europäer, so ihre kräftige und erstaunlich rasche Entwickelung vorwiegend auf den Fleiß und die Geschäftsbegabung der Chinesen zurückzuführen ist.

Die Insel Singapore, an der Spitze des Scheidedammes gelegen, der in Gestalt der langgestreckten, malayischen Halbinsel sich zwischen die östliche und westliche Hälfte von Südostasien einschiebt, liegt in einer jener prädestinirten Mittelpunktsregionen des Weltverkehrs, wo, ähnlich wie am Bosporus oder im Nildelta, Welthandelsstädte mit einer gewissen Naturnothwendigkeit aufwachsen und wenn zerstört sich oft selber wieder erneuern. Nach malayischen Traditionen war Singapore die erste Stadt, welche die Malayen auf der Halbinsel gründeten, als sie von Menangkabo herüberwanderten. Als Zeit dieser Einwanderung wird das Jahr 1160 n. C. angegeben. In der

Mitte des folgenden Jahrhunderts wurden sie durch Javanen vertrieben und sollen darauf nach der Westküste gezogen sein, wo sie Malacca gründeten [1]). Ob schon nach dieser nicht eigentlich geschichtlichen Malayenstadt Singapore Chinesen gekommen waren, wissen wir nicht. Aber man hat im Boden der Insel chinesische Münzen aus der Zeit der Songdynastie (10.—12. Jahrhundert n. C.), ebenso auch Töpfereien von chinesischer Arbeit gefunden [2]). Da für die Schiffe, die aus China nach Siam, Pegu, Atschin fahren, keine andere Insel in dem Archipel, der die Südspitze der malayischen Halbinsel umlagert, so günstig gelegen ist wie diese, um zu rasten und zu opfern, so ist es nicht nothwendig, eine eigentlich chinesische Colonie auf Singapore für diese frühe Zeit anzunehmen, um diese Funde zu erklären.

Sicher ist, daß die Briten, welche das heutige Singapore 1819 gründeten, die Insel fast öde und leer fanden. Sie war der Wohnplatz einiger Seemalayen und, wie fast jedes Eiland dieser Region, ein Piratennest. Chinesen gehörten zu den ersten Ansiedlern, die von dem Schutze und den Freiheiten angezogen wurden, welche die britische Flagge verhieß. 1821 kamen 4, 1825 10 große chinesische Dschunken nach Singapore, und schon 1823 wurden für fast 4 Mill. R.M. Waaren von hier nach China ausgeführt. Zahlreiche Chinesen ließen sich gleich von Anfang an fest nieder. 1825 zählte man allein 60 chinesische Schmiede, welche Ackergeräth und Waffen für die Ausfuhr nach dem Archipel schmiedeten, und als Crawfurd diese junge Ansiedelung, seine und Raffles' Schöpfung, 1827 besuchte, konnte er berichten, daß unter der Bevölkerung von 14,000 die 6000 Chinesen die erste und wichtigste Rolle spielten. Er hob besonders hervor die erwiesene Unfähigkeit irgend eines anderen Bruchtheils der asiatischen Bevölkerung, mit den Chinesen auf die Dauer und mit Erfolg zu concurriren. Die Inder von der Malabar- und Coromandelküste, die ihnen an Intelligenz und Thätigkeit noch am nächsten stehen, bleiben an Arbeitskraft weit hinter ihnen zurück, und was nun gar die malayischen Eingeborenen betrifft, so

*
1927
600 000 E
400 000 Chinesen
ca 5000 W.
100 000 Malaien.
Rest: Inder, Japaner, Mischblut.

[1]) J. Crawfurd, History of the Indian Archipelago. Edinburgh 1820. II. S. 371.

[2]) J. Crawfurd, Siam S. 47. Er fügt hinzu, daß chinesische Münzen unter den Bewohnern des indischen Archipels verbreitet gewesen sein müssen. Auf Java grabe man sie in großer Zahl aus und auf Bali seien sie bei den unbekehrten Eingeborenen noch immer im Gebrauch.

waren sie so unfähig, in diesem neuen Strome mitzuschwimmen, daß sie in den ersten vier Jahren sogar an Zahl abnahmen. In scheinbar unbedeutenden Einzelnheiten, die dieser Beobachter berichtet, prägt sich sehr deutlich die wirthschaftliche Umwälzung aus, die durch ihr Einströmen hervorgebracht wurde. So übten z. B. die „seegewohnten" Malayen von Singapore keine andere Art der Fischerei als mit Dreizacken: „Sie beklagen sich nun, höre ich, über die zahlreichen Netze, welche die Chinesen im Hafen von Singapore aufgespannt haben, als schädlich für ihren altgewohnten Betrieb, ganz wie sich europäische Arbeiter über die Einführung neuer Maschinen beklagen und mit demselben Recht [3])."

Seit dieser Zeit hat sich nun Singapore zu einer blühenden Ansiedelung von 100,000 Einwohnern entwickelt und die chinesische Bevölkerung ist wie in den ersten Jahren rascher als alle übrigen fortgewachsen. 1836 wurde die Gesammtbevölkerung der Insel auf 30,000 und die chinesische auf 13,749 angegeben. 1849 wies der Census der Colonie in einer Gesammtbevölkerung von 59,043 27,988 Chinesen und 360 Europäer nach. In der Stadt, die damals 25,916 Einwohner zählte, fanden sich 14,779 Chinesen. 1859 zählte man unter einer Gesammtbevölkerung von 81,792 50,043 Chinesen und 450 Europäer. 1871 betrug die Gesammtbevölkerung 97,111 und davon waren 54,572 Chinesen und 1946 Europäer. Gegenwärtig veranschlagt man die Zahl der jährlich in Singapore für Singapore selbst oder für andere südostasiatische Colonien ankommenden Chinesen auf 15,000. Ueber die aus und über Sin-

---

[3]) Ueber diese und andere Einzelheiten aus der Entwickelungsgeschichte von Singapore s. J. Crawfurd, Siam S. 535—560. Nach seinen Angaben (S. 551) wuchs die Bevölkerung von Singapore von 1824—27 in ihren drei Hauptgruppen folgenderweise:

	Chinesen.	Malayen.	Europäer.
1824.	3317.	4580.	74.
1825.	3828.	5130.	84.
1826.	4279.	5697.	111.
1827.	6088.	4790.	87.

Dabei ist indessen zu bemerken, daß die Einwanderung der Chinesen bedeutend stärker zunahm als ihre Bevölkerungszahl. Singapore war schon damals wie für die Waaren-, so auch für die Menschenströme jener Regionen ein Knotenpunkt geworden, an dem sie sich sammelten, um sich nach verschiedenen Richtungen hin zu vertheilen. 1826 kamen z. B. 5513 Chinesen direkt aus China, die sich dann meistentheils über die benachbarten Inseln zerstreuten.

gapore Zurückkehrenden liegt aus den letzten Jahren keine Schätzung vor, aber 1848 nahm man an, daß es mindestens 3000 seien. In demselben Jahr zählte man zur Zeit der Dschunkenankunft (vom Ende December 1847 bis Ende April 1848) nicht weniger als 10,475 Ankömmlinge und von diesen hatten Macao mit 3,396 und Canton mit 1,426 die meisten geliefert. 1852 kamen im Ganzen 11,484 an, von denen Amoy 4006, Macao 1354, Hainan 2645, Canton 1121, Swatow 1021 gesandt hatte. 1840 kamen 5063, 1842 6391, 1844 10,680, 1846 9596, 1848 9817, 1850 8205, an[4]). Wie überall ist freilich auch hier die Bewegung der chinesischen Bevölkerung von dem Trieb beherrscht, dem fast alle unterworfen sind, wenn möglich in kurzer, unter allen Umständen aber zu irgend einer Zeit nach ihrer Heimath zurückzukehren. Die meisten glauben, in 3—4 Jahren soviel erübrigt zu haben, um wohlhabend zurückkehren zu können, aber nur höchstens 2 von 10 dürften dieses Ziel so rasch erreichen; sehr viele kehren erst nach 20 Jahren und viele gar nicht zurück. Von der Sterblichkeit ab-

---

[4]) Zählung von 1849 in Journ. Ind. Archip. IV. 107; von 1859 bei H. Mouhot, Travels in Indo-China 1864. I. 37; von 1871 in der Straits Times Sept. 1871 und auszüglich bei Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde 1875 III. 106. Ueber die Einwanderung Journ. Ind. Archip. II. 289. Daß die Mehrzahl aus Macao und Canton kommt, beweist nichts für die eigentliche Heimath dieser Auswanderer, sondern wird nur bedingt durch den Umstand, daß diese Häfen vor anderen die Auswanderung erleichtern. Hier wie überall in Südasien ist Fukian die Hauptquelle des Auswandererstromes, in zweiter Reihe Kuangtung und Hainan. Nicht wenige Chinesen und Chinesenmischlinge kommen auch aus Malacca nach Singapore zugezogen, wo sie zum Theil die höchsten Stellen der chinesischen Gesellschaft einnehmen (s. u.). Crawfurd unterscheidet 5 verschiedene Klassen unter den chinesischen Einwanderern und zwar Fukianleute, Cantonesen, Macaoleute, Aya (Fischer von der Küste von Kuangtung), Mischlinge. Die aus Fukian schätzt man am höchsten, sowohl was Charakter als Unternehmungsgeist anbetrifft; dann kommen die von Canton; die von Macao gelten als „disreputable"; aber die Hefe sind die Aya's, welche leider zugleich sehr zahlreich sind; die Mischlinge endlich sind zwar nicht so fleißig wie die eigentlichen Chinesen, werden aber geschätzt wegen ihrer Kenntniß der malayischen und englischen Sprache, und sind deßhalb vorzüglich unter den Maklern und Dolmetschern zu finden. (Crawfurd, Siam S. 552.) Uebrigens ist es neuerdings nothwendig geworden, die Einwanderer vor den Menschenfängern zu schützen, welche in Singapore ihr Unwesen trieben. Dieselben verlocken die unerfahrenen Sinkhi's zu schwindelhaften Verträgen und bringen sie in wahre Sklavenstellungen. 1873 reichten in diesem Betreff angesehene Chinesen eine Petition beim Legislative Council von Singapore ein, der dann einige Schutzmaßregeln ergriff. (Straits Times Juni 1873.)

gesehen, ist es das Opiumrauchen und die Glücksspiele, welche diesen Wunsch am häufigsten vereiteln, denn diese zehren die Ersparnisse von Tausenden auf. Intelligentere Chinesen hingegen und solche, die sich von diesen Lastern frei zu erhalten wissen, bleiben wohl auch hier, weil sie einsehen, daß Singapore ein guter Boden für ihre Geschäfte ist, und daß ihr Erworbenes hier nicht die Habgier und Willkür irgend eines Mandarinen zu fürchten hat. Hierzu hilft jedenfalls am meisten die verhältnißmäßig große Zahl von chinesischen Weibern, die man in dieser Colonie zählt. 1836 waren es 897, 1848 schätzte man, daß 2000 der in der Colonie lebenden Chinesen verheirathet seien, und 1849 waren unter den Chinesen 1460 Weiber und 1738 Kinder. 1859 wurden 3248 Chinesinnen gezählt[5]). Wie viele Chinesen mit malayischen Weibern verheirathet sind, ist nicht angegeben, aber man sagt, daß ihre Zahl groß sei und dieß ist wahrscheinlich, da der Chinese selbst da gern Familien gründet, wo er nicht zu bleiben gedenkt.

Die meisten der Einwanderer sind was man in Singapore „Sinkay" oder „Sinkhi" nennt, d. h. arme Auswanderer, welche in der ersten Zeit nach der Ankunft erst ihre Ueberfahrtskosten abarbeiten müssen. Sie brauchen dazu selten weniger als ein Jahr, nach dessen Verlauf sie dann entweder selbstständige Tagelöhner werden, oder aber, und das mit Vorliebe, mit einem kleinen Credit ein eigenes Geschäft,

[5]) Journ. Ind. Archip. IV. S. 107. Im Jahre 1849 kam bei den Chinesen in Singapore eine Frau auf 40, bei den Indern auf 21,4, bei den Europäern auf 4,8, bei den Bugis auf 4,3 und bei den Malayen auf 1,6 Männer. 1859 hatte sich das Verhältniß bei den Chinesen sehr verbessert. Es kam bei ihnen eine Frau auf 15,4, bei den Klings auf 12,2, bei den Malayen auf 1,9. Da früher die Auswanderung der Frauen aus China auf's strengste verboten war und ihr Mangel den chinesischen Colonien die Gewähr der Dauer und des natürlichen Wachsthums nahm, so ist selbst dieser geringe Procentsatz von Chinesinnen in einer so entfernten Colonie wie Singapore als ein Fortschritt in der Colonisationsfähigkeit der Chinesen zu bezeichnen. „In neuester Zeit gehen viele Frauen sowohl nach Californien als dem Archipel, und wenn sie auch nicht zu den respektabelsten gehören, so ist es doch immerhin ein Anfang. Die inneren Unruhen in ihrem Vaterlande veranlassen seit Kurzem auch viele im Archipel als Handwerker oder als Kaufleute etablirte Chinesen, ihre Frauen nachkommen zu lassen. Noch zahlreicher sind die Einwanderungen unabhängiger Frauen, die hier ein großes Feld für ihre Thätigkeit finden. Viele von ihnen werden auf Kosten der geheimen Gesellschaften hergebracht, die den Einfluß derselben auf die Männer zu ihren Zwecken ausbeuten. Im November 1863 kamen 72 in einem Schiffe an." (F. Jagor, Singapore, Malacca, Java. 1866. S. 43.)

sei es kaufmännischer, gewerblicher oder landwirthschaftlicher Art beginnen. In mannigfacher Weise kommt ihnen dabei die Innigkeit ihrer Stammes- und Familienbande, der landsmännische Zusammenhalt zu Statten. Eine kleine Minderzahl ist von Anfang an selbstständiger, da sie Geld genug gehabt hat, um ihre Ueberfahrt zu zahlen. Sie sind es, die man in Singapore eigentlich unter „Kuli" versteht.

Früher war die Chinesenbevölkerung von Singapore ziemlich gleich zwischen Stadt und Land getheilt, aber jetzt wohnt kaum ein Viertheil derselben außerhalb der Stadt und der Vorstädte. Es ist das nur natürlich, wenn man bedenkt, daß Handel und Verkehr noch immer stark im Wachsen begriffen sind, während der Ackerbau eher zurückgeht. Diesem widmeten sich viele, solange sich rascher und leichter Gewinn aus dem jungfräulichen Boden ziehen ließ, aber der Boden war bald ausgesogen und wurde dann verlassen. In früheren Jahren war es fast Regel, daß die ärmeren Einwanderer sich auf ein Jahr zu einem landsmännischen Pfeffer- und Gambirpflanzer begaben, wo sie ihre Ueberfahrt abverdienten. Wenn sie sich nicht dann schon vorher „stillschweigend emancipirt" hatten, so gingen sie am Ende des Jahres zu einem Wucherer, der ihnen das Geld vorstreckte, welches nöthig war, um selbst eine Pflanzung anzulegen. Nun brannte der Sinkih einfach als „Squatter," als unberechtigter Ansiedler, ein Stück Urwald nieder und legte eine Gambir- und Pfefferpflanzung an (die beiden Culturen waren in Singapore immer verbunden). Ohne Fürsorge und Voraussicht wurde das Land nur dazu benützt, um in möglichst kurzer Zeit den größtmöglichen Nutzen aus demselben zu ziehen. Die Ansiedler sollen auf diese Art der Insel großen Schaden zugefügt haben und man war gezwungen, dieser unvernünftigen Ausbeutung gewaltsam Einhalt zu thun[6]). Viele warfen sich dann in dem Maße als das Nahrungsbedürfniß der zahlreichen Bevölkerung wuchs, auf die Gärtnerei. So sind z. B. die um Singapore liegenden kleineren Inseln fast ganz mit Ananaspflanzungen bedeckt, von denen die Früchte in der Stadt verkauft und die Fasern zu Geweben benützt

[6]) Balestier im Journ. Ind. Archip. II. 148. Die Lohnverhältnisse der Landarbeiter auf Singapore sind folgende: Ein Chinese erhält anfänglich 3 bis 3½ D., aber in Kürze verlangt und erhält er unfehlbar mehr, sobald er den Werth erkennt, den er für den Arbeitgeber hat. Die Klings werden mit 3 D. p. Mon. befriedigt, die Malayen erhalten 2½ D. — Oxley in Journ. Ind. Archip. II. 641.

werden. Auch in den Wäldern, die noch erhalten sind, findet man ganze Colonien von Chinesen, die das Fällen, Sägen und die Fortschaffung der Hölzer besorgen[7].

Aber der Schwerpunkt der chinesischen Thätigkeit liegt in der Stadt und zwar ist es auch hier wieder der **Handel**, welcher die Chinesen am meisten anzieht und in dem sie die größten Erfolge aufzuweisen haben. Es ist natürlich nicht möglich zu sagen, wieviel von den nahezu 300 Mill. R.M., auf welche sich 1871 die Handelsbewegung von Singapore bezifferte, auf den chinesischen Antheil kommt. Man sagt, daß sie $^9/_{10}$ der handeltreibenden Bevölkerung von Singapore ausmachen[8]. Sicher ist, daß sie in allen Gebieten und auf allen Stufen des Handels mit unter den Ersten stehen. Als Großkaufleute thun sie es den Europäern und Parsen gleich, als Krämer übertreffen sie die Araber und Klings, und im Geldgeschäft haben sie überhaupt nicht ihres Gleichen. Es kommt nichts von Produkten des Archipels an die Europäer, das nicht erst durch die Hände einiger Chinesen gegangen wäre. „Noch ehe ein einheimisches Schiff Anker geworfen hat, ist schon ein Chinese an Bord, der mit dem Patron Bekanntschaft macht, ihn während der ganzen Dauer seines Aufenthalts nicht aus den Augen verliert, ihm Geld vorschießt, seine Schwächen erlauscht und ausbeutet und schließlich Eigenthümer der Ladung wird[9]." Ebenso

---

7) A. R. Wallace, der Malayische Archipel 1869. I. 31.

8) Geographie des Welthandels 1872. II. 391.

9) Jagor, Singapore ꝛc. S. 40. Ein etwas feinerer Kaufmann, gleichfalls von Singapore, ist es, welchen A. R. Wallace mit folgenden Worten einführt: „Der chinesische Kaufmann ist gewöhnlich ein dickleibiger Mann mit einem runden Gesicht, einer Wichtigkeitsmiene und einem kaufmännischen Blick. Er trägt dieselbe Kleidung (einen weiten weißen Kittel und blaue oder schwarze Hosen) wie der gewöhnlichste Kuli, nur von feineren Stoffen, und ist stets sauber und nett. Sein langer Zopf, mit rother Seide gewunden, hängt ihm bis auf die Hacken herab. Er hat ein hübsches Waarenlager oder einen Laden in der Stadt und ein gutes Haus auf dem Lande. Er hält sich Pferd und Wagen und man sieht ihn jeden Abend barhaupt eine Spazierfahrt machen, um die kühle Brise zu genießen. Er ist reich, Besitzer verschiedener Kramläden und Handelsschoner, er leiht Geld zu hohen Zinsen und guter Sicherheit, ist sehr genau in Geschäften und wird mit jedem Tage fetter und reicher." (Der Malayische Archipel I. 29.) Ueber den chin. Handel in Singapore vgl. auch Scherzer, Fachm. Ber. I. 113 und Die Preußische Expedition nach Ostasien I. 198. Letztere gibt eine vortreffliche Schilderung des chinesischen Geschäftsmannes in Singapore, der ich Folgendes entnehme: „Den Fremden frappirt ihr gesetztes selbstbefriedigtes Auftreten, das

geht der größte Theil des Kleinhandels und des Vertriebes europäischer Waaren nach dem Archipel wieder durch chinesische Hände. Nur ihre unglaubliche Emsigkeit, Sparsamkeit und Bedürfnißlosigkeit (immer aber vom Opium abgesehen!) macht es erklärlich, daß sie selbst in der Krämerei vorwärtskommen, wo eine Masse eigener Landsleute und zahlreiche andere Asiaten als Concurrenten auftreten. — Als ein sehr gewinnreiches kaufmännisches Geschäft, freilich nicht der edelsten Art, wurde früher auch die Verpachtung der Spielhöllen und Opiumkneipen behandelt und es ist fast selbstverständlich, daß dieselbe in chinesische Hände kam. Die Spielhöllen wurden nach einiger Zeit aufgehoben (wiewohl man weiß, daß fast jeder Chinese auf irgend eine Weise, erlaubt oder unerlaubt, Hasard spielen muß), aber die Opiumkneipen sind geblieben und bilden die Haupteinnahmequelle der Colonialverwaltung. In Singapore ist ohne Zweifel der Opiumgenuß verbreiteter und intensiver als in China, da er niemals gehemmt, sondern viel eher durch die Billigkeit der Drogue gefördert wurde. 1820 wurde das Opiummonopol eingeführt und ergab schon 1822 77,000 R.M. In den nächsten 30 Jahren verachtfachte sich der Ertrag desselben.

Endlich sind sie auch in den Gewerben in den verschiedensten Richtungen thätig. Jedes Handwerk, das Geschick und Ausdauer verlangt, ist ihre Domäne. „Am auffallendsten ist dabei der geringe Raum, der dem Chinesen genügt, und die einfachen Werkzeuge, deren er sich bedient. Unglaubliche Sparsamkeit an Zeit, Raum und Stoff, wie sie sich nur unter einer so überdichten Bevölkerung, wie China sie besitzt, ausbilden konnte, tritt einem auf immer neue Weise vor Augen [10]).“

Daß Singapore bei solcher Masse und Regsamkeit der chinesischen Bevölkerung fast den Eindruck einer chinesischen Stadt macht, kann nicht überraschen. Da dieselbe eben blos ihren allereigensten Naturgaben zu folgen braucht, um an diesem glücklichen Orte ihren Platz

---

grell gegen das träge, träumerische Wesen der Eingeborenen absticht; man sieht, daß man eine fertige Nation vor sich hat. . . Die europäischen Kaufleute, welche die Chinesen als Kassirer, Compradors, als Buchhalter, Waarenaussucher und Aufseher gebrauchen, wissen ihren Fleiß, ihre Ehrlichkeit, Treue, Stätigkeit und Intelligenz nicht genug zu rühmen. Der europäische Handel läßt sich in diesen Gegenden ohne Chinesen kaum denken, denn Europäer wären zu vielen von ihnen geleisteten Diensten in diesem Klima ganz ungeschickt und würden zudem das Zehnfache kosten, Malayen und Inder aber ganz untauglich sein. Die wichtigsten Geschäfte wie Buchführung und Kassenverwaltung werden ihnen anvertraut.“

[10]) Jagor, Singapore rc. S. 40.

auszufüllen und zu gedeihen, so ist es nicht erstaunlich, wenn sie auch hier sich selber gleich bleibt und nichts von dem verzerrten Wesen zeigt, welches z. B. Bastian als einen unangenehmen Zug des hiesigen Völkergemisches im Vergleich mit dem Eindruck bezeichnet, den die einzelnen Elemente desselben in ihrer Heimath, auf ihrem Naturboden machen[11]). Man muß dabei auch bedenken, daß gerade das Chinesenthum in dieser Colonie in steter Erneuerung von der Heimath her begriffen ist und daß die Einzelnen durch die Stammesbeziehungen, welche so treu gepflegt werden, und durch die geheimen Gesellschaften nicht ganz außer Beziehung mit ihrer Heimath gerathen können. Auch die materiellen Beziehungen durch Geldsendungen nach der Heimath sind nicht gering, sondern bilden sogar einen Charakterzug im Leben des Singapore-Chinesen, der selbst dem Europäer auffällt. In den 40er Jahren betrugen diese Sendungen von 30,000 bis 70,000 Doll. jährlich[12]).

Wo könnten sich in der That die Söhne Jao's wohler fühlen als hier in Singapore, wo sie ein Canton oder Futschëu in verjüngter Gestalt, dabei mehr Verdienst und weniger Plage und Be-

---

[11]) Bastian, die Völker des östlichen Asiens 1869. V. 3.

[12]) Logan im Journ. Ind. Archip. I. S. 36. Dort heißt es u. a.: „Während der letzten Monate waren einige der Straßen im Geschäftstheil von Singapore manchmal dicht angefüllt mit Chinesen. Es waren meist Kuli's von den Pflanzungen, welche hereingekommen waren, um die jährlichen Brief- und Geldsendungen an ihre Familien in China vermittelst der Dschunken zu bewerkstelligen, die um diese Zeit abgehen. Diese Briefe und Gelder werden entweder einem zurückkehrenden Kameraden anvertraut, der aus demselben Theile von China stammt, oder einem Passagier, den der Absender kennt, oder endlich einem von jenen Männern, die man in jeder Dschunke trifft und die sich ein Geschäft daraus machen, solche Heimsendungen zu befördern. Man nennt dieselben Seu-pēkē und dieselben kommen von allen den wichtigeren Plätzen, von welchen Auswanderer abgehen. Oft betreiben sie jahrelang bloß dieses Geschäft, bis sie genug gewonnen haben, um sich in größere Unternehmungen einlassen zu können." Sie nehmen entweder 10% oder haben das Recht, das Geld in Waaren anzulegen, deren Gewinn beim Wiederverkauf dann ihnen zufällt. Unglaublich ist auch der Briefverkehr zur Zeit des Dschunkenabgangs. Man kann dann 40—50 öffentliche Schreiber, Chinesen, an der Arbeit sehen und selbst mancher „gebildete" Kuli verläßt einige Zeit seine roheren Arbeiten, um für gutes Entgelt Briefe nach China zu schreiben. Auch in den anderen Chinesencolonien dieser Region sind die Heimsendungen verhältnißmäßig nicht geringer, so daß ein Berichterstatter über ihre Bergwerksunternehmungen auf der malayischen Halbinsel sogar klagt, daß sie eigentlich in dieser Beziehung ein wenig profitables Bevölkerungselement seien, weil sie jeden Gewinn außer Landes sendeten. Journ. Ind. Arch. II. 77.

drückung haben? Die britischen Behörden lassen sie ganz ruhig gewähren, solange sie nicht in eine jener revolutionären Aufregungen gerathen, welche diesem so praktischen und nüchternen Volke fast komisch zu Gesichte stehen würden, wenn sie eben nicht so ganz ernst gemeint wären. Es sind unerklärliche Anfälle von Streit- und Raufluft, welche von den allmächtigen Geheimbünden genährt werden, und man ist nie sicher, wann und mit welchem Grad von Gefährlichkeit sie ausbrechen werden. Die Geheimbünde stehen fast ununterbrochen miteinander in Fehde und die Ursachen dieser Spannung sind Zwiste zwischen den verschiedenen Stämmen, welche sie von China mit herüberbringen[13]). In den ersten Jahren der Colonie sollen derartige Streitigkeiten, welche der oftgenannte Geheimbund der Tantahoey anzettelte, sogar den Bestand der Colonie bedroht haben[14]). Daß dieselben eine ihrer Hauptaufgaben darin sehen, die Wirksamkeit der Polizei und der Gerichte in Bezug auf ihre Mitglieder zu vereiteln, unterliegt keinem Zweifel. Noch Crawfurd lobte die Chinesen von Singapore wegen ihrer geringen Proceßsucht, aber seitdem man die Willkür und weitreichende Macht der geheimen Rechtspflege dieser Bünde erkannte, hat man alles versucht, um ihr entgegenzuwirken. Die Masse der chinesischen Einwanderer gehört zu ausschließlich der Hefe der südchinesischen Bevölkerung an, um einen raschen Erfolg wohlmeinender Bemühungen erwarten zu lassen. Man wird indessen hinsichtlich dieser Unruhen doch an eine Bemerkung Elgin's erinnern dürfen, die derselbe 1857 in Singapore machte, als die Chinesen ihn begrüßten und seine Anrede an dieselben wegen Mangels eines europäisch-chinesischen Dolmetschers ihnen nur in malayischer Sprache mitgetheilt werden konnte. Er meint, es sei höchst auffallend, daß an diesem

---

[13]) In den dortigen europäischen Zeitungen bilden Stimmungsberichte wie dieser einen stehenden Artikel: „Die chinesische Bevölkerung verhält sich ziemlich ruhig, wiewohl die letzten drei Wochen ein hoher Grad von Gereiztheit zwischen zwei hiesigen Geheimbünden, den Gaihan und Gihok, bestand. Jene suchten diese zu irgend einem Akt offener Feindseligkeit zu verleiten, um einen Vorwand zu einem Kampf zu gewinnen. Die Polizei war wachsam und hat bisher jeden ernsthaften Ausbruch zu verhindern gewußt" (Straits Times April 1872). Die Colonialbehörden sind oft mit der äußersten Strenge gegen die Unruhestifter eingeschritten, für welche z. B. öffentliches Auspeitschen eine gewöhnliche Strafe ist, aber dieses scheint nichts bessern zu können, so lange alljährlich Tausende aus China nachströmen.

[14]) Bastian a. a. O. V. 4.

Orte, wo 60—70,000 Chinesen sind und die Europäer beständig im Glauben leben, daß dieselben mit Verschwörungen ꝛc. umgehen, nicht ein einziger Europäer sei, der ihre Sprache spreche. „Ohne Zweifel ist dies eine Quelle von vielen Mißverständnissen." Er führt eine Unruhe, die kurz vor seiner Ankunft ausgebrochen war, auf diesen Mangel an Verständniß zurück. Damals waren neue Polizeiverordnungen aus Calcutta gekommen, die ihnen in einer schlechten Uebersetzung bekannt gegeben wurden, welche Mißverständnisse wachrufen mußte. Als man sich aber herbeigelassen, ihnen zu sagen, was der eigentliche Sinn derselben sei, gingen sie wieder ganz ruhig an ihre Arbeit [15]). Es ist unter diesen Umständen zu bedauern, daß der schon öfters gemachte Vorschlag, ihnen ein bestimmtes Maß von Selbstregierung zuzugestehen, bis jetzt nicht zur Ausführung kommen konnte [16]).

Pulo Pinang, von der engl. ostindischen Compagnie 1786 besiedelt, war ursprünglich zu der Rolle bestimmt, welche später Singapore zugefallen ist. Es sollte Malacca ausstechen, das damals noch in den Händen der Holländer war. Die Engländer wandten jedes Mittel an, um diesen Zweck zu erreichen, und verfielen so zum ersten Mal auch auf den für jene Zeit geradezu befremdenden

---

15) Letters and Journals of Earl of Elgin 1872 S. 191.

16) Gerade an den Geheimbünden sind bis jetzt alle Pläne gescheitert, die man zu einer selbständigeren Stellung des chinesischen Bevölkerungelements ausdachte. So mußte auch neuerdings der Plan aufgegeben werden, ihnen eine Polizei aus ihrer Mitte zu verordnen, weil man eben bestimmt voraussah, daß dieselbe nicht in der Lage sein werde, sich von den Einflüssen der Geheimbünde frei zu erhalten. Oliphant meint: „daß die thätigste, industriellste, unternehmendste Rasse des Ostens für ein Gemeinwesen eine Quelle von Schwäche statt von Kraft sein sollte, scheint auf den ersten Blick einen gewissen Grad von Mißregierung anzuzeigen" (Narrative of Lord Elgins Mission I. 22) und empfiehlt die Methode der Spanier und Holländer, welche die Chinesen unter Oberbeamte stellen, die sie aus ihnen wählen, und die den Colonialbehörden verantwortlich sind. Aehnlich J. Logan. Indessen hat man weder in Singapore noch in Hongkong, wo diese Frage gleichfalls häufig ventilirt wurde, bis jetzt einen ernsthaften Schritt gethan. In Singapore hat man seit einigen Jahren einen angesehenen Chinesen in den Legislative Council gezogen und dasselbe neuerdings für Hongkong vorgeschlagen (China Mail Jan. 1876), aber dieß ist nur eine nominelle Vertretung. Den europäischen Stimmen zu Folge besteht auch eine Hauptschwierigkeit darin, die Masse der Chinesen in diesen Städten vor der Bedrückung und Aussaugung zu bewahren, der sie von Seiten ihrer eigenen Beamten ausgesetzt sein würden, da diese jedenfalls schwer zu controliren wären.

Gedanken, Chinesen in Masse nach Pulo Pinang zu bringen und ihren Fleiß und ihre Geschicklichkeit zum Besten der neuen Gründung auszunützen. Es war das erste große Experiment dieser Art [17]. Die Beamten der Compagnie hatten genug Gelegenheit gehabt, in ihrer Niederlassung zu Canton, bei ihren Gesandtschaftsreisen und zur See die Chinesen kennen zu lernen, aber es beweist dennoch einen außerordentlich vorurtheilsfreien und scharfen Blick, daß sie die Vorzüge des Chinesen vor anderen Asiaten nicht nur zu würdigen, sondern auch zu verwerthen wußten. Man ließ Ackerbauer kommen und gab ihnen Boden und Steuerfreiheit, man warb Handwerker an (u. a. führten chinesische Maurer alle die Bauarbeiten aus, welche in den ersten Jahren nothwendig wurden), und Kaufleute kamen von selbst. 1787 waren bereits 60 chinesische Familien in Pinang ansäßig und 1794 wurde die Zahl der Chinesen amtlich auf 3000 geschätzt. Das weitere Wachsthum prägt sich dann in manchen bemerkenswerthen Erscheinungen aus. Die Verpachtung des Opiumverschleißes und der Spielhäuser brachte schon 1793 18,273 Doll. und 1804 51,000 ein; die Pfefferproduktion, welche ganz in chinesischen Händen ruhte, war 1808 auf 1,650,000 Ko. gestiegen; 1799 waren die Chinesen schon zahlreich genug, um einen gefährlichen Aufruhr anzustiften; aber andererseits schätzte man regierungsseitig den Ertrag ihres Ackerbau's, mit

---

17) Der Gründer dieser Colonie, Francis Light, fällte in seinen Berichten an die Ostindische Compagnie schon 1787 über die Chinesen ein Urtheil, das sich später durchaus bestätigte, so auffallend es damals klingen mochte. „Sie sind unsere werthvollsten Ansiedler. Sie sind das einzige Volk des Ostens, von dem man eine Steuer ohne allzugroße Kosten und Anstrengungen erheben kann. Aber da sie eine Sprache sprechen, welche Niemand versteht, so sind sie in der Lage sich ganz uncontrolirt zu verbünden gegen irgend eine Maßregel der Regierung, die ihnen mißfällig ist. Sie sind unermüdlich im Gelderwerb und ganz wie die Europäer geben sie den Erwerb wieder leicht aus, um ihre Neigungen zu befriedigen. Sie haben überall Leute, die ihre Kinder unterrichten, und manchmal senden sie ihre Knaben nach China, damit sie ihre Erziehung vollenden." Journ. Ind. Archip. V. 9.

Man war übrigens damals auch zu Experimenten mit der Verwendung der Chinesen in europäischen Diensten in anderer Richtung als der angegebenen geneigt. Solange z. B. die Engländer die Insel Balambangang an der Nordspitze Borneo's hielten (bis 1806), hatten sie dort ein chinesisches Regiment von 1200 Mann liegen. Sie waren wohl die ersten Europäer, welche Chinesen in Sold nahmen. (Renouard de Ste. Croix, Voyage commercial et polit. 1810. II. 11.)

dem sie erst 1793 begonnen hatten, 1805 auf 2 Mill. RM. 1816 wurden 1524 Kisten Opium für Rechnung von chinesischen Kaufleuten in Pulo Pinang angekauft[18]). Als J. Crawfurd die Colonie im Jahr 1821 besuchte, betrug die Bevölkerung der Insel 39,000 Seelen, wovon 8595 Chinesen; $\frac{3}{4}$ davon waren auch hier aus Fukian, der Rest vorwiegend aus Kuangtung[19]). Er fand die Colonie im blühendsten Zustand. Wenn dann auch in den nächstfolgenden Jahren der rasche Aufschwung des für den Welthandel allerdings viel günstiger gelegenen Singapore ihre Entwickelung in etwas hemmte, so kam ihr doch andererseits die Erwerbung von Tenasserim und Pegu durch die Engländer wieder zu Gute und mehr noch die seit 1824 unbestrittene Vorherrschaft Großbritanniens auf der ganzen malayischen Halbinsel und in der Malaccastraße, da sie nun die einzige bedeutende europäische Niederlassung, gewissermaßen die Colonialhauptstadt dieses großen Gebietes wurde. Dementsprechend nahm auch die Bevölkerung stetig zu, und zwar die chinesische verhältnißmäßig rascher als die europäische und malayische. 1855 zählte die Insel 45,518, die gegenüber am Festland liegende Colonie Wellesley 45,509 E. Unter den Bewohnern der Insel, des eigentlichen Pulo Pinang, waren „wenigstens 10,000 Chinesen." 1871 war die Bewohnerzahl der Insel auf 61,797 (24,055 Chinesen) und die der Colonie Wellesley auf 71,433, (12,506 Chinesen) gewachsen. Die ganze Colonie zählt also 36,561 Chinesen, welche 30% der Gesammtbevölkerung ausmachen. Die Handelsbewegung war gleich-

---

[18]) Ueber die ältere Geschichte von Pulo Pinang s. J. Low, An Account of the origine and progress of the British settlements in the Straits of Malacca. Journ. Ind. Arch. III. 614. IV. 17. Notices of Pinang. Eb. Vol. V. VI.

[19]) Crawfurd, Siam, S. 20. Er bemerkt dazu, daß $^5/_6$ der hier ansässigen Chinesen unverheirathete Leute im besten Alter seien und daß sie daher, „was wirkliche Arbeitsfähigkeit betrifft, einer normalen chinesischen Bevölkerung von über 37,000 oder einer malayischen von über 80,000 gleichzuschätzen seien." Diese Bemerkung ist beherzigenswerth. In der That erlaubt weder ihre Zahl noch die Zusammenfassung aller ihrer Fähigkeiten allein, einen Schluß zu ziehen auf ihre Leistungsfähigkeit als Colonisten. Die Thatsache, daß fast nur Männer in den besten Jahren in diese fremden Länder kommen, ist vielmehr in erster Reihe zu berücksichtigen. Wir werden dabei finden, daß z. B. in Siam die Chinesen, als arbeitende Bevölkerung betrachtet, die Einheimischen an Zahl und Leistung weit übertreffen.

falls erheblich gewachsen und zwar von $3\frac{1}{2}$ Mill. R.M. in 1833 auf $6\frac{4}{5}$ Mill. in 1853 und 16 Mill. in 1863[20]).

Die Chinesen sind in Pinang ähnlich wie in Singapore vorzüglich im Ackerbau und im Handel thätig. Im Handel haben sie in den Europäern, Armeniern, Hindus und Klings Concurrenten, aber die Blüthe des Ackerbaus ist ihr eigenstes Werk. „Die Hauptbesitzer und Hauptbenützer des Bodens," sagt Crawfurd, „sind die zwei thätigsten Elemente der Bevölkerung, die Europäer und die Chinesen. Es gibt im ganzen Osten keine so schönen und vollkommenen Culturen wie die Pfefferpflanzungen von Pinang — das vereinigte Resultat der beaufsichtigenden Thätigkeit der Europäer und des Fleißes der Chinesen[21])." Aus den Arbeiterverhältnissen von Pinang hat derselbe Forscher die interessanten Thatsachen über die Lohnunterschiede je nach der Volksangehörigkeit entnommen, welche wir oben (S. 38) mitgetheilt haben. Später warfen sich die Chinesen mit nicht minderem Eifer auf die Cultur des Zuckerrohres, so daß dieser Zweig des Ackerbaus in den 40er Jahren thatsächlich in ihren Händen war. Eine große Zahl von ihnen besaß selbst Zuckerpflanzungen, und auf denjenigen Pflanzungen, welche den Europäern angehörten, waren fast nur chinesische Arbeiter zu finden[22]). —

---

20) Malcom, Travels in S. E. Asia 1839. II. 215. Stein-Wappäus II. 3. S. 482. Behm und Wagner, Die Bevölk. der Erde III. 106. C. Andree, Geogr. des Welthandels II. 389.

21) Crawfurd, Siam, S. 18. Er fügt hinzu, 1 Acre Pfefferpflanzung trage in Pinang 5—6 mal mehr als in Malabar oder in Benkulen. Aber die Pfeffererzeugung ist stark zurückgegangen, da auch hier der Boden zu rasch erschöpft wurde, da die Chinesen hier den Boden ebenso rücksichtslos behandelten wie in Singapore. Es wird ebenso allgemein über die Entwaldung und die daraus folgende Verschlechterung des Klima's geklagt wie dort. Die chinesischen „Squatters und Kohlenbrenner" machen etwas zu reine Arbeit auf jenem jungfräulichen Boden und die schädlichen Folgen werden besonders auf der Ostseite der Insel sehr fühlbar, wo die Gehänge zu steil sind, um eine baldige Wiederansammlung fruchtbarer Erde erwarten zu lassen. S. Journ. Ind. Archip. II. S. 534.

22) Journ. Ind. Archip. II. 144. IV. 379. Ebendaselbst finden sich weitere Angaben über die Lohnverhältnisse in den 40er Jahren. Crawfurd, Siam S. 21, theilt auch eine Sterblichkeitsliste aus Pinang mit, der zufolge bei einer Choleraepidemie im Jahre 1819 die indischen Colonisten $^1/_{14}$—$^1/_{15}$, die Malayen $^1/_{48}$, die Chinesen $^1/_{113}$, die Europäer $^1/_{900}$ ihrer Zahl verloren.

Als der Portugiese L. de Sequeira im Jahre 1508 mit dem ersten europäischen Geschwader, das in jene Wässer vordrang, vor Malacca erschien, sah er unter den Schiffen, die die Rhede des Emporiums von Südasien bedeckten, nicht bloß bengalische, javanische, siamesische und peguanische, sondern auch chinesische Dschunken. Und als ob die Chinesen schon damals sich des Verwandtschaftsanspruchs gewußt gewesen wären, den ihnen gegenüber den Europäern vor allen anderen Asiaten ihre höhere Cultur verleiht, waren auch hier sie es, die sich mit dem größten Eifer an den Befehlshaber der Portugiesen herandrängten, um ihn vor der trügerischen Zärtlichkeit Mahmuds zu warnen. Sie berichteten ihm, daß er durch die Araber verschwärzt worden sei und halfen den Anschlag vereiteln, den man in Malacca gemacht hatte, um ihn zu vergiften. Auch als zwei Jahre später d'Albuquerque selbst nach Malacca kam, waren wiederum die Chinesen seine Warner und Berather. Der portugiesische Held lohnte ihre Hülfe damit, daß er bei der fast allgemeinen Zerstörung Malacca's das Chinesenquartier verschonen ließ. Die Chinesen waren damals in solcher Zahl in Malacca, daß sie, gleichwie die Javanen, Gudscheraten und Bengalis, das Recht hatten, ihren eigenen Consul oder Sachwalter vorgesetzt zu erhalten[23]).

Als Malacca portugiesisch geworden war, stieg es rasch von der Höhe herab, auf der es gestanden, ehe die Europäer nach dem Archipel gekommen waren. Die Malayen beunruhigten es noch ein Jahrhundert von verschiedenen Seiten derart, daß die Portugiesen ihre Herrschaft kaum über das Weichbild hinaus nothdürftig aufrechterhalten konnten, die Holländer aber, an welche es 1640 verloren ging, behandelten es als einen Vorposten von Batavia. Sie thaten nicht nur nichts für seine Hebung, sondern verwalteten es in ihrer monopolistischen Weise so, daß der Ackerbau verfiel und die

[23]) O. Peschel, Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen 1858. S. 599, 601, 605. Wir hatten schon mehrmals Gelegenheit, auf ähnliche Warner- und Rathgeberdienste aufmerksam zu machen, welche die Chinesen den Europäern in ähnlichen Fällen erwiesen. So wandte auch Van Noort, als er 1600 zuerst nach Borneo kam, Chinesen an, um mit dem Sultan von Bruné zu verhandeln. (J. Logan, Notices of chinese intercourse with Borneo proper. Journ. Ind. Arch. II. 611.) So schroff sie dem Fremden in China selbst gegenübertreten, so lebhaft scheinen sie hier inmitten gewaltthätiger Halbwilden eine gewisse Interessengleichheit mit den Europäern zu empfinden und dieser Instinkt führt sie nicht irre.

Bewohner auswanderten. Blundell theilt aus der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Bericht mit, dem zu Folge Malacca's Seelenzahl, die man zur Zeit der Blüthe auf 150,000 geschätzt hatte, auf 5000 gesunken war[24]). Zwar hob sich die Stadt wieder in den ruhigeren Zeiten des vorigen Jahrhunderts, so daß ihre Zoll-Einkünfte 1779 auf 162,000 und 1815 auf 125,000 Gulden geschätzt wurden. Aber die Gründung von Pulo Pinang und später von Singapore unterbanden ihre Lebensadern und als sie 1825 endgültig an die Briten kam, schützte sie wohl nur ihre strategisch günstige und gesunde Lage, sowie vielleicht die historische Bedeutung davor, daß man sie ganz verließ, wie Manche riethen. Ihr Verkehr war so gesunken, daß sie Jahrzehnte hindurch mit einem Deficit von 100,000—200,000 R.M. verwaltet wurde.

Die Chinesen, welche einst an ihrer Blüthe theilgenommen hatten, blieben ihr indessen auch im Verfalle getreu. Wahrscheinlich war schon von früher her ein Grundstock chinesischer Ansiedler vorhanden, welche sich mit malayischen Weibern verheirathet hatten. Wenigstens sind ihre Sprößlinge, die durch beständige Zufuhr chinesischen Blutes und Wiederverheirathung mit Mischlingen von Geschlecht zu Geschlecht chinesenähnlicher werden, seit lange der Kern der Bevölkerung von Malacca. Man unterscheidet sie als „Malaccachinesen" in Südasien, und sie spielen besonders in Singapore eine große Rolle, wo man schon vor dreißig Jahren ihre Zahl auf etwa 1000 schätzte. Sie gehören dort vorwiegend dem höheren Kaufmannsstande an. Im Aeußeren weichen sie etwas vom reinen chinesischen Typus ab durch vollere Gesichter, minder vorspringende Backenknochen und rundere Augen. Diese Malaccachinesen sind schon dadurch, daß sie meistens verheirathet sind, in socialer Beziehung über die Masse ihrer chinesischen Landsleute erhoben[25]). Heutzutage sollen nur die Aermsten und die Ackerbauer in entlegeneren Theilen der Colonie sich noch mit Malayinnen verheirathen.

In Malacca selbst führen sie allerdings, wie es scheint, ein ziemlich träges Leben. Finlayson, der den Platz im Jahr 1825 besuchte, fand, daß sie von der allgemeinen „dullness" angesteckt waren: „Sogar die Chinesen scheinen ihren industriellen Charakter verloren zu haben und geben das Schauspiel einer

[24]) Vgl. The history and present condition of Malacca in Journ. Ind. Archip. II. S. 726. [25]) Journ. Ind. Archip. II. S. 285. IX. S. 118.

traurigen Trägheit[26])." Renouard de Ste. Croix schildert sie im Anfang dieses Jahrhunderts noch als handelsthätig; er schätzt die chinesische Bevölkerung von Malacca auf 5/6 der Gesammtbevölkerung, die er auf 12,000 anschlägt und sagt, der ganze Handel ruhe in ihren Händen[27]). Zu Malcom's Zeit (1836) hatte die Stadt wieder eine Einwohnerzahl von 22,000 erreicht, wovon ¼ Chinesen waren. Wir wissen nicht, ob er bloß die Finlayson'sche Bemerkung variirt, wenn er sagt: „Die Stille des Todes herrscht in den Straßen und selbst die arbeitsamen Chinesen scheinen hier von der Trägheit angesteckt zu sein." Aber jedenfalls muß Malacca ihm ähnlich todt erschienen sein, wie seinem Vorgänger. Dieß mag indessen die faulste Zeit gewesen sein, denn seitdem hat Malacca durch die Chinesen wieder eine ganz andere Bedeutung gewonnen, und zwar eine Bedeutung, mit der es unter allen Colonien dieses Volkes allein steht: „Die Chinesen, welche nach Singapore kommen, um Geld zu machen, und welche als Kaufleute, Makler und Krämer das Leben dieses Handelsplatzes sind, ziehen sich, wenn sie Erfolge gehabt haben, noch unter mittleren Jahren nach ihrem Elysium, ihrem geliebten Malacca zurück, um hier den Rest ihrer Jahre zu verleben. Nur sind sie hier ebensosehr unthätig, als sie in Singapore voll Eifer waren. Anstatt sich Beschäftigung zu suchen durch Anlage ihres Capitals in irgend einer Gewürz-, Reis- oder Zuckerpflanzung, bauen sie sich prachtvolle Häuser in einem engen und gezwängten Theile der Stadt und hier verbringen sie in einer verdorbenen Atmosphäre ihre Zeit ohne jede ernsthafte Beschäftigung[28])." Sie sind dabei die Haupteigenthümer der Landgüter um Malacca, und der Zinnbergwerke, welche in der Nähe

26) G. Finlayson, die Gesandtschaftsreise nach Siam und Huë. 1827. S. 39.

27) Renouard de Ste. Croix. Voyage comm. et polit. aux Indes orientales 1810. I. 291.

28) Balestier im Journ. Ind. Archip. II. S. 145. Ihr Handelsgeist geht ihnen aber dabei nicht verloren, denn gerade die Malacca-Chinesen sind, wie oben erwähnt wurde, die erfolgreichsten Kaufleute in Singapore: „Seit einigen Generationen unter der europäischen Herrschaft geboren und erzogen, ist diese Classe frei von Vorurtheilen und von jeder Scheu und genießt dadurch große Vortheile in der Wettbewerbung. Sie widmen sich fast alle dem Handel und haben einen großen Vorsprung vor ihren Landsleuten, die aus China kommen, da diese niedrigeren Classen angehören und weder durch Capital noch Geschäftskenntniß in der Lage sind, es ihnen gleich zu thun." Journ. Ind. Arch. IX. 115.

gelegen sind. Sie genießen eines guten Rufes. „Da sie ihren Wohlstand in voller Sicherheit genießen können, ist ihre sonst so schroff hervortretende Selbstsucht sehr gemildert. Sie sind sehr gastfrei und geben häufig bedeutende Summen für gemeinnützige Zwecke aus[29])." Sie fühlen sich schon lange so heimisch, daß sie, ganz wie in China, die Umgegend mit den Gräbern ihrer Todten besäet haben. „Die dieser Nation eigenthümliche große Verehrung der Todten, die sich in der Kostbarkeit und sorgfältigen Erhaltung der Gräber ausspricht, hat der umliegenden Landschaft ihr Gepräge aufgedrückt. Während in Singapore die reichen Kaufleute alle hübschen Punkte um die Stadt ausgesucht haben, um ihre Wohnhäuser dort aufzubauen, sind hier die schönsten Anhöhen in der Umgegend mit chinesischen Gräbern bedeckt, deren einige mit großen Kosten aufgeführt sind[29])."

So sind sie hier durch ein wohlbehäbiges Leben, wie anderwärts durch ihre Thätigkeit, die Erhalter der Stadt. Nachdem es seinen Handel verloren, würde Malacca kaum etwas besseres als wieder ein Malayendorf geworden sein, wenn nicht die Chinesen es zu ihrem Buen Retiro gewählt hätten. Auch halten sie, abgesehen von den Arbeiten in den nahen Zinn- und Goldbergwerken, durch ihre Steuern die Colonie soweit aufrecht, als es bei der Stagnation und den nicht unbeträchtlichen Unterhaltungskosten eben möglich ist. Die Opium-, Arrack- und Zinnsteuern sind die drei hervorragendsten Einnahmequellen und alle drei treffen direkt die Chinesen.

Bei diesem Wohlstand und Gedeihen ist es auffallend, daß das chinesische Element sich nicht auch darin als das überlegene gezeigt, daß es den Malayen seine Sprache aufprägt. Es ist vielmehr Thatsache, daß ebensowohl in Malacca, wie in Singapore und Pinang, es gerade das Malayische ist, welches als Lingua franca gilt, wiewohl gerade die Malayen in geschäftlicher Beziehung die wenigst bedeutenden von diesem ganzen Völkergemische sind. Auch die Europäer lernen leicht etwas malayisch, aber schwer chinesisch. Die Schwierigkeit der letzteren Sprache dürfte zu einem, der Abschließungstrieb der Chinesen zum anderen Theil diese Erscheinung erklären. Der Aufnahme chinesischer Sitten und Gebräuche von Seiten der Malayen steht hingegen die große Verschiedenheit des Charakters und der socialen Stellung entgegen. —

---

[29]) F. Jagor, Singapore, Malacca, Java. Berl. 1866 S. 101.

Außerhalb der engen Grenzen dieser drei europäischen Ansiedelungen sind die Chinesen auf der malayischen Halbinsel fast nur als Bergleute zu finden. Nur der reiche Gewinn, den die zahlreichen Goldwäschereien und Zinngruben dieser Region verheißen, kann die Gefahren aufwiegen, denen sie sich in den kleinen Malayenstaaten aussetzen, wo Habgier und Willkür die Behandlung bestimmen, die man ihnen angedeihen läßt. Es sind aber auch die verwegensten und ärmsten, die sich in diese Regionen vorwagen. Sie lassen keine Gelegenheit vorübergehen, um den Malayen Gleiches mit Gleichem zu vergelten und an einem oder dem anderen Ort der Halbinsel glimmt immer ein Flämmchen von Aufruhr.

In den 40er Jahren zählte man auf der Halbinsel gegen 50 größere Bergwerksunternehmungen, welche von Chinesen geleitet und meist auch von ihnen bearbeitet wurden. Erst seit Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhunderts haben sie sich mit Macht auf die Ausbeutung dieser Mineralschätze geworfen. So wurden z. B. die vielgenannten Goldminen von Mt. Ophir bei Malacca früher von Malayen leichthin bearbeitet, bis im Jahre 1817 zuerst 20 bis 30 Chinesen sich betheiligten, deren Zahl 1846 auf 250 gewachsen war. Die Zinnminen von Titian Agar, gleichfalls bei Malacca, schlossen sie 1793 zum ersten Male auf und 1847 waren dort 2200 Chinesen beschäftigt. In der Gegend von Malacca ist noch eine ganze Reihe in den 40er Jahren geöffnet worden. Vorher hatten die Eingeborenen da und dort einiges Erz gegraben, aber erst seit dem Eingreifen der Chinesen hat das Geschäft Schwung erhalten. Die Zahl der hier beschäftigten Sinkihs und Kulis wurde 1848 auf nicht ganz 2000, 1850 auf 4000 geschätzt[30]). Die Eigenthümer wohnen meistens in Malacca, und die Arbeiter, die zu den ärmsten Einwanderern gehören, dienen entweder ihre Ueberfahrt ab oder erhalten festen Lohn (4—5 Doll. p. Monat sammt Kost, die zu 1 Doll. berechnet wird); aber einen, wenn auch noch so kleinen Antheil am Gewinn erhalten sie außerdem alle. Die Fahrt von China nach Malacca wird durchschnittlich mit 10—11 Doll. angerechnet, und außer diesen erhält ein Sinkih, der in den Minen arbeitet, noch 3—6 Doll., um sie nach Hause zu senden und $1\frac{1}{4}$—$1\frac{3}{4}$ Doll. für nothwendige Bedürfnisse, so daß er sich nicht viel schlechter steht, als ein Kuli. Ein einigermaßen sparsamer Arbeiter kann, nachdem

30) Journ. Ind. Archip. VIII. 124.

er Kuli geworden, im 2. Jahr 40—50 Doll. zurücklegen und mit diesen fängt er dann meistens zu handeln an. Selten ist es, daß er länger als zwei Jahr in der Mine aushält. Höhere Stellungen sind die des Aufsehers, Schreibers und Proviantmeisters, die mit 10—15 Doll. p. Monat sammt Kost bezahlt werden[31]). Außer diesen Zinnminen, die noch in die Jurisdiktion von Malacca gehören, finden sich sehr ertragreiche auch an der Ostküste der Halbinsel bei Kalantan, Tringanau und Pahang und an der Westküste auf Junk Ceylon (Salang) und im Gebiet von Perak. Bis nach Decompah und Tenasserim hinauf wird Zinn gegraben. Die Hälfte des Zinnes, das gegenwärtig Europa aus Südasien bezieht (insgesammt auf 12,000 Tonnen veranschlagt), kommt aus diesen zerstreuten Minen.

Die Arbeitermengen sind zu wechselnd und die Angaben über dieselben meistens zu schwankend, um eine auch nur annähernde Schätzung der Zahl der hier beschäftigten Chinesen zuzulassen. In Toneah auf Junk Ceylon soll die innere Stadt „fast ganz" von Chinesen bewohnt sein; Decompah „hat sicher über 10,000 Einwohner, größtentheils Chinesen[32])." In Larut (Perak), das jährlich nahezu 1000 Tonnen Zinn liefert, müssen mehrere Tausend Chinesen sich befinden, denn bei einem Streit, der unter ihnen 1872 ausbrach, fielen mehrere Hundert von ihnen, und ein Theil der Ueberlebenden war mächtig genug, um den malayischen Radscha zu vertreiben und ein volles Jahr lang sich in einer Schreckensherrschaft mit Raub und Piraterie zu behaupten. Zuletzt schritten, gerade wie es ein Jahr früher in Salangor nöthig geworden war, die Engländer ein, und legten den Chinesen eine Friedens-Bürgschaft von 50,000 Doll. auf. Sie schlossen zugleich mit dem Radscha von Perak einen Schutzvertrag, der u. a. damit begründet wurde, daß es diesen kleinen malayischen Fürsten mehr und mehr unmöglich sei, ihre Autorität zu behaupten, da sie wohl mit ihren malayischen Unterthanen, nirgends aber mit den chinesischen Einwanderern fertig zu werden wüßten[33]). In Pahang fand Malcom schon vor vierzig Jahren 200, in Tringanau ca. 3000 Chinesen[34]).

---

[31]) Ebendas. VIII. 123. [32]) Deetjen in Z. f. Erdk. 1874 S. 148, 150.

[33]) Times, 11. März 1874.

[34]) Malcom a. a. O. II. 121. Nach seiner Angabe besuchte schon 1720 ein Kaufmann Hamilton Tringanau und zählte daselbst 1000 Häuser resp. Hütten, wovon die Hälfte chinesisch.

Einzelne, die reich geworden waren, wurden die „Hofbanquiers" bei den malayischen Sultanen und Radschas. So hatte in Kidah ein Chinese den ganzen Ertrag des Landes an Rattans, Drachenblut und Zinn gepachtet und neuerdings pachtete ein Chinese aus Siam die reichen Zinngruben Renown (südl. Tenasserim[35]). Dieß sind indessen Ausnahmen. Im Allgemeinen sind die Chinesen dieser Region weder von den Wohlhabendsten noch von den Besten. Bei der gierigen, voraussichtslosen Art, in der sie die Zinnminen bearbeiten, erschöpfen sie sehr bald diese Quellen von Wohlstand. Sie sind dann leicht geneigt, Wegelagerer oder Piraten zu werden, und der ungeordnete Zustand der malayischen Regierungen gibt ihnen nur zuviel Raum, ihre Fähigkeiten auch nach dieser Richtung hin unbeengt zu entfalten. Im Ganzen sind daher die Urtheile über ihren Charakter und ihre sociale Stellung nicht verschieden von demjenigen, welches wir oben über die Tenasserim-Chinesen angeführt haben.

---

35) Deetjen a. a. O. S. 148. Journ. Ind. Archip. V. 63.

X.

Die Chinesen im indischen Archipel*).

Der Handelsverkehr der Chinesen mit den Völkern des indischen Archipels ist nach seinem Alter nicht genau zu bestimmen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß er schon bestand, ehe die Europäer in diese Regionen vordrangen. Die festen Formen, in denen sich dieser Verkehr zu Malacca, Atschin, Bruni bewegte, als die Europäer zum ersten Mal dorthin kamen, läßt unter allen Umständen nicht daran zweifeln, daß er schon längere Zeit bestanden hatte. Benützten doch die Europäer anfangs selbst die Chinesen, um mit den einheimischen Machthabern in Verkehr zu treten. Indessen ist es sicher, daß die Chinesen zu jener Zeit nicht colonisirend, sondern zunächst nur handeltreibend in diesen Gegenden auftraten. Der stärkere Strom ihrer Zuwanderung, ihre Festsetzung und ihre tiefere Einwirkung auf die Ausbeutung der natürlichen Reichthümer und auf die politischen und wirthschaftlichen Verhältnisse der Einwanderer hat erst nach der Zeit begonnen, in der die Europäer sich hier zu zeigen begannen und man kann dieselben in allen Fällen als eine Erscheinung betrachten, welche die europäische Coloniengründung begleitete oder ihr nachfolgte. Dieß bedeutet aber nicht überall einen ursächlichen Zusammenhang. Derselbe ist allerdings vorhanden z. B. in Java, wo die Chinesen deutlich in den Spuren der Europäer nachrückten; in Borneo hingegen sind ihre Colonien selbstständig in's Innere vorgedrungen und haben sich dort gegen den

*) Bei der Fülle des literarischen Materials, das über die Länder und Völker des indischen Archipels vorliegt und dem Alter und der Ausdehnung des chinesischen Verkehrs mit denselben, ist es möglich von dem letzteren ein viel ausgeführteres Bild zu entwerfen, als von ihrem Verkehr mit irgend einem anderen Theile von Südasien. Ich behalte mir eine Schilderung dieses Verkehrs für eine besondere Veröffentlichung vor und gebe hier einstweilen nur auszugsweise ohne Detail und Verweisungen diejenigen Thatsachen, welche in einem Gesammtbilde der chinesischen Colonisationsthätigkeit nicht fehlen dürfen.

Willen der Eingeborenen sowohl als der Europäer zu behaupten gewußt. Es ist überhaupt nicht zu übersehen, daß die zur Auswanderung antreibende rasche Bevölkerungszunahme in China der Zeit nach zusammenfällt mit dem stärkeren Vordringen der Europäer nach diesen Gegenden, und daß kurz vor dieser Zeit die Araber ihren Handel in diesen Meeren bedeutend ausgebreitet, für denselben neue Schätze, kürzere Wege entdeckt und dadurch wohl auch die Chinesen zu größeren Unternehmungen angespornt hatten. Nun trat noch die Ankunft der Europäer verstärkend zu diesen Impulsen, indem durch sie noch viel erfolgreicher als durch die Araber die Quellen des Handels aufgeschlossen wurden. So ist die chinesische Auswanderung seit dieser Zeit ununterbrochen nach diesen Regionen hingeströmt, und zwar in solcher Stärke, daß ohne die Hemmung, welche ihr einerseits durch das Verbot der Frauenauswanderung und andererseits durch die antichinesischen Maßregeln der eingeborenen Fürsten und der europäischen Colonialbehörden angelegt wurden, große Theile der indischen Inseln heute so gut chinesisch sein würden, wie etwa die Westhälfte von Formosa. Man hat die Größe dieser Einwanderung neuerdings auf 10,000 Köpfe im Jahresdurchschnitt geschätzt. Es sind der Herkunft nach wie überall in Südasien vorwiegend Eingeborene von Fukian und Kuangtung.

Ihre hiesige Stellung hat sich naturgemäß aus dem Handel herausentwickelt. Ihr ruhiger und geräuschloser Eifer, ihr friedlicher Charakter, die Einseitigkeit, mit der sie, scheinbar auf nichts anderes bedacht, ihren Geschäften nachgingen, ließ den malayischen Radscha's diese Fremdlinge als ebenso nützlich wie ungefährlich erscheinen. Sie wurden deßhalb allen anderen Fremden vorgezogen. Aber diesen Handelsleuten folgten immer bald Schaaren von Glücksuchern nach, die sich über das Land zerstreuten und mit ihrer angeborenen Schlauheit und Energie rasch verstanden, sich die Hülfsquellen desselben dienstbar zu machen. Gegen diese Massen kam keines der einheimischen Völker, selbst nicht die Javanen, auf. Zaghaft solange sie sich schwach fühlen, werden die Chinesen aggressiv, sobald sie eine Masse hinter sich haben. Und ihr gewohnheitsmäßig dichtes Zusammenleben, ihr Zusammenhalt in festgeschlossenen Arbeitsgesellschaften und Geheimbünden, die alljährliche Auffüllung ihrer Reihen durch Nachwanderer in den besten Jahren gibt ihnen eine Kraft, die in so dünnbevölkerten Ländern doppelt fühlbar wird. Es

ist unter diesen Umständen kein Wunder, wenn z. B. in Pontianak und Sambas die drei Kongsis der Laufong, Taykong und Lara Sintakiu (mit 10,000, 6000 und 5000 Köpfen) Jahrzehnte hindurch die bedeutendste politische Macht auf der Westküste von Borneo darstellten. Mehr als einmal wandten sich die einheimischen Fürsten an die Holländer um Schutz gegen diese unbotmäßigen kleinen Chinesenstaaten, die sich als Herren des Landes geberdeten. Aber die Colonialbehörden fanden es fast ebenso schwer wie die Radscha's, ihrer Herr zu werden. War doch der Chinesenkrieg, der von 1740—42 auf Java wüthete, eine der schwierigsten Episoden in der holländischen Colonialgeschichte. Wenig fehlte, daß er sie die Herrschaft über die Insel kostete. So wurde auch in den 50er Jahren unseres Jahrhunderts auf Borneo ein Züchtigungskrieg gegen den kleinen Chinesenstaat von Montrado nothwendig und dieser Krieg kostete die Holländer große Opfer, ohne doch zu einem durchgreifenden Erfolg zu führen. Ueberhaupt hat es nirgends an Unruhen gefehlt, wo irgend ein paar Tausend Chinesen beisammen lebten, denn ihre Fügsamkeit, wenn sie in Massen leben, ist eben so gering, wie die Einsicht und Gerechtigkeit der malayischen Fürsten. Es hat sich nach und nach ein System von Repressionsmaßregeln über alle Gebiete ausgedehnt, nach denen ihre Auswanderung in größerer Zahl hinzielt. Die holländischen Colonialbehörden erschweren nicht bloß die Einwanderung nach Java, sondern haben auch die einheimischen, von ihnen abhängigen Fürsten vermocht, ähnliche Maßregeln gegen die chinesische Ueberschwemmung zu treffen. Es scheint in der That, als ob dadurch sowohl die Zahl der Verweilenden als der Zuwandernden stark abgenommen habe. Auch die allmähliche Abnahme des Goldreichthums mag hierzu beitragen. Dagegen hat sich ihr Handel nach und nach bis zu den Eilandgruppen um Neu-Guinea ausgebreitet, und an den wenigen Punkten, wo man ihrer Zuwanderung und ihrem Verweilen keine Schranken zog, z. B. in Bruni, sind sie ganz von der dominirenden Bedeutung wie in Singapore oder Pinang. Da ihnen die Vortheile dieser Länder und die Wege, die zu ihnen führen, nun einmal bekannt sind, und da sie, soviel wir wissen, das einzige Culturvolk sind, welches sich in diesen heißfeuchten Strichen behagt und behauptet, so wird es doch nur eine Frage der Zeit sein, daß sie diese Inseln überschwemmen und in ihrer langsamen Weise allmählich in Besitz nehmen. Da dieselben von einer leichter verdrängbaren Rasse bewohnt sind, bilden sie ein

zugänglicheres Colonialgebiet als z. B. Hinterindien. Die europäische Colonialpolitik wird dann mit der Zeit sich darauf beschränken müssen, wie es in den englisch-südasiatischen Colonien schon längst System geworden, sie in Ruhe zu halten und gewähren zu lassen. Die Welt im Ganzen hätte sicherlich nur zu gewinnen, wenn ein so reiches Gebiet von dieser arbeitsamen Rasse zum Feld ihrer Thätigkeit gemacht würde.

Die ständige chinesische Bevölkerung des Archipels concentrirt sich auf den Inseln der Osthälfte. Java, Borneo, Sumatra, Banka, Biliton, Rio sind die Gebiete, welche die meisten Chinesen umschließen. Unter ihnen ist wiederum Java das dichtestbevölkerte und cultivirteste von allen, auch das chinesenreichste. Der Census von 1871 wies in Java und Madura 181,732 Chinesen nach, 1856 zählte man 135,649, 1845 105,983, 1838 100,987 Chinesen. Sie betrug 1838 1,2, 1845 1,1, 1856 1,2 und 1871 1,07 % der Gesammtbevölkerung. Unter der Chinesenbevölkerung von 1856 waren 29 % Männer, 28 % Frauen und 43 % Kinder unter 10 Jahren. Von der Chinesenbevölkerung von 1871 kamen 66,790, also etwas mehr als ein Drittel, auf die Regentschaft Batavia, 14,827 auf Cheribou, 14,632 auf Rembang, 13,857 auf Samarang. Aus früheren Jahrzehnten liegen ebenso genaue statistische Angaben nicht vor. Crawfurd und Raffles sprechen in ihrer Beschreibung von Java nur von „circa 100,000" chinesischen Einwohnern und von „mehr als 1000," die jährlich einwandern. 1779 soll Batavia unter 129,000 Einwohnern 22,000 Chinesen gezählt haben (Stavorinus) und Valentyn gibt 1723 für die innere Stadt und die Vorstädte unter 4750 Häusern 2237 chinesische an. Damals bezahlte jeder Chinese ½ Dukaten Kopfsteuer und diese Besteuerung soll bei den Chinesen von Batavia durchschnittlich 40,000 Ryksdalers jährlich ergeben haben (Barrow). Wenn in dem Aufstand von 1740 nach den niedersten Schätzungen 10,000 Chinesen, nach anderen 20,000 allein in Batavia umkamen, so kann man sich einen Begriff von der Zahl machen, bis zu der sie damals angewachsen waren. Waren es doch gerade die Beschränkungen, welche man ihnen aus Furcht vor ihrer allzu raschen Vermehrung auferlegte, die diesen Aufstand erregten.

Noch 1853 hat es die Colonialbehörde von Batavia für nöthig befunden, die Einwanderung der Chinesen zu untersagen, aber schon 1856 wurde dieses Verbot wieder zurückgenommen. Die

Holländer können eben trotz ihres fein ausgedachten Colonialsystems der Chinesen sowenig entbehren, wie die Spanier oder Franzosen oder Engländer. Sie verwandten selber auf Java 1856 nicht weniger als 3357 chinesische Pächter zur Einhebung der Regierungseinkünfte. Im Uebrigen sind dieselben als Kleinkaufleute und Gewerbtreibende unentbehrlich. Vor der Einführung des Cultursystems war auch ein großer Theil des Ackerbaues in ihren Händen. Den Anbau von Zucker und Indigo, den Betrieb der Reismühlen hatten sie im vorigen Jahrhundert geradezu monopolisirt. Auch jetzt noch werden sie von der Regierung vielfach als Aufseher der javanischen Feldarbeiter und auch in den Theepflanzungen und bei der Seidenzucht beschäftigt. Von dem Lande, welches auf Java Privateigenthum ist, eignen die Chinesen 18 (die Europäer 80) Procent.

Auf Borneo sind die Chinesen besonders stark vertreten auf der West- und Nordküste. Ihre Zahl ist nicht genau anzugeben. Bei dem noch heute so unsicheren Besitzstand der Holländer schwanken die Bevölkerungszahlen selbst der ansäßigen Bevölkerung von Jahr zu Jahr und die der Chinesen sind bei der großen Sterblichkeit und der ununterbrochenen Zuwanderung doppelt schwer zu schätzen. 1836 ergab eine annähernde Schätzung der Bevölkerung desjenigen Theiles der Insel, den die Holländer beanspruchen (ca. $\frac{3}{4}$ des Flächeninhaltes), 130,000 chinesische Einwohner. Später wurden sie auf 150,000 geschätzt. Der Chinesengouverneur von Montrado theilte Earl mit, daß er 110,000 Chinesen unter sich habe. Pontianak und Sambas sollten in 3 Kongsi's (Arbeitsgesellschaften) allein 21,000 Mann zählen (Temminck) und 1835 gab man die Zahl der im Innern dieser beiden Distrikte wohnenden und vorzüglich mit Bergbau beschäftigten Chinesen auf 70,000 an (Malcom). Schon Crawfurd-Raffles gaben für diese Distrikte 36,000 chinesische Bewohner an. Die Zählung von 1836 gab aber in Distrikt und Stadt Pontianak nicht mehr als 17,693 und auf der ganzen Westküste 36,074 Chinesen. Allerdings ist kein Zweifel darüber, daß Tausende sich der Zählung entzogen. Aus niederländischen Quellen wurde die Gesammtzahl der Chinesen auf der Westküste im Jahr 1868 nur auf 24,730 angegeben, wovon 11,828 Männer. Hingegen gab 1871 ein englischer Consularbericht die Zahl der am Kapuasflusse angesiedelten Chinesen allein zu 24,000 an.

Borneo's Goldreichthum und Fruchtbarkeit haben die Chinesen

früh angezogen. Die Europäer fanden sie die Ersten im Handel und Verkehr, als sie hierherkamen, und es gelang ihnen schwer, sie aus dieser Stellung zu verdrängen. Noch heute ist Küsten- und Außenhandel vorzüglich in ihren Händen, während sie sich im Kleinhandel mit den Arabern und Malayen begegnen. Wann sie in so großen Mengen sich auf den Goldbergbau und das Edelsteinsuchen warfen, ist nicht bekannt, aber es ist sicher, daß sie auch hierin heute die Ersten sind. Die reicheren Minenregionen, wie Montrado und Mandor, haben zeitweise 8—10,000 Chinesen beschäftigt. Die Zucker- und Pfefferpflanzungen werden bis heute fast nur von ihnen betrieben; auch der Reisbau an der Küste beruht zum Theil auf ihrer Arbeit. In Bruni sind sie die einzigen Sagofabrikanten. Das Quecksilber und Antimon, das von hier ausgeführt wird, wird von ihnen gegraben und gereinigt und überhaupt sind sie in diesen Regionen, wo die Holländer noch nicht Fuß gefaßt haben, die Pioniere des Handels.

Von den kleineren Inseln um Borneo beherbergt die größte der Anambag-Gruppe gegen 100 Chinesen, und zerstreute Trepang- und Perlmutterfischer findet man in der günstigen Jahreszeit fast an jeder von ihnen. Auf Labuan arbeiten Chinesen in den Kohlenbergwerken.

In Sumatra sind die Chinesen minder zahlreich als in Java und Borneo. Die Insel bietet weder die Sicherheit wie Java, noch die Gold- und Edelsteinschätze von Borneo. Indessen wohnen sie ziemlich dicht in und um Palembang, wo man ihrer „gegen 22,000" zählt (Mohnicke). Aber man ist über die Gesammtzahl der Chinesen ebenso sehr im Unklaren wie über die Gesammtbevölkerung von Sumatra. Die Ansiedelung ist eine der älteren, da ihr Ursprung mit der Anlage der Zinnbergwerke auf Banka zusammenhängt, und es gibt deßhalb hier besonders viele im Lande von malayischen oder malayisch-chinesischen Müttern Geborene. Ihre Hauptbeschäftigung ist der Handel und das Gewerbe. Auch in Atschin trieben sie früher einen Handel, dessen Lebhaftigkeit und reicher Ertrag schon von Dampierre in Worten geschildert wird, die an die alten Beschreibungen von Malacca oder Calicut erinnern. Aber mit dem Verfall dieses Handels sind auch die Hauptträger desselben verschwunden und nur in der Mischlingsrasse der Atschinesen scheint man dann und wann noch einen Rest des hier einst so bedeutenden Chinesenthums zu gewahren.

Banka und Biliton, die beiden Zinneilande, in geographischem Sinn zu Sumatra gehörig, sind als ein vierter Colonisations-Mittelpunkt der Chinesen im Archipel zu nennen. Hier begann ein starkes Zuströmen der Chinesen unmittelbar nach der Entdeckung der Zinnlagerstätten (1711). Schon die ersten Colonisten von Muntok waren Chinesenabkömmlinge und diese sollen zuerst das Zinn geläutert haben. Einem Chinesen Asing schreibt man die Einführung der Vorrichtungen und Methoden zu, mit und nach denen die Gewinnung und Läuterung des Zinnes bis auf die neueste Zeit herab bewerkstelligt wurde. Die Chinesen strömten bald in solcher Menge zu, daß sie die Zinngewinnung vollständig in ihre Hände bekamen. Später ging die Leitung aus ihren Händen in die der Holländer über, aber als Unterbeamten und Arbeiter bleiben die Chinesen unentbehrlich. 1840 zählte man unter 35,000 Einw. der Insel 18,000 Chinesen, 1856 unter 47,189 15,105, 1870 unter 54,242 17,100. Die Zahl der chinesischen Einwohner von Biliton wurde 1857 auf 806 angegeben.

Ein fünfter Colonisationsmittelpunkt ist Rio, eine Insel des Rio-Linga Archipels, der mit unzähligen Inseln und Eilanden sich in den Winkel zwischen der malayischen Halbinsel, Sumatra und Banka einschiebt. Rio sollte in Concurrenz mit Singapore als Freihafen zur Blüthe gebracht werden, gedieh aber nicht so, wie man gehofft hatte. Zahlreiche Chinesen sind indessen gewissermaßen als Residuum dieses Colonisationsversuchs zurückgeblieben. Man gab ihre Zahl vor 20 Jahren auf gegen 15,000 an, es ist aber wahrscheinlich, daß dieselbe sich verringert hat, da nicht allein der Handel von Rio nicht zur Blüthe gekommen, sondern auch die früher beträchtlichen Pfeffer- und Gambirpflanzungen sich wegen Erschöpfung des Bodens nach Battam, Djohor u. a. benachbarten Plätzen gezogen haben. Bintang, eine Insel, welche zu diesem Archipel gehört, ist nicht zu vergessen, denn sie bildet ähnlich wie weiter im Norden Pulo Condor, eine wichtige Landmarke für die Dschunken, welche aus den chinesischen Meeren nach dem Archipel segeln. Die Seeleute opfern hier und nehmen Proviant und Wasser ein. Auf ihr und auf Linga sind auch von Chinesen Pfeffer- und Gambirpflanzungen angelegt.

Von Bali sagt Crawfurd, daß noch zu seiner Zeit die chinesische Scheidemünze das einzige Geld gewesen sei, welches daselbst Curs hatte. A. R. Wallace fand in Baliling chinesische Kaufleute, die

aber ihre Tracht abgelegt hatten und sich malayisch trugen. Der Hauptkaufmann war dort ein Chinese.

In der östlichen Hälfte des Archipels ist Celebes die einzige Insel, auf der sich die Chinesen in größerer Zahl finden. Man zählte dort 1840 in der Minahassa ihrer 510. Auf Ternate wurde im selben Jahre die verhältnißmäßig große Zahl von 401 Chinesen gezählt. Von Ternate und anderen Inseln der Molukken aus betreiben sie gemeinsam mit Bugis und Javanen jenen Handel nach den Inseln der Aru- und Key-Gruppe, welcher der einzige Faden ist, der das Leben der eingeborenen Papua's mit der Cultur verknüpft. Aber gerade die Chinesen finden in diesen sonst von Handelsleuten noch so wenig besuchten Gegenden in reichster Fülle einen Gegenstand, der zu den Stapelartikeln ihres Archipelhandels gehört: den Trepang. Ohne ihre nur immer wachsende Nachfrage nach diesem Leckerbissen, ferner nach den Salanganennestern, den Haifischflossen, der Perlmutter, dem Schildkrott und dergl. würde es diesen wenig besuchten Gegenden gänzlich an den Mitteln fehlen, um sich die Bedürfnisse einzutauschen, welche nach und nach ihr Leben wenigstens in etwas des besitzlosen, thierischen Charakters entkleiden. Hier sind die Chinesen in der That Culturförderer. Schon zu Barrow's Zeit ging alljährlich eine Flotte von 60 malayischen Prauen sogar nach der australischen Nordküste, um Trepang zu fangen, den sie dann an die in Timor ansässigen Chinesen zur Ausfuhr nach China verkauften. — Auch die Sulu-Inseln besuchen sie seit längerer Zeit. Die Spanier von Manila trafen sie dort schon im Anfang des vorigen Jahrhunderts und nahmen bald darauf zwei chinesische Dschunken weg, welche den Suluinsulanern in ihrem Krieg mit den Spaniern Waffen zuführten. Es kamen jährlich zwei Dschunken aus Amoy, die den ganzen Handel dieser Inseln vermittelten. Der Sultan schickte zeitweise sogar Tribut nach Peking. Die Angabe, welche Dalrymple nach der Mittheilung eines französischen Missionärs macht, daß Basilan, zwischen den Sulu und Mindanao gelegen, alljährlich von 10—12,000 Chinesen besucht werde, die da kommen „um den Boden anzubauen und seine Erzeugnisse zu verschiffen" beruht wohl auf einem Mißverständniß.

Blicken wir nun auf die Stellung zurück, welche die Chinesen im indischen Archipel einnehmen, so müssen wir zunächst hinsichtlich ihrer Zahl hervorheben, daß nichts vollständig Genaues über dieselbe zu ermitteln ist. In dem Bericht über Niederländisch-Indien,

welcher gelegentlich der Wiener Weltausstellung erstattet wurde, gab man die Chinesenbevölkerung von ganz Niederländisch Indien für das Jahr 1871 auf 274,097 an. Indessen ist Java die einzige von allen Inseln, über deren Chinesenbevölkerung möglichst genaue Angaben vorliegen, während über so wichtige Gebiete wie Borneo und Sumatra wir bloß Schätzungen und in Betreff derjenigen Inseln oder Landschaften, wo nur wenige Chinesen sich befinden, oft selbst gar keine Angaben haben. Es kann daher nur eine sehr allgemeine Schätzung sein, wenn wir zu Java mit seinen 181,732, Borneo mit 50,000, Sumatra mit 30,000, Banka und Biliton mit 18,000, die Inseln des Rio-Linga-Archipels mit 25,000, und den gesammten übrigen Archipel mit 5,000 zählen. Es würde sich also eine Chinesenbevölkerung von 310,000 für den gesammten Archipel ergeben. Etwas weniger als die Hälfte von dieser Bevölkerung dürfte aus arbeitenden Männern bestehen, der Rest aus Frauen und Kindern von mehr oder weniger gemischtem malayisch-chinesischem Blut.

Soweit über Mischlingsnachkommen aus den chinesisch-malayischen Verbindungen Beobachtungen und Urtheile vorliegen, werden sie als kräftige Menschen geschildert, deren Begabung die der Malayen, Javanen, Dayaks 2c. des mütterlichen Stammes übertrifft. Als Arbeiter sollen sie noch beliebter sein als die reinen Chinesen. Wir wissen nicht viel darüber, wieweit sie ihren väterlichen Sitten, Gebräuchen und Anschauungen und vorzüglich der Sprache treu bleiben; aber nach einigen Andeutungen läßt sich schließen, daß auch hier die malayischen Idiome den Chinesen leichter geläufig werden als das Chinesische den Mischlingen, weshalb jene immer wieder die Oberhand gewinnen. Europäer und Chinesen verkehren durchgängig in malayischer Sprache.

Ueber eine der wichtigsten Grundlagen zur Beurtheilung der Zukunft dieser Colonisation, nämlich über die Widerstandsfähigkeit der einwandernden Chinesen gegen die erschlaffenden Wirkungen des Tropenklima's, vernehmen wir wenig. Daß in Batavia ihre Sterblichkeit größer ist als die der Europäer, kann nicht in Erstaunen setzen, da es bekannt ist, mit welcher Zähigkeit sie an ihrer ungesunden Sitte des gedrängten Wohnens auch hier festhalten. Da es aber Thatsache ist, daß sie in den Bergwerken von Banka, Borneo, Labuan alle einheimischen Arbeiter weit an Leistungsfähigkeit übertreffen, so scheint doch auch hier das Tropenklima sie

nicht mehr zu schädigen, als auf der malayischen Halbinsel oder in Hinterindien. Ob indessen nicht die Folgen des Opiumgenusses den Vorzug ihrer kräftigen Constitution und intelligenteren Arbeitsweise wieder paralysiren werden, ist eine Frage, die man um so eher gerade hier stellen muß, als derselbe unter den Chinesen des Archipels mit die größte Verbreitung erlangt hat. Der Brutto-Ertrag des Opiummonopols in Niederländisch Indien wurde 1843 auf $9\frac{1}{2}$ Mill. Gulden veranschlagt, 1856 ergab dasselbe eine Reineinnahme von $8\frac{2}{5}$ Mill., 1871 von $13\frac{1}{5}$ Mill., fast soviel wie die ganze Grundsteuer, mehr als das Doppelte aller Ein- und Ausgangszölle. Dabei wird noch der Schmuggel in solcher Ausdehnung betrieben, daß man wohl annehmen kann, es komme die Hälfte alles Opiums, das consumirt wird, nicht zur Besteuerung. Schon Little berechnete, daß $\frac{3}{4}$ der Chinesen in Java starke Opiumraucher seien. In der Residentschaft Samarang kamen 1871 monatlich durchschnittlich 3800 Ko. zum Verbrauch und in demselben Jahre wurden daselbst einmal an 2 Tagen 1200 Ko. consumirt. Selbst in den Einfuhrlisten entlegener, wenig producirender Gegenden nimmt Opium immer eine der ersten Stellen ein. So führte z. B. Sarawak im Jahr 1871 für 36,000 Doll. von dieser Drogue ein. Leider hat sich noch Niemand die Aufgabe gestellt, die Wirkungen dieses narkotischen Genußmittels im Großen und mit besonderer Berücksichtigung seiner wirthschaftlichen Bedeutung zu studiren. Wir haben zahllose Einzelschilderungen und Einzelurtheile, aber es ist unmöglich, aus diesem widerspruchsvollen Material sich ein Gesammturtheil zu bilden über die Folgen, welche der Opiumgenuß für die körperliche und geistige Arbeitsfähigkeit des chinesischen Volkes haben muß. Und doch ist es eine der Fragen, welche unser Urtheil über die Zukunft der Chinesen als Colonisten mit in erster Reihe bestimmen müssen.

Der direkte Verkehr zwischen dem indischen Archipel und China ist verhältnißmäßig gering. China steht unter den Ländern, mit denen die niederländischen Besitzungen in Verkehr stehen, in vierter Linie. Ein- und Ausfuhr zusammen bewerthete 1871 2,950,000 Gulden. Indessen sind hier mehrere Millionen Baargeld nicht mit eingeschlossen, welche von den Chinesen alljährlich auf Schmuggelwegen in ihre Heimath gesandt werden.

XI.

Die Auswanderung nach Amerika, Australien und anderen entlegeneren Gebieten.

In die Gebiete, die weiter östlich als die soeben betrachteten Theile des Archipels liegen, nach Polynesien und Amerika, haben die Ströme der chinesischen Menschenflut sich erst innerhalb der letzten Jahrzehnte zu ergießen begonnen und die Auswanderung, welche nach ihnen stattgefunden hat, ist in so ausgedehntem Maße unfreiwillig, ja selbst dem Sklavenhandel vergleichbar gewesen, daß man von Besiedelung hier noch gar nicht reden kann. In diese fernen Länder hat den Chinesen weniger sein eigener Wunsch als der fremde Bedarf geführt. Das Aussterben der dortigen Naturvölker, die Unzulänglichkeit der europäischen Zuwanderung, endlich die Beschränkung oder Aufhebung der Sklaverei ließen den Blick nach den alten asiatischen Ländern richten, deren Bevölkerungsüberfluß sie im Vergleich zu den menschenarmen Ländern des fernen pacifischen Westens wie zum Schöpfen oder zur Ableitung hingestellte Reservoirs voll Menschenkraft erscheinen ließ. Da die erste planmäßige Chinesen-Ansiedelung, die von Pulo Pinang und Wellesley, so ausgezeichnet gelungen war, dachte man schon im Anfang dieses Jahrhunderts im englischen Colonialamt daran, diese bewährten Colonisten auch für die englisch-westindischen Colonien, speciell für Trinidad, zu gewinnen. Es wurde in den Jahren 1805 und 1806 eine lebhafte Correspondenz über diesen Plan geführt [1]). Die Beamten in Pulo Pinang, welche praktische Erfahrungen über die chinesischen Auswanderer

[1]) Journ. Ind. Archip. VI. 143 ff. gibt unter Notices on Penang eine größere Zahl von amtlichen Dokumenten über diese projektirten Chinesenansiedelungen. Es ist bemerkenswerth, daß in der ganzen Correspondenz von keiner anderen als einer freiwilligen Auswanderung die Rede ist und daß gerade an der Schwierigkeit einer solchen dieser erste Plan scheiterte.

gesammelt hatten, waren entschieden für den Plan, ebenso die westindischen Colonialbehörden, aber derselbe scheiterte außer an der Unruhe jener kriegerischen Zeiten, an der Schwierigkeit, eine ständige Verbindung zwischen Westindien und China herzustellen, welche den ausgewanderten Chinesen erlaube, Briefe und Gelder regelmäßig in die Heimath zu senden. Ohne die Gewährleistung einer solchen regelmäßigen Verbindung, glaubte man, würden sie nicht auswandern, mit ihr aber würde ihnen selbst Westindien nicht zu weit sein.

Es vergingen mehr als 40 Jahre, bis die Frage der chinesischen Auswanderung nach Amerika wieder aufgenommen wurde. Dann ward sie aber sofort und in großer Ausdehnung zur That gemacht. Die Ausfuhr indischer Kuli's nach Westindien hatte den Weg geebnet, aber den Hauptanstoß gab die Entdeckung der Goldlager von Californien. Diese brachte innerhalb weniger Jahre 25,000 Chinesen (soviel zählte man in der allerdings nicht sehr genauen Aufnahme von 1852) an die Gestade des neuen Goldlandes. Der Transport der Chinesen nach Californien, wie auch später nach Australien, war zunächst eine Speculation der Schiffseigenthümer, welche nach Passagieren suchten, um rasch ihre Fracht zu vervollständigen. 1850 zogen ihre Schiffe im Hafen zu Hongkong, wie später die australischen, Flaggen auf, auf welchen Kinschan (Goldberge) geschrieben war, um anzuzeigen, daß sie nach Californien bestimmt seien, und die Auswanderungslustigen strömten zu Tausenden schon in diesem ersten Jahre herbei. Es zeugt für die Beweglichkeit und den Unternehmungsgeist der Chinesen, daß sie schon in großer Zahl nach Californien kamen, noch ehe die Auswanderung durch Agenturen in Hongkong und San Francisco geregelt war. In Kürze war aber auch hier die Contraktauswanderung im Gang, bei welcher dem Auswanderer das Fahrgeld und die ersten Bedürfnisse vorgeschossen wurden und dieser sich zur Rückzahlung in bestimmten Raten verpflichtete. Schon im Jahr 1850 war der Verkehr mit China so rege, daß ein fremder Beobachter die Prophezeiung wagen konnte: „San Francisco wird eines Tages eine halbchinesische Stadt sein[2]).“ In den besseren Minenregionen waren die Chinesen zwar nicht gelitten, sie durften nur da Gold waschen, wo die Europäer es nicht mehr

[2]) Derbec, Lettres écrites de la Californie in den Nouv. Ann. des Voyages 1851 S. 365. Derselbe berichtet, daß damals, zur Zeit des pilzartigen Aufschießens der Stadt, eine große Menge fertiger chinesischer Häuschen, zu 50—60 D. das Stück, aus China eingeführt wurde.

lohnend genug fanden und man sagt, daß auch schon ihre geringere Muskelkraft sie zwang, von der schwereren Arbeit im Oberlauf der Bäche abzustehen und lieber den hinabgeschwemmten leichteren und lockereren Schutt zu waschen. Die Taglöhne kräftiger weißer Goldgräber waren damals noch 5—6 D., die der Chinesen nicht die Hälfte. Aber sie fühlten sich reichlich belohnt, wenn sie sich auch nur halb soviel erwuschen wie jene [3]). Um so Wichtigeres leisteten sie als Weg- und Eisenbahnbauer, überhaupt bei allen großen öffentlichen Arbeiten, welche ohne die Hülfe dieser billig und emsig arbeitenden Asiaten weder so rasch noch so gut herzustellen gewesen sein würden, wie es das Interesse dieses rasch aufwachsenden Staates erheischte. In dieser Beziehung haben sie nicht wenig zu der erstaunlichen Entwickelung des ganzen „Pacific Slope" und Californiens in erster Reihe beigetragen; waren doch $\frac{3}{4}$ der Arbeiter, welche die westliche Hälfte der Pacificbahn herstellten, Chinesen.

Als ihre Einwanderung, soweit sie damals controlirt wurde, auf 8—10,000 Köpfe stieg, fürchtete man schon, daß Californien von einer „mongolischen Invasion" bedroht sei, aber es zeigte sich bald, daß die weitaus größte Zahl dieser Einwanderer auch hierher nicht gekommen war, um feste Ansiedelungen zu gründen, sondern um so rasch wie möglich Geld zu machen und zurückzukehren. *Je bessere Gelegenheit ihnen nun Californien bot, diesen Zweck zu erreichen, um so bälder verließen sie es auch wieder.* Jedes Jahr seit 1850 hat durchschnittlich 8000 Chinesen nach San Francisco gebracht und dennoch geben selbst die höchsten, aber sicherlich übertriebenen Schätzungen ihre Zahl in dem ganzen Gebiet der Vereinigten Staaten nicht höher als zu 150,000 an. Von 180,000, die von 1852—73 nach Californien kamen, sind nachweisbar 77,000 zurückgekehrt. Die Zählung von 1870 ergab noch nicht 70,000. Auch haben sie sich nur in vergleichweise geringer Zahl über die Grenzen der pacifischen Staaten hinausgewagt. Man sprach vor einigen Jahren viel von der „*chinesischen Frage*" in den Süd- und Oststaaten, d. h.

---

[3]) Ich traf im Sommer 1874 mit chinesischen Goldwäschern an dem einst berühmten, schon mehrmals durchgewaschenen Mariposa Creek zusammen, die durchschnittlich 2 D. p. Tag gewannen. Ein Amerikaner wird selbst heute eine Goldwäscherei, die dem Mann nicht 5 D. täglich bietet, für ein schlechtes Geschäft halten. Uebrigens sind überhaupt jetzt fast nur noch die Chinesen als einzelne Goldwäscher beschäftigt, denn die Amerikaner sind längst zu Maschinen übergegangen.

man debattirte für und wider die Einführung von chinesischen Arbeitern, nach gewissen Fabriken im Osten und nach den Plantagen im Süden. Selbst Agenten wurden nach China geschickt, während in den Staaten die Arbeiter der niederen Classen sich in ihren debating clubs in donnernden Resolutionen gegen die drohende Concurrenz aussprachen. Die ganze Bewegung, bei der nach dortiger Sitte viel unnöthiges Geschrei erhoben wurde, hat indessen noch keine 1000 Chinesen nach den atlantischen Staaten geführt. Einige Dutzend wurden nach Plantagen in Mississippi und Louisiana gebracht, einige Hundert kamen in verschiedenen neuengländischen und pennsylvanischen Fabriken unter[4]), wieder andere haben sich als Wäscher und Bügler in New Orleans, Galveston, St. Louis, selbst in Florida niedergelassen. Es ist aber eine verschwindend geringe Zahl. Eine Gesellschaft mit 200,000 D. Capital, welche 1872 in New Orleans gebildet wurde, um Kulis nach Louisiana einzuführen (jeder Kuli sollte 8 D. p. Woche erhalten), konnte ihren Plan nicht ausführen, da sich die Behörden von Hongkong der Kulianwerbung, wie überhaupt jeder offenkundigen Verleitung zur Auswanderung widersetzten[5]).

Die Chinesen sind über Nordamerika in der Weise vertheilt, daß ihre Hauptmasse nach Californien fällt mit 49,310, (nach der Zählung von 1870), wo allein San Francisco ca. 25,000 „Celestials" unter seiner Einwohnerschaft von 210,000 zählt. Idaho hatte nach der Zählung von 1870 4274, Oregon 3330, Nevada 3152, Montana 1949, Utah 445, Washington Territory 234, Wyoming 143. Der Rest von 417 vertheilte sich vor-

[4]) Die Wochenlöhne der Chinesen in den atlantischen Staaten erheben sich nicht über 8 Doll., die meisten erhalten 60–80 Cts. Gold p. Tag — also 1/3 des Durchschnittslohnes der weißen Arbeiter. In Californien enthält ein Hausdiener anfangs 6—10 D. den Monat nebst Kost und dieser Lohn steigt bis auf 20 D. Als Fabrikarbeiter verdient er 3/4—1 1/2 D., während der Tagelohn selbst der weiblichen weißen Arbeiter nicht unter 1 1/4 D. herabgeht. In San Francisco sind fast alle Arbeiter der 114 Cigarrenfabriken Chinesen und überhaupt ruht die californische Industrie fast ganz auf der Chinesenarbeit. Von den 25,000 Chinesen in San Francisco sind nur 400 selbstständige Geschäftsleute. S. Times 18. April 1876. Die hundert und etliche Chinesen, welche Ende 1872 als Arbeiter in eine Messerfabrik zu Pittsburg eintraten, sahen bald ein, daß dieser Lohn in keinem Verhältniß stehe zu dem, welchen amerikanische Arbeiter verdienten und fingen bereits im Januar 1873 an zu striken. S. N. Y. Tribune Jan. 1873. [5]) London & China Tel. 1872 S. 344.

wiegend über Colorado und die größeren Städte des Westens und Südens. Die 1548 Chinesen, welche in Britisch Columbia 1871 gezählt wurden, können in dieses Verbreitungsgebiet gerechnet werden [6]).

Die Stellung, welche die Chinesen im fernen Westen Nordamerikas einnehmen, läßt sich kurz dahin bezeichnen, daß ihnen diejenigen Funktionen des wirthschaftlichen Organismus übertragen sind, welche am wenigsten Selbstständigkeit verlangen, aber auch am wenigsten raschen Erfolg verheißen, und deshalb die größte Geduld und Genügsamkeit voraussetzen. In einer Art von instinktiver Erkenntniß ihrer Fähigkeiten ziehen sie selbst die Arbeiten, welche Fleiß und Ausdauer erfordern, allen anderen und besonders denjenigen vor, bei denen große momentane Anstrengungen nöthig sind. Als Dienstboten, Erdarbeiter, Köche, Wäscher, Bügler, Cigarrenmacher, Schuhflicker und in ähnlichen mechanischen Arbeiten niedrerer Art ersetzen sie den Europäer und Amerikaner nicht nur, sondern übertreffen ihn selbst. Es sind gerade die Funktionen, für welche sich in einem so dünnbevölkerten, weiten und reichen Lande und in einer so jungen Gesellschaft die geringste Neigung zu zeigen pflegt. Es ist kein Zweifel, daß die Unternehmer von Eisenbahn-, Weg- und Dammbauten, die großen Industriellen, die besitzende Klasse, die sich nicht selbst bedient, jeder überhaupt, der einer wohlfeilen Arbeitskraft bedarf, die chinesische Einwanderung als einen Segen für das Land betrachten.

---

6) Die landläufigen Angaben, aus den „Büchern der Kuligesellschaften" genommen, sind viel höher als diese Censuszahlen, ohne daß das Verhältniß zwischen Ein- und Rückwanderung sich seit 1870 verschoben oder die Höhe der Einwandererzahl erheblich zugenommen hätte. Andererseits ist kein Grund vorhanden, welcher annehmen ließe, daß beim Census von 1870 die Chinesen viel ungenauer gezählt worden seien, als andere Einwohner. Dennoch wurde selbst im V. S. Senat noch 1874 die Zahl der Chinesen in Californien auf 80,000 angegeben und die californischen Zeitungen thun es seit Jahren nicht unter 100,000. Diese Zahlen sind nichts als Phantasieprodukte. Eine Entschuldigung für solche Uebertreibung kann man höchstens in der verhältnißmäßigen Stärke und Gedrängtheit der Chinesenbevölkerung von San Francisco finden, von der man aber nicht ohne Weiteres auf das flache Land schließen darf. Ein kundiger und unbefangener Beobachter schätzte jüngst die Zahl der Chinesen in Californien auf 60—70,000, wovon 25,0000 mit 4000 Frauen in San Francisco. Ihre Sterblichkeitsziffer habe in San Francisco 1872/73 33,7 p. M. und 1873/74 32,1 p. M. betragen. Times 18. April 1876.

Aber es ist ebenso wenig zweifelhaft, daß mit Zunahme der europäischen Bevölkeruug dieses Zuströmen einer fremden Rasse nicht bloß unnöthig, sondern selbst gefährlich wird. Zwar liegt diese Möglichkeit heute, wo Californien nur erst $\frac{3}{4}$ Mill. zählt, noch nicht nahe, aber schon sieht eine große Klasse von Amerikanern und mehr noch von europäischen Einwanderern im Chinesen einen Wettbewerber, den sie hassen und fürchten. Es ist dies die Klasse der Proletarier, die selbst in einem so jungen und reichen Lande wie Californien nicht unvertreten ist. Zu Stimmführern dieser Klasse machen sich Politiker, die mit der Gunst der Menge zu rechnen haben, und furchtsame Leute, welche in dem Zufluß der Chinesen einen neuen Rassenconflikt sich erzeugen sehen. Indessen, solange dem Strom ihrer Einwanderung ein so regelmäßiger Rückstrom der Auswanderung entspricht, wie es bis heute der Fall war, sind diese weitausschauenden Befürchtungen offenbar nicht begründet [7]). Von Rassenconflikt könnte man erst dann reden, wenn diese jährlich neu ankommenden 10—12,000 Chinesen mit der Absicht kämen, sich fest im Lande niederzulassen. Zunächst ist aber davon keine Rede. Dagegen gilt noch heute vom ganzen Westen Nordamerika's, von Alaska bis Mexiko herab, der sehr treffende Ausspruch eines californischen Governor's (Haight's): „Californien braucht nichts als Menschen.“ Die Opposition des weißen Pöbels gegen die gelbe Ein-

---

7) Als W. H. Seward, der republikanische Staatsmann, vor einigen Jahren nach San Francisco kam, luden ihn die Chinesenfeinde ein, das chinesische Quartier zu besuchen, um sich zu überzeugen, wie unfähig die Bewohner desselben seien, Bürger der Vereinigten Staaten zu werden, und gleichzeitig erhielt er eine Einladung von den Chinesen, welche ihm die Ueberzeugung beizubringen wünschten, daß ihre Colonisation „harmlos und vortheilhaft“ sei. Er verfehlte aber nicht, der republikanischen Partei sein Mißfallen darüber auszudrücken, daß sie sich der Antichinesen-Politik der Demokraten angeschlossen habe. Sehr deutlich sagte er seinen Gesinnungsgenossen: „Immigration and expansion are the main and inseparable elements of civilization on the American continent and nowhere more needful and beneficient than on the Pacific coast. All attempts will fail to suppress or stifle either of these invigorating forces“ (Will. H. Seward, Travels around the world 1873 S. 30). Sehr richtig bemerkt derselbe späterhin in Singapore: „Es würde ein ausgezeichnetes Antidot für das Murren der Californier gegen die Chinesen sein, wenn dieselben sich von dem Schutz und der Aufmunterung überzeugen könnten, welche die britische Regierung der chinesischen Einwanderung angedeihen läßt“ (Ebendas. S. 296). In ähnlichem Sinne wie Seward sprach sich Carl Schurz über diese Frage aus.

wanderung ist einstweilen nichts als Arbeitsneid. Ihr könnte nur dann ein Schein von Berechtigung zuerkannt werden, wenn die Opponenten sich verpflichteten, ebenso billig und fleißig zu arbeiten, wie diese Wettbewerber, deren Verdrängung sie mit so hohen Worten heischen. In diesem Fall würden aber die Chinesen von selbst ausbleiben müssen. Sie zieht der Bedarf nach billigerer und bescheidenerer Arbeit an, als die Amerikaner und Europäer zu leisten gewillt und befähigt sind. Deswegen wird auch aller Wahrscheinlichkeit nach die Chineseneinwanderung in den nächsten Jahrzehnten nicht aufhören, wird aber andererseits wohl auch angesichts der Vexationen, denen sich der Chinese hier ausgesetzt sieht, nicht erheblich zunehmen und zeitweise vielleicht selbst aufhören [8]).

Leider haben es in Californien die Anti-Chinesen-Schreier mehremals vermocht, die Legislatur des Staates mit sich fortzureißen und Verordnungen hervorzurufen, welche bestimmt waren, der Chineseneinwanderung einen Damm zu setzen. Da aber die Oberentscheidung über alle Einwanderungsfragen der Bundesregierung zusteht, sind regelmäßig diese Schranken wieder weggeräumt worden, noch ehe sie ihre Wirksamkeit entfalten konnten. 1870 sprach man davon, durch ein Verbot auf die Ausfuhr von Leichnamen, oder durch die Einführung einer Zwangsimpfung, der nebst einer Impftaxe von 10 D. jeder Chinese unterworfen werden sollte, die Chineseneinwanderung zu hemmen. Aber diese Willkürlichkeiten kamen

---

[8]) Die Meinung der unparteiischen und aufgeklärten Leute in den Vereinigten Staaten über diese Frage scheint mir ein Artikel der N. Y. Times vom Dec. 1871 sehr klar auszudrücken. „Es ist wohl bekannt," heißt es dort, „daß der hauptsächlichste Widerspruch gegen die chinesische Einwanderung von der irischen Bevölkerung erhoben wird. Man sieht aber nicht ein, warum es China, dem nächsten ausländischen Nachbarn unserer pacifischen Staaten, nicht gestattet sein sollte, dem dortigen Mangel an Bevölkerung abzuhelfen. Sobald diese Einwanderung aufhört, für den Staat nützlich zu sein, wird sie ganz natürlich aus Mangel an Unterstützung aufhören. Unter keinen Umständen kann man erwarten, daß die Vereinigten Staaten, welche das Asyl der ganzen Welt sind, dem Mongolen den Willkomm versagen sollten, bloß weil er den Kelten nicht angenehm ist." Man kann allerdings sagen, daß dieser Vergleich nicht ganz zutreffend ist, da der Mongole eben kein Kelte, sondern von der weißen Bevölkerung Amerika's durch eine tiefe Kluft der Gewohnheiten und Gaben geschieden ist. Aber diese Frage hat allerdings gegenwärtig noch gar keine praktische Bedeutung, da es sich zunächst nicht um chinesische Ansiedelung, sondern um Zufuhr billiger Arbeitskräfte handelt, die das Land ohne Zweifel noch lange sehr gut gebrauchen kann.

nicht zur Ausführung. Aber 1874 wurde dem V. S. Senat der Wunsch der Legislatur von Californien unterbreitet, der Pacific M. S. S. Company, der Hauptbeförderin der Chineseneinwanderung, jede Subvention zu entziehen. Man behauptete, diese Linie stehe in Verbindung mit den 6 chinesischen Einwanderungsgesellschaften und befördre nur die Chinesen, welche mit deren Bescheinigung sich meldeten, zu dem normalen billigen Preis von 12 D. Von jedem anderen würden 100 D., eine für die Meisten unerschwingliche Summe, gefordert. Auch wurde eine Aenderung des Vertrags zwischen den Vereinigten Staaten und China vorgeschlagen, welche die Einwanderung nach Californien beschränken sollte. Es wurde geltend gemacht, daß von 1000 chinesischen Einwanderern nicht ein einziger freiwillig, sondern alle unter dem Zwang eines Kulivertrages kämen. Diese Schritte blieben ohne Erfolg. Im Herbst 1874 brachte der Dampfer „Japan" unter anderen chinesischen Einwanderern auch 25 Frauen, die angeblich gekommen waren, um sich zu verheirathen. Der Einwanderungscommissär erklärte sie jedoch für Freudenmädchen und verordnete unter Anrufung eines Paragraphen des californischen Einwanderungsgesetzes, daß sie zurückgesandt würden. Aber der betreffende Paragraph wurde von den V. S. Gerichten in Californien für unconstitutionell erklärt und der Supreme Court entschied, daß das Vorgehen des Beamten ungesetzlich gewesen sei. Ebenso wurde das im vorigen Jahre von der californischen Legislatur beschlossene Gesetz, demzufolge kein Einwanderer landen darf, über dessen freiwilliges Kommen und über dessen moralischen Charakter dem Einwanderungscommissär kein genügendes Zeugniß abgelegt worden ist, vom Supreme Court für null und nichtig erklärt. Die Aufregung gegen die Chinesen ist aber trotzdem nur gestiegen und neuerdings haben bei der Nachricht, daß wieder für Tausende von Chinesen bereits Plätze auf den Dampfern Hongkong-San Francisco belegt seien, die dortigen Blätter ein wahrhaft fanatisches Geschrei angestimmt, als ob der Rassenkampf vor der Thür stehe, und die Einwanderungsgesellschaften haben sich, den neuesten Nachrichten zu Folge, sogar genöthigt gesehen, ihren Freunden in Hongkong zu empfehlen, für einige Zeit mit der Herübersendung von Auswanderern inne zu halten [9]).

[9]) Einem Artikel des San Francisco Chronicle vom 21. März 1876, betitelt: „Ist Californien hülflos?" entnehme ich folgende ziemlich typische Formulirung der Klagen gegen die Chinesen: „Wir haben wieder und wieder den

Welches nun auch die Anschauung über den Einfluß der Chinesen auf die gesellschaftlichen und wirthschaftlichen Verhältnisse von Californien sei, so ist es jedenfalls unrichtig, wenn ihre Gegner von „Sklavenhandel" sprechen, wo es sich um ihre Einfuhr handelt. Man hat zahlreiche Zeugnisse dafür, daß die Auswanderung nach Californien in keiner Weise mit dem Kulihandel zu vergleichen ist. Daß diese Auswanderung ausschließlich über Hongkong geleitet wird, spricht entschieden dafür, daß sie keine gezwungene ist, denn in Hongkong ist die britische Verwaltung ernstlich bedacht, selbst jede Verleitung zur Auswanderung hintanzuhalten. Würde doch England nicht so energisch gegen den Kulihandel von Macao auftreten können, wenn es sich nicht von dieser Seite her rein wüßte. Mehrere Versuche zur Anwerbung von Kulis sind in den letzten Jahren von den dortigen Behörden vereitelt worden, ohne daß die Agenten zu Zwangsmittel hätten greifen wollen [10]). Die meisten Auswanderer gehen nach Californien, weil sie von den Zurückkehrenden dazu er-

---

Beweis geführt, daß die amerikanische Arbeit neben der chinesischen nicht bestehen kann, weil der Chinese gewillt ist, wie ein Schwein zu leben, während der Amerikaner leben will wie ein menschliches Wesen. Der chinesische Arbeiter ist mit einer Schale Reis und zwei Tassen Thee täglich zufrieden, während der Amerikaner gelegentlich Ochsen- oder Hammelfleisch braucht, und es schwer erträgt, wenn er Brod und Butter entbehren muß. Der Chinese kann in einem Loch schlafen, der Amerikaner braucht ein Bett. Den Chinesen hindert es nicht, wenn zwölf mit ihm in demselben Raume schlafen, der Amerikaner will denselben Raum für sich allein, oder höchstens noch für einen Genossen. Der chinesische Arbeiter denkt nicht daran, sich zu verheirathen und eine Familie zu gründen, während es für den Amerikaner sehr hart ist, diesen häuslichen Bestrebungen zu entsagen. Da erhebt sich denn die Frage: Ist billige Arbeit zu wünschen, wenn sie nur erlangt werden kann um den Preis der Erniedrigung unserer Arbeiter bis zum Niveau dieser bestialischen Heiden?" Am 17. März schreibt dieselbe Zeitung bei der Nachricht, daß der Dampfer „City of Peking" mit 1017 chinesischen Einwanderern angekommen sei: „Was bedeutet die Ankunft dieser 1017 Mongolen? Es bedeutet die Verdrängung von 1017 weißen Männern und Frauen aus den Beschäftigungen, deren sie sich gegenwärtig erfreuen. Denn es ist bewiesen, daß weiße Arbeit mit chinesischer nicht concurriren kann. Es ist eine zweifellose Thatsache, daß diese mandeläugigen Tataren eine größere Anzahl von Stunden hindurch bei geringerer Auslage für Kost, Kleidung und Wohnung zu arbeiten vermögen, als die amerikanischen Arbeiter. Sie arbeiten 18 Stunden im Tag für einen Lohn, bei dem ein Amerikaner verhungert. Sie können, wie Sardinen gepackt, in engen und ungesunden Quartieren wohnen, worin ein Amerikaner zu Grund gehen müßte u. s. f."

10) S. z. B. London & China Tel. 1872. S. 293.

muntert werden. Der Governor von Hongkong, Mac Donnell, bezeugt selbst in einer amtlichen Darlegung, daß die Chinesen auf den Dampfern der Linie Hongkong-San Francisco so frei sind, wie irgend andere Deckpassagiere. Man hat hier keine bewaffneten Wachen, keine Kanonen auf sie gerichtet u. dergl. wie auf den Kulischiffen. Er sagt: „Diese Auswanderung wird offen und ehrlich betrieben und ist für die Auswanderer nur ein Vortheil[11]).“

In den spanisch-amerikanischen Ländern hat die chinesische Einwanderung von Anfang an einen ganz anderen Charakter gehabt als in den englisch-amerikanischen. Wir finden hier denselben Gegensatz, dem wir in Südasien zwischen den Philippinen und den Strait Settlements, oder zwischen Macao und Hongkong hinsichtlich der Behandlung der Chinesen begegneten. An die Stelle der freien Einwanderung tritt der Kulihandel in einer Form, die dem Sklavenhandel wenig nachgibt und an die Stelle der freien Arbeit die Zwangsarbeit mit allen Gräueln der Mißhandlung, die von der Sklaverei unzertrennlich sind; dagegen ist der Rassengegensatz auch hier viel milder als wo Völker germanischen Stammes mit den Chinesen zusammentreffen, und der chinesischen Einwanderung ist

[11]) Amtlicher Bericht vom 8. Januar 1872. Auszüglich in London & China Tel. 1872 S. 292. Die Scenen bei der Ankunft einer solchen „Ladung“ im Hafen von San Francisco beschreibt drastisch, aber wahrheitsgetreu ein Beobachter im San Franc. Bulletin Dec. 1869: „Eine aufregende Scene spielte sich ab, als die Zollaufseher das Gepäck nach geschmuggeltem Opium, Seide ꝛc. zu durchsuchen begannen. Jedes Stück wurde durchgegangen und mit einer Schnelligkeit und Schonungslosigkeit, die die Chinesen verblüffte. Manches wurde unnöthig beschädigt. Auch manche von den Chinesen wurden rauh behandelt, besonders wenn Opium bei ihnen entdeckt wurde. Einer schritt sehr ruhig von dannen, aber einem Aufseher kam seine Kleidung etwas schwer vor, er zog sein Messer und schnitt sie, zum großen Erstaunen der Chinesen, mitten durch. Er hatte 5 oder 6 Gewänder an und in einem waren einige Päcke Opium verborgen. Andere bohrten ihre Schuhe an und mancher Sohle wurden Stücke Opium entlockt. In falschen Böden und doppelten Wänden, in Kuchen und Confekt wird Opium gefunden. Selbst in zusammengekitteten Granitblöcken haben sie es zu schmuggeln versucht. Ein bemerkenswerthes Schauspiel bot auch die Landung der 240 chinesischen Frauen und Mädchen. Es war wie die Landung einer Schaf- oder Kuhheerde. Die Polizisten und die chinesischen Gehülfen trieben sie in einer Ecke des Landungshauses zusammen und dort standen sie, so genau bewacht, wie eine Sklavenheerde. Nahebei ist eine weiße Frau stationirt, welche die Chinesinnen nach Opium zu untersuchen hat, aber selten, daß welches bei diesen Armen gefunden wird.“

deßhalb hier, sobald sie einmal vom Zwang der Halbsklaverei befreit sein wird, eine größere Zukunft gesichert als bei irgend einem rein europäischen Volke. Der schwache Punkt all dieser Mischrassen, welche den Culturcharakter der spanisch-amerikanischen Länder bestimmen, liegt im wirthschaftlichen Leben, denn sie sind ausnahmslos träg und verschwenderisch. Hier kann nun der Chinese als der Stärkere auftreten und er wird den Hebel seiner Arbeitsamkeit und seines regen Erwerbstriebes voraussichtlich mit kaum geringerem Erfolg ansetzen, als bei den Siamesen oder Javanen. Man vergleiche seine Erfolge auf den Philippinen. Während die Anglo-Amerikaner soviel eigene Thätigkeit entfalten, daß der chinesische Einwanderer bei ihnen, trotz aller Freiheit, die ihm gestattet wird, nur immer in untergeordneten Stellungen Raum und Fortkommen findet, sind in diesen Mestizenländern die Verhältnisse so beschaffen, daß irgend ein anderes Volk als die jetzigen Einwohner einmal die Aufgabe übernehmen muß, ihre natürlichen Reichthümer zu entwickeln. In geringem Maße ist dieß schon bisher durch Europäer und Nordamerikaner geschehen, in deren Händen sich der größte Theil des Handels und der Industrie dieser Länder befindet. Aber diese haben sich beschränken müssen, im Großen zu arbeiten, gewissermaßen nur den Rahm abzuschöpfen, denn weder die politischen noch die socialen, und am wenigsten die klimatischen Verhältnisse sind ihrer Ausbreitung günstig. Der Chinese aber ist wie gemacht, um hier zu gedeihen. Er ist weder den socialen noch den politischen Zuständen gegenüber anspruchsvoll, er ist biegsam unter der Gewalt, mit geringem Gewinn zufrieden, an mäßiges Leben gewöhnt und er erträgt das tropische Klima, wenn er auch nicht zu einer so großen Arbeitsleistung und Ausdauer in demselben befähigt ist, wie der Neger. Er wird im Gegensatz zu den europäischen und nordamerikanischen Einwanderern sich der kleinen Quellen des Reichthums bemächtigen, welche über das Land zerstreut sind, und zum mindesten ist ihm eine Stellung sicher, wie sie die Juden in Polen oder Rumänien einnehmen. Wird dann auch hierher die Masse mit der Macht nachdrängen wie nach anderen Zielpunkten der chinesischen Auswanderung, so ist nicht daran zu zweifeln, daß mit der Zeit die Chinesen eine sehr wichtige Rolle und nicht bloß im wirthschaftlichen Leben von Mittel- und Südamerika spielen werden.

Indessen sind dieß Fragen der Zukunft. Was bis jetzt von chinesischer Einwanderung nach diesen Gebieten sich vollzogen hat,

sind nur die ersten Anfänge einer Entwickelung, die aber allerdings schon der Wahrscheinlichkeit näher steht als der Möglichkeit.

Der Verkehr zwischen der Westküste Amerika's und den ostasiatischen Ländern begann bekanntlich nicht früher als bis die Spanier sich in Amerika und auf den Philippinen festsetzten. Wiewohl er auch dann fast ganz auf jene regelmäßige Fahrten der Nao de China beschränkt war, welche jährlich einmal zwischen Manila und Acapulco statthatten, so scheint doch schon in frühen Jahren dann und wann eine kleine chinesische Auswanderung nach Amerika auf diesem Wege stattgefunden zu haben. Humboldt spricht davon, daß „viele Individuen asiatischer Abstammung, theils Chinesen, theils Malayen" über Manila nach dem damaligen Neu-Spanien gekommen seien[12]). Wir wissen nicht, wieviel dieß gewesen sein mögen, aber bei dem beschränkten Verkehr war ihre Zahl sicherlich gering und sie sind jedenfalls bereits gänzlich von der übrigen Bevölkerung absorbirt. Später hat keine chinesische Einwanderung mehr stattgefunden. Nur in den letzten Jahren haben sich einzelne freigewordene oder entflohene Kuli's aus Havana nach den Städten der mexikanischen Nordküste gezogen und sind dort in verschiedenen Beschäftigungen gediehen[13]).

---

[12]) „Con la frecuente communicacion che hay entre Acapulco y las Islas Filippinas, son muchos los individuos de origen asiàtico, ya chino, ya malayo, che se han establecido en Nueva-España." A. von Humboldt. Ensayo politico sobre la Nueva-España. Trad. españ. Paris 1822. Vol. I. S. 143. Ich finde bei keinem der mexikanischen Geschichtschreiber nähere Mittheilungen über diese interessante Thatsache, auf die auch Humboldt weiter nicht eingeht. Derselbe führt aber a. a. O. S. 261 die eigenthümliche Thatsache an, daß in Lima, Mexiko und Havana die Zambo's auch „Chinos" genannt würden. In Acapulco glaubt man noch heute die Spuren malayischer und chinesischer Einwanderung in gewissen Physiognomien nachweisen zu können, aber es schien mir, als ob dieser Nachweis bei der oft auffallenden Aehnlichkeit zwischen indianischen und chinesischen Gesichtern in keinem Fall mit Bestimmtheit zu führen sei. In den Sitten und Gebräuchen konnte man mir keine asiatischen Spuren nennen.

[13]) Ich reiste im Januar 1875 mit einem dieser Chinesen, der sich in wenigen Jahren zu einem respektabeln Handelsmanne aufgeschwungen hatte, von Veracruz nach Minatitlan. Derselbe war ein sehr gutes Beispiel von der Fähigkeit seiner Rasse, sich unter den Indianern und Mestizen gewissermaßen zu verlieren. Der Physiognomie nach konnte er völlig für einen Mestizen gelten und sein Benehmen war indianisch gemessen. Selbst meine mexikanischen Gefährten hielten ihn zuerst für einen Landsmann. Ein großer baumwollener Regenschirm war das einzige Fremdartige, was er an sich hatte. Aber dieses civilisirte Ge-

Die moderne chinesische Auswanderung nach Mittel- und Südamerika hat überhaupt bisher Mexiko ganz vermieden. Sie ging aus einer starken Nachfrage nach Arbeitskräften hervor, welche in dem wirthschaftlich so rückständigen Mexiko nicht zu vermerken war. Ihre Hauptzielpunkte sind vielmehr Westindien und Peru.

Nach Westindien wurden die ersten chinesischen Kuli's im Jahr 1847, und zwar nach Cuba eingeführt. Wiewohl nach dieser Zeit auch die Negereinfuhr nie ganz aufhörte, so ergab doch schon 1861 die officielle Zählung 34,828 „Asiaten," worunter mit unbedeutenden Ausnahmen nur Chinesen zu verstehen sind[14]). Seitdem ist keine officielle Zählung mehr veröffentlicht worden und die Schätzungen schwanken daher jetzt zwischen 50,000 und 200,000. Gewöhnlich wurde in den letzten Jahren 60,000 als die annähernd richtigste Zahl der auf Cuba befindlichen Kuli's angegeben. Die große Mehrzahl derselben ist auf den Zuckerplantagen beschäftigt, wo sie zwar an Körperstärke sich nicht mit dem Neger messen können, dafür aber durch größere Intelligenz sich zu Arbeiten geeignet erweisen, welche nicht rein mechanisch sind. Man beschäftigt sie z. B. mit Vorliebe in den Zuckerhäusern. Dennoch betrachtet man allgemein ihre Einfuhr als keinen Ersatz für die Sklavenzufuhr. Sie sind vor allem nicht so thierisch stumpf gegenüber den Mißhandlungen wie die Neger, sondern verlangen ein Maß von Freiheit, das allerdings kaum zuzugestehen ist, solange, wie jetzt, Kuli's und Sklaven zusammen arbeiten. Häufig entziehen sie sich durch Selbstmord einem gequälten Dasein, noch häufiger durch die Flucht. Man sagt, daß Tausende von ihnen die revolutionären Banden verstärkt haben, welche in den Gebirgen des Ostens den Aufruhr gegen die spanischen Machthaber nähren.

Jedenfalls hat sich aber der Kuli mit größerem Recht über seinen Herrn, als dieser über ihn zu beklagen. In dieser sklavenhal-

---

räth, das im Inventar eines Indianers selten eine Stelle findet, war allerdings bezeichnend für seinen Chinesencharakter.

[14]) Noticias estadisticas de la isla de Cuba en 1862. Habana 1864. S. 1. Von diesen 34,828 sind — 57 Weiber. Die größte Zahl kam auf Havana mit 5792, dann auf Cardenas, Colon, Matanzas, Sagua la Grande und Remedios. Dies sind alles zuckerbauende Distrikte. Nach derselben amtlichen Veröffentlichung zählte man 1862 nur 34,050 Kulis, wovon 25 Weiber. 1847—60 sollen 56,235 Kuli's nach Cuba verschifft worden sein, wovon aber nur 48,176 ankamen.

tenden Gesellschaft kann er eben auch nur Sklave sein, und seine vertragsmäßigen Rechte verkümmert ihm der spanische Pflanzer und Beamte ohne Skrupel. Diese Mißbräuche fangen übrigens schon mit der Ausfuhr aus China an, denn das Pressen der Kulis in Macao, ihre Einpferchung in enge, alte Schiffe und ihre Mißhandlung geben den Gräueln des Sklavenhandels nichts nach. Sie wurden in den letzten Jahren so groß und offenkundig, daß sie zu allerlei diplomatischen Weiterungen führten, die jedenfalls den Spaniern nicht zur Ehre gereichten. Es ist als ob ein grausamer Trieb dieß Volk an alle Punkte führe, wo es ein Verbrechen gegen die civilisirteren Anschauungen zu verüben giebt. Ehe Chinesen nach Cuba kamen, hatte England einige Mal wegen der gesetzwidrig fortdauernden Sklaveneinfuhr nach der Perle der Antillen einzuschreiten; und kaum waren Kuli's da, so nahm die Unbilligkeit und Willkür gegen dieselben so krasse Formen an, daß sogar China sich zu einer That aufraffte. Entgegen der gesetzlichen Regelung, welche das Kuliwesen auf Cuba im Jahr 1860 gefunden, verbot z. B. ein General Ferrer, Stellvertreter des Generalcapitäns Valmaseda, 1871 den Chinesen, von einem Ort zum anderen zu ziehen oder die Insel zu verlassen. In der Sitzung des englischen Parlaments vom 15. April 1872 erklärte Lord Enfield, daß die englische Regierung gegen dieses Verbot, das die Kuli's thatsächlich zu lebenslänglicher Sklaverei verdamme, in Madrid und Havana protestirt habe. In einem Bericht des britischen Consuls in Havana vom selben Jahre heißt es: „Die fehlerhafte Politik der hiesigen Behörden in der Behandlung der Kuli's muß zu deren völligem Ausbleiben führen. Die Bestimmungen denen sie jetzt unterworfen sind, wenn sie nach Ablauf ihres Kulicontrakts auf der Insel bleiben wollen, sind gleichbedeutend mit Sklaverei. Um unter solchen Umständen hierherzukommen, müssen sie entweder in einem Anfall von Verzweiflung handeln, oder getäuscht werden und ihre Einfuhr wird wenig anderes als ein Sklavenhandel. In der That werden die Kuli's auf den hiesigen Plantagen mit wenig Ausnahmen nicht anders, denn als Sklaven behandelt." — Im Frühling 1874 kam eine Commission der chinesischen Regierung in Havana an, welche sich über die Lage ihrer Landsleute unterrichten sollte. Sie war von einem französischen und englischen Sekretär begleitet, und der britische, deutsche und französische Consul waren von ihren Regierungen angewiesen worden, ihnen die Thatsachen

mitzutheilen, welche sie über die Lage der Kuli's gesammelt hatten. Kurz vorher war übrigens ein Dampfer mit 700 Kuli's in Havana eingelaufen und die Liebhaber waren mit dem besonderen Bemerken zum Kauf eingeladen, daß dies wahrscheinlich die letzte Gelegenheit sein werde, Kuli's zu erwerben, ohne gezwungen zu sein, denselben später die Rückreise zu bezahlen. China ernannte einen Consul in Havana, der sich, wenn nöthig, der Kuli's gegen die Spanier annehmen sollte und ihre Lage wurde etwas verbessert. Aber der Aufstand, der die Insel in so große Unruhe versetzte, macht jede Controle schwer. Im Frühjahr 1875 fand ich die Lage der Kuli's, soweit ich sie auf verschiedenen Pflanzungen des Innern beobachten konnte, nicht besser als sie in den verschiedenen amtlichen Schriftstücken, die dem englischen Parlament vorgelegt wurden, in Gallenga's Buch u. a. geschildert ist. Man überzeugt sich bald, daß in einer sklavenhaltenden Gesellschaft trotz Schutz und Vertrag der Kuli nothwendig gleichfalls zum Sklaven degradirt werden muß. Dies ist sehr natürlich. Uebrigens wurde auch in den jüngsten Verhandlungen des britischen Parlaments über die Fugitive Slaves Bill von Lord Stanley (Oberhaus 20. März 1876) die Lage der Kuli's auf Cuba als noch ganz so sklavenhaft geschildert wie seit Jahren, ohne daß seinen Angaben widersprochen worden wäre [15]).

Im übrigen Westindien sowie in Guayana besteht die Mehrzahl der Kuli's nicht aus Chinesen, sondern aus Indiern. Auf Jamaica z. B. waren bis 1871 nur 141 Chinesen unter 7793 Kuli's importirt worden [16]). Die Zahl der Kuli's auf Trinidad, wo die Einfuhr schon 1844 begonnen hatte, betrug 1861 13,949, wovon 461 Chinesen. Aber die Kuli's von

---

[15]) Gallenga hebt richtig einen contrastirenden Eindruck hervor, den jeder vom Besuch einer cubanischen Plantage empfangen wird, wo Neger und Chinesen zusammen arbeiten. „The Negro labourers are fat and sleek and shiny like black slugs, and, at certain hours, noisily merry; their broad grin contrasting with the dull and sullen look of the Chinaman, who is „contracted“ or „indented“ to the owner and whom the law nominally exempts from corporal punishment.“ (The Pearl of the Antilles 1873 S. 99.) Man sieht selten einen Chinesen, der den Eindruck macht, als ob er sich in dieser Sklaverei behage. Es ist in der That ein sehr trauriges Bild, diese fleißigen und in ihrer Art so intelligenten Leute bei der Arbeit von einem peitschenbewaffneten Aufseher commandirt zu sehen. Man kann nicht zweifeln, daß sie es als eine Erniedrigung empfinden. Die Neger passen sich offenbar viel leichter an diese Verhältnisse an.

[16]) Gallenga a. a. O. S. 192.

Trinidad und Britisch Guayana wurden 1872 gelegentlich der Verhandlungen, die in Peking über neue Auswanderungsbestimmungen geführt wurden, nur auf 12,000 geschätzt; unter ihnen sind höchstens 2000 Chinesen. Zum Theil war an dieser geringen Zahl die Stockung der Chineseneinfuhr Schuld, welche in Folge des Scheiterns der Verhandlungen über einen Auswanderungsvertrag eingetreten war. Die W. Indian Labour Agencies, welche unter der Aufsicht der britischen Behörden sich in China Arbeiter verschafften, fanden verschiedene Bedingungen dieses zwischen Sir R. Alcock und Prinz Kung 1866 vereinbarten Vertrages, wie z. B. die Festsetzung der Dauer eines Kulicontraktes auf 5 Jahre, die Verpflichtung der Rücksendung, das Verbot der Ausfuhr von Knaben, die Bestimmung einer gewissen Arbeitszeit und ähnliches, zu lästig. Noch 1872 schwebten die Verhandlungen und sind noch heute nicht zum Abschluß gebracht. Indessen hat die britische Regierung alles gethan, um in ihren Colonien nicht ähnliche Zustände aufkommen zu lassen, wie auf Cuba oder in Peru. Es wird streng darauf geachtet, daß die Contrakte von Seiten der Arbeitgeber erfüllt werden. Wenn dies auch vorzüglich zum Besten der Indier geschieht, welche natürlich als britische Unterthanen besonderen Anspruch auf Schutz ihrer Rechte haben, so kommt es doch den Chinesen nicht in minderem Grade zu Gute. Unter diesen Verhältnissen ist es für die Asiaten sogar lohnend geworden, auf englischem Boden Kuli's zu sein[17]).

---

[17]) Die Kuli's aus Britisch Guayana und Trinidad nehmen durchschnittlich 800 R.M. Ersparnisse mit nach Asien, wenn sie zurückkehren. Nach Angaben in dem bemerkenswerthen Buche von Jenkins The Coolie; his rights and wrongs (Lond. 1871) nahmen 2828 Kulis, die von 1834 bis 1869 aus Britisch Guayana zurückkehrten, 2,213,000 R.M. Ersparnisse mit sich. So nahm 1872 ein Dampfer 600 Kulis in Demerara auf, die zusammen über ½ Mill. R.M. in Münze und Kleinodien mit sich nahmen. Im gleichen Jahre brachte der D. Rohilla nach Ostindien 125 Männer, 97 Frauen und 70 Kinder, nach China 21 M., 22 F., 15 K. zurück. Dieselben deponirten für Uebermittelung nach Calcutta 190,568 R.M. Angesichts dieser Resultate findet man es gerechtfertigt, wenn in dem eben erwähnten Werke über die Kulifrage folgendes Endurtheil gefällt wird: „Im Ganzen ist, unparteiisch betrachtet, das Kulisystem mit allen seinen gegenwärtigen Fehlern und Schwierigkeiten, ein vielversprechendes und kann mit Sorgfalt, Geschick und ehrlichem Wollen, eine Arbeitsorganisation von großartiger Nützlichkeit werden." Aber dies kann nur von dem Kulisystem gelten, wie es die Engländer anwenden.

In Französisch Westindien zählte man auf Martinique im Jahr 1869 624 Chinesen, auf Guadeloupe 51. In Französisch Guayana wurden 1871 70 Chinesen gezählt. Auch hier hat sich die Einfuhr chinesischer Kuli's nicht so lohnend gezeigt wie die indischer oder afrikanischer, von denen sich auf beiden Inseln im Jahr 1869 über 30,000 befanden [18]). Der Plan, eine große chinesische Colonie auf San Domingo zu bilden, von welchem vor einigen Jahren in den Vereinigten Staaten viel gesprochen wurde, ist, wie es scheint, sammt dem damit zusammenhängenden Plan einer Annexion der Samana-Bucht, für einstweilen vertagt worden.

Nächst Californien und Cuba ist Peru ein hervorragendes Ziel der chinesischen Kuliausfuhr. Man hat seit 1855 (1854 war die Sklaverei endgültig abgeschafft worden) alljährlich einige Tausend Kuli's nach Callao gebracht, von wo sie dann vorzüglich nach den Haciendas des Tieflandes und nach den Guanoinseln vertheilt werden. Aber diese Chinesencolonie hat, ähnlich wie die cubanische, bis jetzt fast nur in ungünstigem Sinn von sich reden gemacht. Die Behandlung, welche die Chinesen in Peru gefunden haben, ist nach allen Zeugnissen die schlechteste, die ihnen in irgend einer europäischen Colonie zu Theil wurde. Wenn man bedenkt, welche Unmenschlichkeiten gegen die Kuli's Portugal in seinem Macao duldete, so kann man sich eine Vorstellung von den Rechten und der Behandlung machen, die der Kuli in Peru fand, denn er stand dort unter dem Schutze eines Vertrages zwischen Portugal und Peru. Man hat viel gesprochen von dem behaglichen Leben der Chinesen in Callao und Lima, und von den Tausenden von Soles, die sie alljährlich nach China zurücknehmen. Aber man hat dabei nicht läugnen können, daß die große Mehrzahl, welche auf den Haciendas arbeitet, ein ebenso elendes Leben führt wie irgend ein Negersklave und daß ausgesuchte Mißhandlungen an der Tagesordnung sind. Die englische Regierung hat hier, wie in Havana, es nöthig gefunden, gegen Mißbräuche einzuschreiten, wie z. B. gegen den, daß Kulis mit glühenden Eisen auf den Wangen gezeich-

---

18) Stein-Wappäus I. Seite 2082, 2094. Auch in Holländ. Guayana sind chinesische Kuli's eingeführt, aber ihre Zahl ist nirgends bestimmt angegeben. W. G. Palgrave nennt eine Pflanzung, wo von 471 Arbeitern 181 Chinesen sind (Dutch Guiana 202).

net, zu Tode geprügelt wurden u. dergl.[19]). Das Schicksal, das sie auf den Chincha-Inseln fanden, wo Tausende bei der ungesunden Arbeit des Guanograbens zu Grund gingen, ist selbst in China bekannt geworden, wo vor einigen Jahren der Gouverneur von Kuangtung in einer Kundmachung über den Kulihandel die Leiden, die den Chinesen in Peru und auf Cuba erwarten, seinen Landsleuten sehr klar und richtig vor Augen gestellt hat[20]). Man hat die Zahl der Kuli's, welche seit ihrer Einführung auf den Guanoinseln umgekommen sind, auf 40,000 berechnet[21]).

Erst im September 1874 gelang es Peru, die chinesische Regierung zu einem Vertrage zu bewegen, welcher die Auswanderung nach diesem Lande nicht allein gestattet, sondern auch regelt. Peru verspricht in demselben, die Chinesen in jeder Beziehung den anderen Fremden gleichzustellen, welche in Peru residiren. Eine chinesische Commission sollte nach dem Inslebentreten des Vertrages nach Peru abgehen, um die richtige Ausführung der Festsetzungen zu überwachen.

Von 1860—70 kamen in Callao 38,648 Chinesen an, in den ersten 9 Monaten von 1871 allein 9021; wenn also die Zahl der Chinesen in Peru im Jahr 1870 in den vorerwähnten amtlichen

---

19) Diese und andere gebräuchliche Arten von Mißhandlungen sind amtlich bestätigt in Depeschen des britischen Geschäftsträgers Jerningham zu Lima. S. Correspondence respecting the emigration of Chinese coolies to Macao. Parl. Papers. 1870. No. 1. Chinesenaufstände sind in Folge dieser Behandlung nicht selten. So brach am 4. Sept. 1870 auf einigen Haciendas c. 30 M. nördlich von Lima ein Chinesenaufstand aus, der 30—40 Peruanern und 200—300 Chinesen das Leben kostete. Panama Star. Oct. 1870. Eine sehr treffende Parallele zwischen Negersklave und Kuli zieht Jerningham in einer seiner Depeschen: „Die Schwarzen kamen in dieß Land als ein Rohmaterial, eigneten sich bald etwas von der Sprache an und wurden leicht in den Glauben, die Gewohnheiten und die Ideen ihrer Herrn eingeführt; der Kuli dagegen ist fast in jeder Beziehung Chinese geblieben, ausgenommen darin, daß er sehr rasch die Sprache lernt und sich den verschiedensten Beschäftigungen anpaßt; die Schwarzen wurden rasch eingebürgert, aber als eine Rasse von Sklaven; die Chinesen dagegen verlieren nie ihre nationalen Eigenthümlichkeiten und wenn sie auch in ihrer Heimath einer niederen Classe angehörten, so läßt doch die höhere Intelligenz, die sie vor dem Neger und Indianer voraushaben, sie ihre Lage tiefer empfinden, wie die vielen Fälle von Verzweiflung und Selbstmord beweisen." (Ebendas. S. 3.)

20) Lond. and China Tel. 1872 S. 783.

21) Ausland 1872 S. 314.

Berichten, die dem britischen Parlament vorgelegt wurden, auf 10,000 angegeben wird, so ist dies viel zu gering[22]). Später wurde sie aber viel höher, selbst bis zu 140,000 geschätzt. Es ist nicht möglich, die Zahl mit Sicherheit zu bestimmen, wie ja die Bevölkerungszahl von Peru überhaupt noch nicht sicher bestimmt ist. Einen ungefähren Schluß erlaubt vielleicht die Opiumeinfuhr, welche 1870 444,000 und 1874 schon 1,688,000 R.M. bewerthete[23]). Dieß würde auf ca. 50,000 starke Raucher schließen lassen, wobei aber das geschmuggelte Opium noch ganz außer Rechnung bliebe. In Lima zählte man schon 1859 2821 Chinesen. Mehrere Tausend arbeiteten im Jahr 1872 an der transandinischen Eisenbahn. In den größeren Städten haben sie sich indessen auch hier schon eine Stellung im Handel zu gewinnen gewußt. Aus Lima berichtete man 1874, daß dort 2 chinesische Häuser bedeutenden Einfuhrhandel treiben. In Lima haben sie ein eigenes Theater und in Callao eine chinesische Wohlthätigkeitsgesellschaft. Dies alles, wie auch die Angaben, daß einzelne heimkehrende Chinesen mehrere tausend D. mit sich nehmen, daß ein Arzt mit 80,000 D. nach China zurückkehrte u. dergl., beweist aber natürlich nichts für die allgemeinen Lage der Chinesen in Peru. Die Tausende, die in den letzten zwanzig Jahren daselbst zu Grunde gingen, stellen dieß vereinzelte Gedeihen tief in den Schatten.

Im übrigen Amerika sind Chinesen, meist freigelassene oder entflohene Kuli's, da und dort zerstreut und werden wohl in keiner größeren Seestadt fehlen. In Chili gibt der Censo jeneral von 1865 82 Chinesen an, darunter 3 Frauen. Aber in nennenswerther Zahl sind sie nur noch in Costarica zu finden, wohin im Jahre 1872 mehrere hundert Kuli's aus Macao unter ähnlichen Bedingungen wie nach Peru verschifft wurden[24]). Ob mehr nachfolgten ist uns nicht bekannt. Man verwendet sie dort in den Kaffeepflanzungen und man kann voraussehen, daß diese Beschäftigung ihnen zusagen wird und daß sie sich hier besser bewähren

---

22) Hutchinson, Two Years in Peru 1873 I. 246.

23) S. Corresp. aus Lima in der Kölnischen Zeitung vom 28. März 1876.

24) Lond. & China Tel. 1872 S. 2. Nach einer Notiz im Panama Star vom 15. Januar 1873 brach am 5. Januar 1873 ein Chinesenaufstand auf einer Pflanzung bei Paraiso (Costarica) aus, der mit der barbarischen Tödtung von 6 Chinesen gestillt wurde.

werden als z. B. in den Zuckerpflanzungen, wo eine weniger regelmäßige, aber zeitweis aufreibend strenge Arbeit von ihnen verlangt wird. Das rasche Aufblühen des Kaffeebaus in ganz Mittelamerika und Mexiko und die unglaubliche Unzuverlässigkeit der einheimischen Arbeitskräfte läßt eine stärkere Einwanderung von Chinesen nach diesen Gebieten für die nächsten Jahre nicht bloß wünschenswerth, sondern sehr wahrscheinlich erscheinen. Die Mexicanischen Kaffeepflanzer würden, wie ich von einigen derselben vernahm, die Chineseneinfuhr als einen Segen für ihre Arbeit betrachten, aber die meisten Pflanzungen sind noch nicht groß genug, um ein solches Unternehmen zu zahlen, das nicht im Kleinen begonnen werden kann.

Von der Betrachtung der chinesischen Einwanderung nach Amerika zu scheiden, ohne des Antheils zu gedenken, den sie am Bau der Panama-Eisenbahn genommen haben, würde ungerecht sein, denn ihr Antheil an diesem großen Werke war jedenfalls ein opfervoller. Man hatte im Anfang 1020 Chinesen aus verschiedenen Provinzen angeworben, welche zusammen mit 600 Irländern, 200 Deutschen und 4000 Negern, Mulatten und Zambo's (aus Cartagena und Jamaica) die Arbeit des Eisenbahnbaues verrichten sollten. Die Chinesen bewährten sich bei dieser strengen Arbeit im heißfeuchten Klima des Isthmus am wenigsten. Mehr als die Hälfte von ihnen starb durch Krankheit und Selbstmord. Aber als sie von ihrer Reis- und Fischkost abgingen und sich an das Fleisch und den Zwieback gewöhnten, der ihnen gereicht wurde, arbeiteten sie nach und nach besser. 300—400 Chinesen aus nördlicheren Provinzen, welche später zugeführt wurden, bewährten sich besser als diese ersten. Sie erhielten bei 10stündiger Arbeit 6 Realen (3 R.M.) und 1 engl. Pfd. Pöckelfleisch, 1 Pfd. Zwieback und ½ Pfd. Reis p. Tag[25]).

In Australien ist bis jetzt nur die Colonie Viktoria ein bedeutender Zielpunkt für die chinesische Auswanderung geworden. Man zählte hier im Jahr 1871 17,935 Chinesen[26]). Aehnlich wie in

---

25) Nach Angaben, welche Prof. Moritz Wagner an Ort und Stelle sammelte und so freundlich war, mir mitzutheilen.

26) Behm und Wagner, Die Bevölkerung der Erde II. S. 47 Nach B. Smyth, The Gold Fields of Victoria (Melb. 1869) zählte man 1868 in den Minendistrikten 15,814 Chinesen, welche in den Goldwäschereien und Quarzminen arbeiteten. Zehn Jahre früher sollen gegen 40,000 Chinesen daselbst beschäftigt gewesen sein.

Californien wurden die ersten chinesischen Einwanderer durch das Gerücht vom Goldreichthum dieser Colonie herübergelockt, aber die Mehrzahl hat sich nicht wie dort mit der Zeit zu anderen Arbeiten gewandt, sondern ist in den Minen geblieben. Neuerdings (1874) hat man Anstrengungen gemacht, um Chinesen nach Queensland zu ziehen, wo besonders in der Gegend von Brisbane Zuckerrohr- und Baumwollenpflanzungen in größerer Zahl angelegt wurden. Man bot Kulicontrakte an, wie sie gewöhnlich nach Britisch Westindien geschlossen werden, d. h. fünfjährige Verpflichtung zu $9\frac{1}{2}$ stündiger Tagesarbeit bei 7 D. Monatslohn, und $\frac{1}{2}$ Pfd. Fleisch mit $2\frac{1}{2}$ Pfd. Brod, Gemüse ꝛc. täglicher Nahrung. Da man aber nur Ackerbauer ohne Familien haben wollte, fanden sich unter den Baumwollbauern der Gegend von Schanghai nur Wenige, die zur Auswanderung bereit waren. Man versuchte dann Leute in der Gegend von Amoy und Swatow anzuwerben[27]). Ueber den weitern Erfolg dieser Bemühungen ist uns nichts bekannt geworden. Dagegen haben die neuen Ansiedelungen, die in Nordaustralien bei Port Darwin gegründet worden, bereits chinesische Kuli's via Singapore eingeführt. Dieselben verpflichten sich, 2 Jahre „in Stadt oder Land, Feld, Bergwerk, Fabrik oder Haus" gegen einen Wochenlohn von 8 R.M. nebst Kost zu arbeiten. Diese Bedingungen sind günstig zu nennen. Die ganze Angelegenheit steht unter Regierungscontrole. Die ersten 200 kamen im Spätjahr 1872 an und fanden reißenden Absatz[28]). Nordaustralien ist durch sein tropisches Klima der weißen Arbeit in geringerem Maße zugänglich, als jeder andere Theil dieses Continentes und es scheint hier der chinesischen Colonisation ein weites Feld geöffnet zu sein. Seit 1873 ist eine Dampferlinie (Eastern and Australian Comp.) zwischen Port Darwin und Singapore eingerichtet und man setzt einen Theil der Hoffnung, die man für ihr Gedeihen hegt, auf die Einwanderung, welche man aus China nach Nordaustralien zu leiten hofft.

In Polynesien, das ja bekanntlich selbst ein nicht geringes Contingent von Kuli's aus seiner zusammengeschmolzenen Bevölkerung stellt, sind die Sandwich-Inseln und Tahiti als Orte zu nennen, wohin eine nicht unerhebliche Zahl von Chinesen eingeführt

---

[27]) London and China Tel. 1874. S. 820.

[28]) Ebendas. 1874. S. 863.

1900 25000

worden ist. Die Sandwich-Inseln zählten Ende 1872 1,938 Chinesen[29]). Auf Tahiti führte im Jahr 1864 eine Gesellschaft für Baumwollencultur 5—600 chinesische Kuli's ein, aber diese Zwangseinwanderung wurde von der Colonialbehörde nicht mit günstigen Augen angesehen. Dieselbe behielt sich vor, alle Chinesen, wenn nöthig, auf Kosten der Gesellschaft zurückzusenden[30]). Indessen nach der Thatsache zu schließen, daß Neucaledonien 1869 ebenfalls schon 445 „Asiaten" in seiner Bevölkerung zählte, scheint es, daß die französische Colonialverwaltung es nicht so leicht gefunden hat, in dieser Einwanderungsfrage gegen den Strom zu schwimmen. Woher in der That auch wäre die absterbende Bevölkerung Polynesiens leichter und mit größerem Nutzen für das ganze Gebiet zu ersetzen, als aus dem großen Reservoir von Menschenkräften, welches das dichtbevölkerte China darbietet?

Nach Westen sind die Chinesen in nennenswerther Zahl nicht über Vorderindien hinausgegangen. In Calcutta hat sich seit Jahrzehnten durch den engen Verkehr mit China aus kleinen Anfängen eine beträchtliche Colonie von Cantonchinesen gebildet, ebenso in Bombay. Sie haben sich mit Vorliebe gewisser Handwerke bemächtigt, in Calcutta der Schuhmacherei, in Bombay der Strohflechterei. In Calcutta sollen nicht weniger als 90 Proc. der Schuhmacher Chinesen sein[31]). Dieß dürfte wohl etwas übertrieben sein. In geringer Zahl sind Chinesen in den meisten indischen Städten zu finden. Auf Réunion zählt man unter 60,000 Kulis (1873)

---

29) Behm und Wagner a. a. O. II. 51. Im Lond. and China Tel. Jan. 1872 wurde die Chinesenbevölkerung auf 2—3000 angeschlagen und bemerkt, daß sie sich viel besser befinde als die Chinesen in Peru, indem sie sich aller Rechte und Privilegien freier Bürger erfreuen; aber die Möglichkeit, Geld zu machen, sei nicht so häufig wie dort.

30) „Ce n'est pas par ces travailleurs de passage, laissant trop souvent après eux des traces funestes de débauche et d'immoralité, que nos belles îles du Protectorat doivent être peuplées et exploitées." Bull. Soc. Géogr. 1866 I. 385.

31) Scherzer Fachm. Ber. I. 31. Auch Bowring spricht gelegentlich von der Chinesencolonie in Calcutta und hebt die starke Vertretung des Schuhmachergewerbes in derselben hervor und die Festigkeit mit der auch hier ein „gregarious bond of nationality" sie zusammenhalte, so daß die umgebenden Umstände sie kaum beeinflussen. (Philippine Islands S. 180.) Nicht wenige Chinesen sind aus den Strait Settlements zur Strafe nach Bombay gebracht worden, wo sie bei öffentlichen Arbeiten verwendet werden.

„mehrere Tausend" Chinesen. Auf Mauritius befand sich, als Perry die Insel besuchte, unter den Kuli's, die meist von der Malabarküste kamen, auch eine Anzahl Chinesen, welche zu Ackerbauzwecken eingeführt waren [32]). In neueren Zählungen ist die Zahl der dortigen Chinesen nicht besonders angegeben, aber es ist sicher, daß sie nicht den 20. Theil der Kulibevölkerung auf beiden Inseln ausmachen.

---

[32]) Commod. Perry Exp. to the China Seas etc. 1856 S. 134.

Rückblick und Zusammenfassung.

Mit Californien, Cuba, Peru und Australien haben wir die jüngsten und gleichzeitig die weitestentsandten der chinesischen Colonien kennen gelernt. Kehren wir nun von diesen Punkten, die für jetzt die äußerste Grenze der materiellen Wirksamkeit China's nach außen bezeichnen, für einen Augenblick nach unserem Ausgangspunkte zurück, um von dorther mit einem Gesammmtblick das Gebiet zu überschauen, welches wir in den Spuren der chinesischen Emigration durchwandert haben. Als das allgemeinste Resultat der Eindrücke, die wir in den chinesischen Colonien empfangen haben, stellt sich uns nun die Erkenntniß dar, daß die chinesische Colonisation ausschließlich eine wirthschaftliche und ethnographische Thatsache ist. Nichts ist uns klarer geworden, als die Unfähigkeit der Chinesen, kriegerisch zu erobern und zu herrschen. Wir fanden ihre Fähigkeiten und Erfolge in allen Angelegenheiten des Handels und Wandels ebenso erstaunlich wie ihre Schwäche in politischen Dingen. Daher schlossen wir, daß es das Ziel ihrer ausgebreiteten Colonisation sei, die Reichthümer zu entwickeln und die Rassen zu verändern, nicht aber, politischen Einfluß zu erringen oder Staaten zu gründen. Es schien uns, als ob diese mongolischen Völker als Feinde nur im Zustand des wilden Nomadenthums gefährlich sein könnten, während sie überall starr und defensiv geworden sind, wo sie sich der Cultur bequemt haben.

Im Verlauf unserer Betrachtungen haben wir zuerst die Vortheile kennen gelernt, welche sein eigenes Land dem Chinesen bietet. Wir lernten in China eines der glücklichst begabten Gebiete kennen, welche die Erde aufzuweisen hat. Fruchtbar durch Boden und Klima, für den Verkehr wegsam durch Oberflächengestalt, Bewässerung und weitgestreckte Meeresküsten, vom wüstenhaften, nomadenbewohnten

Nun längst auch eine politische

Innern des Erdtheils abgeschlossen durch mauer- und wallartige Grenzen, in die Nähe der reichsten Tropenländer gerückt, ohne selbst kaum die Tropen zu überschreiten — dazu von einer Ausdehnung, welche der Hälfte Europa's gleichkommt, ist es ein Land, wie die alte Welt kein gleich begünstigtes mehr aufzuweisen hat. Nur Amerika bietet vielleicht in dem Gebiet der Vereinigten Staaten etwas annähernd Aehnliches.

Wir fanden dann in diesem Lande eine Bevölkerung, die zwar über die einzelnen Provinzen verschieden vertheilt, im Ganzen aber dicht gedrängt lebt. Wir sahen, daß die zuverlässigsten Gewährsmänner sie auf eher mehr denn weniger als 400 Millionen zu schätzen geneigt sind. Indessen erkannten wir auch bei der Betrachtung der wirthschaftlichen Verhältnisse, der Gewohnheiten und der altüblichen Lebensweise dieser Massen, daß alles darauf hinzielt, denselben dieses dichte Zusammenleben erträglich zu machen. Ihren emsigen Fleiß und ihre Genügsamkeit in erster Reihe, dann das Ueberwiegen des Ackerbaues unter ihren wirthschaftlichen Bethätigungen und den sorgfältigsten, gartenartigen Betrieb desselben, die immer große Nachfrage nach menschlicher Arbeit als Folge des mangelnden Maschinenbetriebs in Gewerbe und Ackerbau, die Erleichterung der Erwerbung des Nothwendigsten durch den Zusammenhalt der Familienglieder, die, wenigstens in früheren Jahren, bewundernswerthe Fürsorge der Regierung für die Ordnung des Staates und das Wohlergehen der Unterthanen, endlich den regen Erwerbssinn, der das ganze Volk durchdringt, und die Erleichterung, welche das Land in seiner Oberflächenbeschaffenheit und durch die zahlreichen alten Kanal- und Straßenbauten dem Verkehre bietet — dieß alles lernten wir als ebensoviele Gründe kennen, die uns die nicht allzusehr beengte Existenz einer so großen und stellenweis so dichten Bevölkerung in einem einzigen Lande verstehen lassen.

Indessen, dieß Land, wie groß es auch sei, ist unveränderlich innerhalb seiner Grenzen, wie sie Natur und Geschichte ihm angewiesen haben, während seine Bevölkerung in beständigem Wachsthum begriffen ist. Es folgt daraus, daß zu einer Zeit diese Grenzen zu eng werden und ein Theil der Bevölkerung sich zur Auswanderung gezwungen sehen wird. Eine Bevölkerung von der Beweglichkeit, dem Erwerbssinn, dem Handelstrieb der chinesischen, wartet nicht ab, bis ihr Land soweit aufgefüllt ist, wie nach der Lage der Verhältnisse möglich ist, sondern sie fließt, von ihrer eigenen

Natur getrieben, wie gährender Honig, über den Rand des Gefäßes. In China konnte dieses Bedürfniß sich lange Zeit hindurch in der Besiedelung derjenigen Theile des Reiches genügen, welche noch dünn bevölkert oder nur von nichtchinesischen, halbwilden Urbewohnern besetzt waren. Die Regierung förderte nicht bloß derartige Auswanderungen und Besiedelungen, sondern leitete dieselben sogar in vielen Fällen selber. Zahlreiche Militär- und Ackerbaucolonien gehörten in das System der friedlichen Eroberungen, welche das heutige China allmählich geschaffen haben. Die freiwillige Auswanderung dagegen nach fremden Ländern war prinzipiell verboten, aber ihr konnte auf der Culturstufe, auf welcher China stand, unmöglich wirksam Einhalt gethan werden. Die jahrtausendjährige Cultur hatte Bedürfnisse geschaffen, wie sie in solcher Mannigfaltigkeit kein anderes asiatisches Volk kennt. Schon um diese zu befriedigen, mußten die chinesischen Handelsleute nach allen Richtungen hinausziehen und mit allen möglichen Völkern Handel treiben. Der Ginseng wurde am Amur, der Trepang in Australien, der Jadeït im Karakorum und die Rubinen in Assam gesucht. Auch forderten die reichen Produkte China's Absatzplätze im Ausland. Die Handelsleute bahnen den Weg, der Gewinn, den sie bringen und die Berichte, die sie geben, locken Andere nach, diesen folgen wieder Andere, wenn die Umstände günstig sind, und aus dem Handel wird so mit der Zeit die Auswanderung. Wächst dann die Bevölkerung in einem solchen Maße, daß es ihr wirklich zu eng wird in ihren alten Grenzen, so findet sie auf diese Weise die Wege vorbereitet, denen folgend ihr Ueberfluß wie in natürlichen Canälen abfließt. Bei den Chinesen trug ihre schwerfällige und langsame Seeschifffahrt dazu bei, diese Art von Auswanderung zu befördern. Indem sie wegen der Benützung der Monsune, ohne welche sie keine größeren Seereisen in ihrem Meere machen können, nur je einmal im Jahre hin- und zurückfahren können, sind sie zu monatelangem Verweilen an dem Orte ihrer Bestimmung gezwungen. Ferner sind ihre Schiffe unverhältnißmäßig viel stärker bemannt als die abendländischen und ihre Bemannung besteht nicht aus bloßen Seeleuten, sondern ist eine Handelsgesellschaft, von der jeder Einzelne einen Antheil an den Waaren besitzt, die das Schiff trägt. Es ist für die meisten von diesen Leuten nicht schwer, das Schiff an irgend einem Orte zu verlassen oder dasselbe sogar ganz zu ver-

kaufen und sich da anzusiedeln, wo es ihnen besser gefällt, als in ihrer Heimath.

Indessen entwickelte sich doch nur langsam diese mit dem Handel zusammenhängende freiwillige Auswanderung. Die Verbote, die ihr entgegenstanden, waren mächtig genug, sie auf ein geringes Maß herabzudrücken, solange die Regierung die Kraft besaß, welche nothwendig war, um solchen Gesetzen Achtung zu verschaffen. Auch ist zu bedenken, daß der Verkehr der Chinesen mit fremden Völkern fast nur ein einseitiger war, indem es fast überall Barbaren waren, welche den Handel an sich herankommen ließen, statt das Handelsvolk in seiner eigenen Heimath aufzusuchen. Der weitaus größte Theil des chinesischen Volkes empfand daher nichts von den Vortheilen dieses Verkehres, die nur dem geringen Bruchtheil der kühneren Seefahrer zu Gute kommen. In der That scheint bis zum Fall der Mingdynastie die chinesische Auswanderung nach Gegenden, wohin nicht eben die Regierung sie leitete, gering gewesen zu sein. Wir kennen von größeren Chinesenwanderungen nach dem Ausland aus dem 16. Jahrhundert nur die, welche sich nach den Philippinen richtete und von ihr ist es gewiß, daß sie der chinesischen Regierung nicht unbekannt war. Dagegen fallen die ersten großen selbstständigen Auswanderungen aus China, von welchen wir Kunde haben, in die Zeit der Kämpfe zwischen Minganhängern und Mandschus, welche sich in Südchina bis in die 70er Jahre des 17. Jahrhunderts hineinzogen. Die ersten kräftigen Versuche zur Colonisation von Formosa und die ersten großen Wanderungen nach dem indischen Archipel wurden durch diese Kämpfe hervorgerufen. Das Wachsen der chinesischen Bevölkerung scheint in derselben Zeit erstaunliche Dimensionen angenommen zu haben, und das Vordringen der Europäer nach den östlichen Meeren konnte nicht verfehlen, die Chinesen zum Wetteifer und zur Nachahmung anzuspornen. So hörte denn von dieser Zeit der Auswanderungsstrom nicht mehr auf zu fließen. Der indische Archipel war bald an allen Enden von chinesischen Händlern und Ansiedlern besetzt. Japan wurde dergestalt von Chinesen überlaufen, daß es sich gezwungen sah, ihren Verkehr auf's äußerste zu beschränken. Auch die westliche Hälfte von Hinterindien bevölkerte sich rasch durch eine Chineseneinwanderung, welche aus den alten Buddhistencolonien Siam und Kambodja halbchinesische Staaten machte. Die Entstehung der Bergwerkscolonien in den zinn- und goldführenden Regionen des

indischen Archipels fällt meistens in den Anfang des 18. Jahrhunderts. Pulo Pinang und Singapore, zwei der hervorragendsten Chinesencolonien, erwuchsen dann in den 80er Jahren des vorigen und in den 20er des laufenden Jahrhunderts. Auf dem Festlande fällt die Gründung von Handelscolonien im birmanischen Reiche und die wiederholte Unterwerfung und Neubesiedelung der Außenposten im Tarimthal (Kaschgar und Jarkand) in die Mitte und zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts. Die Förderung der Einwanderung nach der Mandschurei war eine natürliche Folge der Eroberung China's durch die Mandschus; sie führte schon am Ende des 18. Jahrhunderts zur Besitznahme der Länder am unteren Amur, von wo aus längere Zeit hindurch auch Sachalin auf chinesisch regiert wurde, ohne indessen von Chinesen jemals in nennenswerther Zahl besiedelt zu werden.

Während die freiwillige Auswanderung, nachdem einmal die Wege erschlossen und alle Inseln und Länder im Norden, Westen und Süden von China mit zahlreichen Colonien bepflanzt waren, im Ganzen die gewiesenen Bahnen ging, trat in den letztverflossenen Jahrzehnten eine neue Form von Auswanderung auf, welche als Kulihandel eine große Bedeutung für China und für verschiedene Länder des Westens erlangt hat. Es ist dieß, wie wir gesehen haben, eine ursprünglich chinesische Auswanderungsweise, die, nur in etwas grausamerer Form und Ausführung, an europäische Bedürfnisse angepaßt worden ist. Es ist bekanntlich der Kulihandel, dem Peru, Cuba und andere amerikanische Länder, auch einige der polynesischen Inseln, ihre Chinesencolonien verdanken. Unter Contraktauswanderung, der mildesten, und sicherlich zuläßigsten Form der chinesischen Massenauswanderung, sind dagegen zur selben Zeit viele Tausende von Chinesen nach Californien und Australien gekommen.

Dem Versuch, die Zahl der Chinesen zu bestimmen, welche auf diesen verschiedenen Wegen nach fremden Ländern gekommen sind, steht die Unsicherheit aller Angaben entgegen, welche einer Berechnung oder auch nur Schätzung zu Grunde zu legen wären. Es ist eher möglich, für einen größeren Theil der Chinesencolonien die annähernde Zahl ihrer heutigen (chinesischen) Bewohner zu bestimmen. Stellen wir die Zahlen zusammen, welche wir bei Beschreibung der einzelnen Colonien als die wahrscheinlichsten, allerdings meist nur auf Schätzung beruhenden, angegeben haben, so finden

wir im Amurland 20,000, auf Formosa 3,000,000, auf den Philippinen 18,000, in Hinterindien 1,600,000, auf der malayischen Halbinsel 150,000, im indischen Archipel 310,000, in Amerika, Australien und Polynesien 230,000 — zusammen 5,328,000. Unter Abzug Formosas, das als ein Theil des chinesischen Reiches zu betrachten ist, befänden sich also im Ausland 2,328,000 Chinesen. In Berücksichtigung der Ungenauigkeit der Zählungen und Schätzungen wird man aber gut thun, diese Zahl zwischen 2 und 3 Mill. schwanken zu lassen. Auf 60—80,000 ist sicherlich die Zahl derjenigen Chinesen zu schätzen, welche gegenwärtig alljährlich ihr Land zur See verlassen, und da die Auswanderung zu Lande nach der Mandschurei, der Mongolei und Hinterindien noch nicht aufgehört hat, dürften auch von Auswanderern nach diesen Ländern wohl 30—40,000 im Jahre anzunehmen sein. Mehr als 150,000 dürften indessen in ruhigen Zeiten ihr Land nicht verlassen und man sieht also, daß diese Auswanderung im Vergleich zur europäischen noch immer nur einen geringen Bruchtheil der chinesischen Bevölkerung außer Landes führt.

Hierbei ist aber die Herkunft der Auswanderer wohl in Betracht zu ziehen. Es ist eine allgemeine Regel, daß unter normalen Verhältnissen es immer die seetüchtigen Bevölkerungen sind, welche die überseeische Auswanderung vorzüglich speisen. Dieß liegt zu sehr in der Natur der Sache, um einer Erklärung zu bedürfen. Aber es ist auffallend, daß diese Regel sich auch so durchgreifend in China bewährt, wo die seetüchtigsten Bevölkerungen nicht eben in den dichtestbevölkerten Provinzen zu finden sind. Die ungeheuere Mehrzahl der Colonisten in Hinterindien, im Archipel, auf Formosa, in Polynesien, in Amerika sind Leute aus den beiden Südprovinzen Fukian und Kuangtung; und doch umschließen diese beiden noch nicht den 10. Theil der chinesischen Gesammtbevölkerung. Aber Tschekiang und Kiangsu, die wie Ameishaufen bevölkert sind (die erstere Provinz hat 15,840, die andere 12,480 E. auf der Quadratmeile, während Fukian nur 5170 und Kuangtung 4510 zählen), liefern sehr wenige Auswanderer. Selbst Formosa, das diesen dichtbevölkerten Provinzen so nahe liegt, ist vorzüglich von Fukian aus bevölkert. Der Auswanderungstrieb scheint also nur erst einen kleinen Theil der chinesischen Bevölkerung erfaßt zu haben und wurzelt allem Anschein nach nicht so sehr in der Uebervölkerung, als in der Gewöhnung an die See, an den Verkehr mit fremden Ländern, an das Fischer- und Schifferleben und wohl auch in dem unab-

hängigeren, unternehmenderen Charakter, den man den Südchinesen allgemein zuschreibt, und der geringeren Macht, die über sie die kaiserlichen Verbote haben. Würde die Uebervölkerung die nächste Ursache der chinesischen Auswanderung sein, so müßten nothwendig die übervölkertsten Provinzen die größte Zahl von Auswanderern stellen. Wie aber die Bevölkerung in diesen Provinzen ihren Ueberschuß ableitet: Ob vielleicht die zeitweiligen zerstörenden Katastrophen, wie Ueberschwemmungen und Mißernten genügend große Lücken reißen, um dem Nachwuchs Raum zu geben, oder ob der Kindermord wirklich in der ungeheueren Ausdehnung betrieben wird, wie man nach manchen Berichten glauben sollte, muß dahingestellt bleiben. Eine starke Auswanderung nach den weniger bevölkerten Gegenden des Westens und Südwestens ist nicht anzunehmen, da jedenfalls die neueren Chinareisenden, welche gerade diese Gegenden besucht haben, uns über eine solche nicht so ganz im Dunkel gelassen haben würden. Daß hingegen aus den Nordprovinzen eine ziemlich starke Auswanderung nach den mongolischen und mandschurischen Ländern stattfindet, steht außer Zweifel. Es bleibt also die auffallende Thatsache bestehen, daß die am dichtesten bevölkerten Provinzen, das eigentliche Land der Mitte, am wenigsten, ja, praktisch genommen, fast nichts zur Auswanderung beitragen. Die chinesische Auswanderung ist also zunächst eine lokale Erscheinung. Wenn nun aber einmal in China, wie es jetzt allen Anschein hat, der Trieb zur Auswanderung aus dieser seiner engen Lokalisirung herauszutreten und über das Land sich zu verbreiten anfängt, so steht ihm noch eine Entwickelung bevor, von der seine jetzige Ausdehnung kaum eine Ahnung gibt. Werden Provinzen, wie Tschekiang, Kiangsu, und Nganhoei von diesem Trieb erfaßt, so wird leichtlich $^1/_2$ Million alljährlich zur Auswanderung bereit stehen. Und es ist wahrscheinlich, daß gerade diese Provinzen am ehesten in den Kreis des den Auswanderungsstrom speisenden Gebietes gezogen werden, denn der anregende und aufklärende Einfluß des Weltverkehrs muß in ihnen am raschesten zur Wirkung kommen, da sie ja dem Emporium des fremden Handels, Schanghai, und seiner Hauptverbindungsstraße nach dem Innern, dem Yangtsze, am nächsten gelegen sind. Jedenfalls sehen wir schon ein Zeugniß für die Zunahme der Popularität der Auswanderung darin, daß nicht bloß die Zahl der Auswanderer überhaupt, sondern auch die der Frauen bedeutend zugenommen hat, welche früher in den chinesischen Colonien ganz zu fehlen

pflegten, und deren Fehlen als der Hauptgrund angeführt wurde, warum den Chinesen keine colonisirende Bedeutung zuzuerkennen sei. Wir haben in der Beschreibung der Colonien mehrfach auf die erwiesene Zunahme der Weiber-Auswanderung aus China hinweisen können. Von besonderer Bedeutung ist in dieser Hinsicht, daß die Ackerbauer z. B. in der Gegend von Schanghai das Land nicht ohne ihre Familie verlassen wollen und man neuerdings z. B. in Nord-Australien die Familieneinwanderung an die Stelle der Kulieinfuhr zu setzen strebt, da nur die erstere zur Gewinnung sehr guter Arbeitskräfte führt. Uebrigens zeigt Formosa sehr klar, was der Chinese als Colonist leistet, wenn er mit Familie auswandert.

Die Frage nach der Stellung der Chinesen zu den asiatischen und europäisch-amerikanischen Bevölkerungen, mit denen sie als Colonisten in Berührung kommen, muß beantwortet werden, ehe man daran geht, ein Urtheil zu fällen über die Bedeutung und die Zukunft ihrer Colonisation. Wir haben gefunden, daß es bei den Chinesen einen erheblichen Unterschied bedeutet, ob sie als friedliche oder als kriegerische Colonisten auftreten. In allen Arbeiten des Friedens haben wir sie der Mehrzahl der asiatischen Völker überlegen und sicherlich hinter keinem zurückstehend gefunden. Dagegen sind sie schwächlich und zaghaft, wo es sich darum handelt, mit Gewalt sich den Boden zur Colonisation zu erringen oder zu behaupten. Ihr Charakter disponirt sie ganz vorwiegend nur zu friedlicher Wirksamkeit. Wo ihnen Zeit gelassen ist, ihre friedlichen Gaben, den Fleiß, die Ausdauer, die Sparsamkeit, den Unternehmungs- und Handelsgeist zur Geltung zu bringen, da ersetzen sie damit reichlich, was an Kühnheit und Entschlossenheit fehlt. Wir haben dieß auf Formosa und in den Gebieten der westlichen und südlichen Grenzvölker gesehen, wo sie mit unglaublicher Ausdauer jeden Schritt Bodens den Wilden oder Halbwilden abringen, und zwar fast nur auf diplomatischem Wege und durch ausdauernde Arbeit. Auch Borneo und Malacca liefern Beweise hiefür. Aehnlich zeigten sie sich in der Mongolei und der Mandschurei und darum sind sie auch so vortrefflich gediehen bei den hinterindischen Völkern, bei denen sie dieselbe moralische Schwäche, wie bei sich selbst, aber ohne dieselben wirthschaftlichen Tugenden, fanden. Dagegen haben sie sich nicht bloß beim Zusammentreffen mit Europäern, sondern auch mit anderen kraftvollen Völkern, wie z. B. den früheren, noch ungeschwächten Mongolen und neuerdings den Dun-

ganen und Tataren des Tarimgebiets unfähig erwiesen, ihre Pläne mit einer anderen Kraft, als der der Masse durchzuführen.

Aber die Ueberlegenheit ihrer friedlichen Gaben, ihrer Cultur und ihrer Zahl hat ihnen doch überall, wo sie mit kriegerischen Völkern zusammentrafen, endgültig den Sieg verliehen. So haben sie die Mandschu, die Mongolen, die Grenzvölker in ihren westlichen und südlichen Gebirgen, die Formosaner entweder ganz oder zum Theil unterworfen. Ganz wie den Nordamerikanern bei ihrem Zusammentreffen mit den Indianern ist ihnen nicht bloß die Ueberlegenheit ihrer Cultur und ihres geschulteren Verstandes, sondern auch ihrer Laster zu Hülfe gekommen. Mit Genüssen und Lastern, die sie zuführen, zerrütten sie die Formosaner, Dayaks, Malayen viel mehr als mit Waffen. Hinter der Ueberlegenheit auf diesen Gebieten tritt ihre Untüchtigkeit in den Werken des Krieges weit zurück, wenn man auf die praktischen Resultate sieht. Es liegt im Wesen dessen, was man kriegerische Tugenden nennt, daß es für sich allein zu keinen dauernden Wirkungen gelangt. Ein kriegerisches Volk kann wohl Reiche umstürzen, aber Reiche gründen und erhalten kann es nicht, wenn es nicht auch Culturvolk ist. Den asiatischen Völkern werden daher die Chinesen auf die Dauer immer gewachsen sein, wie sie ja in den vergangenen Jahrtausenden ihrer Geschichte bereits zur Genüge bewiesen haben. Nur diejenigen Völker könnten ihnen gefährlich werden, welche mit gleicher oder vielleicht sogar größerer Culturbefähigung ein größeres Maß von Kühnheit und Entschlossenheit verbänden. In Asien findet sich diese Verbindung heterogener Gaben vielleicht bei den Japanesen, aber die Europäer und Nordamerikaner werden durch sie zunächst zu der einzigen Schranke, welche der chinesischen Völkerfluth mit Aussicht auf Erfolg entgegengestellt ist.

Wir haben in der Schilderung der einzelnen Colonien häufig Gelegenheit gehabt, die Fähigkeiten und Tendenzen der Chinesen mit denen anderer Völker zu vergleichen, und aus den Vergleichen Rückschlüsse zu ziehen auf die Stellung der Chinesen zu diesen Völkern. Aus diesen Vergleichen ist hervorgegangen, daß die Stellung China's inmitten der anderen ostasiatischen Länder, Japan allein ausgenommen, vollkommen klar die einer Culturmacht ist. Es handelt sich hier nicht darum, ob die chinesische Cultur unseren Begriffen von Cultur entspricht, sondern um die Rolle, die sie in Asien spielt. Wie bekundet sich aber diese höhere Stellung? Zunächst

darin, daß die Chinesen ein arbeitendes Volk sind. Sie sind das härtest und ausdauerndst arbeitende, ja, man kann sagen, sie sind das arbeitende Volk in Ost- und Südasien. Wir haben gesehen, wie sich das schon in den Löhnen ausprägt, die man ihnen im Vorzug vor ihren indischen oder malayischen Concurrenten zahlt, und in den Erfolgen, von denen ihre Arbeit gekrönt wird. Es prägt sich aber noch viel deutlicher in ihrer gesammten Colonisationsarbeit aus. Die wunderbare Dauer ihres Reiches, neben der die Geschichte der Nachbarländer wie eine Kette von Eintagsgeschichten erscheint, die nicht weniger erstaunliche Erhaltung und Ausbreitung ihrer nationalen Eigenart, die allmähliche Aufsaugung aller Völker, mit denen sie in dauernde Berührung kamen, sind alles Erscheinungen, welche wesentlich auf die Ueberlegenheit ihrer Arbeit zurückzuführen sind. Die Sorge für das einmal Erworbene und der Trieb, sich in Ruhe Weiteres zu erarbeiten, stellten der staatsumstürzenden Willkür und der staatsverderbenden Schwäche, diesen beiden großen Triebrädern orientalischer Geschichte, hier stärkere Schranken entgegen, als irgendwo sonst in Asien. Die Arbeit, in Verbindung mit Sparsamkeit und praktischem Verstand, hat aus den Chinesen das reichste Volk Asiens gemacht. Der Reichthum aber förderte wiederum, abgesehen von der conservativen Richtung, die er jedem Volke gibt, die Cultur auf manchen Wegen. Ich erinnere nur an die großartigen öffentlichen Arbeiten, die dem Verkehr und der Sicherheit des Volkes dienten, und an den Impuls, welchen die gesteigerten Bedürfnisse eines verfeinerten Lebens dem Handel und den Gewerben gaben. Als Nehmer und Geber von tausenderlei Waaren wurden die Chinesen unentbehrlich in ganz Ost- und Südasien, und ihr Außenhandel, der immer ausgedehnter wurde, wurde dann in der Weise, die wir kennen gelernt, die Grundlage ihrer Colonisation. Die Barbarei und Halbbarbarei der übrigen asiatischen Völker aber (die Japanesen immer ausgenommen), beruht viel mehr, als man gewöhnlich glaubt, auf Trägheit, Unsicherheit des Besitzes, Erschwerung des Verkehrs, und auf der Armuth, die aus all diesem folgt.

Es ist unwesentlich für uns, zu untersuchen, welche Gaben den Chinesen nicht zugefallen sind, nachdem wir uns überzeugt haben, daß die wesentlichen Faktoren des Culturerfolgs, Arbeitslust und Arbeitsfähigkeit, ihnen zukommen. Daß der Malaye an Muth und Ehrgefühl, der Mandschure, Mongole oder Tunguse an Ehrlichkeit und biederem Sinn, der Hindu und Birmane an feinem Kunstgefühl

voransteht, würde für die Culturentwickelung nur auf ihrer höchsten Spitze eine Bedeutung erlangen. Da aber diesen Völkern die Grundlage wahrer Cultur, die Schätzung der Arbeit, abgeht, bleiben ihre verschiedenen Vorzüge unwirksam. Es ist, wie wenn jemand den Schluß- und Gipfelstein einer Pyramide auf's feinste zugehauen hätte und entbehrte der Fähigkeit, den Bau aus dem Fundament zu errichten, den dieser Stein erst krönen soll. Die chinesische Cultur ragt vielleicht nur sehr flach und stumpf empor, aber es liegt ihr ein Fundament der Dauerhaftigkeit zu Grunde. Die schönen Gaben der anderen Völker kommen nicht zur Culturgeltung, weil ihnen eben die Fähigkeit mangelt, denselben durch die Arbeit eine Grundlage zu schaffen.

Eine interessante und folgenreiche Neben-Wirkung dieser Ungleichheit ist die Leichtigkeit, sich mit eingeborenen Weibern zu vermischen, welche den Chinesen, als den Angehörigen des cultivirteren, reicheren Volkes überall geboten wird. Die Weiber haben selbst in Malacca und Borneo eine instinktive Neigung, sich der höheren Cultur zu verschwistern, und allerdings haben sie am meisten bei jedem Culturfortschritt zu gewinnen. Diese Neigung ist übrigens allgemein, denn jeder Culturfortschritt verbessert ihre Stellung. Die Mischlinge mit Chinesen können überall unter malayischen Völkern und auch in Hinterindien als ein „guter Schlag" bezeichnet werden. Sie sollen vorwiegend dem Vater nacharten. Sie behalten meistens die väterliche Sitte und Tracht bei, aber die Sprache verschwindet rasch, da sie schwerer zu erlernen ist, als die malayischen, europäischen &c. Idiome. Der Chinese soll sich fremde Sprachen leicht, wenn auch unter Verstümmelung aneignen.

Es würde nach all' diesem nicht zweifelhaft sein, daß den Chinesen nach und nach die Herrschaft in der ganzen östlichen Hälfte von Asien zuzufallen hätte, und daß ihnen in dem weiten Ufer- und Inselgebiet des Stillen Meeres selbst bis nach Amerika hinüber eine große colonisatorische Zukunft gesichert wäre, wenn nicht in dem Moment ihrer größten Expansion ihnen in den Europäern und den Europäo-Amerikanern eine Rasse gegenüber getreten wäre, welche allein befähigt zu sein scheint, nicht blos wie jene anderen Völker den kriegerischen, sondern auch den friedlichen Wettkampf mit ihnen aufzunehmen. Vor ihnen haben die Chinesen nur ihre Massen voraus und diese Massen haben sich, wie wir gesehen haben, noch nicht in Bewegung gesetzt. Man könnte auch sagen, daß sie die Tugenden der Entsagung, zu denen ein so dichtbevölkertes Land seine

Einwohner zwingt, der Sparsamkeit, Nüchternheit, Unverdrossenheit voraus hätten, wenn nicht das Laster des Opiumrauchens in wenigen Jahrzehnten so weit und tief gefressen hätte, daß eine sehr bedeutende Rückwirkung desselben auf das wirthschaftliche Leben des Volkes vorausgesehen werden muß. Man kann dieselbe noch nicht ermessen, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß sie wenigstens bei der Mehrzahl der Chinesen im Ausland nicht blos die Erfolge der Arbeit, sondern auch die Tüchtigkeit zu derselben untergräbt. Ohne das Opium hätte die chinesische Concurrenz unseren niederen, unwissenden, genußsüchtigen, branntwein- und biertrinkenden Tagelöhnerclassen gefährlich werden können, aber dieses Gift scheint die Gefahr erheblich abgeschwächt, wenn nicht beseitigt zu haben. Immerhin ist es aber noch nicht an der Zeit, unser Urtheil über die Zukunft der Chinesen von dem Urtheil über dieses verhältnißmäßig neue Laster beeinflussen zu lassen. Es ist nicht unmöglich, daß es sich verliert, wie es gekommen ist, wenn die Regierung es ernstlich verbietet und in die Lage versetzt wird, ihrem Verbot Nachdruck zu geben. Es ist nicht wahrscheinlich, aber auch nicht unmöglich. Auch haben wir noch immer auf eine möglichst ausgedehnte und gründliche Untersuchung seiner Folgen in wirthschaftlicher Beziehung zu warten.

Man kann sagen, daß das Urtheil der Europäer über die Chinesen sich um so besser gestaltet hat, je inniger der Verkehr zwischen beiden wurde. Ich sehe hier von dem Urtheil der Missionäre ab, das in der Regel optimistisch ist, aber das gewichtige Urtheil beobachtungsfähiger, praktischer Männer, seien es Staatsmänner oder Kaufleute oder Forschungsreisende, ist sicherlich heute besser als es vor dreißig Jahren war, und ist vor fünfzig Jahren besser gewesen als vor hundert. Mag man über den Bestand des chinesischen Reiches denken, wie man will, so wird man doch das Urtheil über diese Staatseinrichtungen nie vermischen dürfen mit dem Urtheil über das chinesische Volk. Der Staat mag zehnmal untergehen, aber 400 oder 500 Millionen Menschen werden unter allen Umständen ihre Spuren in der Welt zurücklassen. Ich habe in den früheren Abschnitten mehrfach Gelegenheit genommen, derartige Urtheile mitzutheilen. Sie stimmen in der Hochschätzung des Fleißes, der Anstelligkeit, der Sparsamkeit, der praktischen Intelligenz, des Familiensinnes der Chinesen überein. Und dabei ist nicht zu übersehen, daß die meisten Beurtheiler nicht mit den unverdorbenen Theilen der chinesischen Bevölkerung zusammenkamen. Recrutirt sich doch die

Auswanderung von jeher vorwiegend aus dem Abschaum des städtischen Proletariats. Wenn dennoch die Urtheile durchschnittlich so günstig ausfallen konnten, so spricht dieß eben für die Unverwüstlichkeit der besseren Eigenschaften, auf welche jene sich bezogen.

In China selbst, seitdem es den Europäern geöffnet ist, und in Amerika und Australien hat sich ein weites Feld geöffnet für den praktischen Vergleich der westlichen und östlichen Cultur. Der Wettkampf, der sich hier entfaltet, ist zwar weit entfernt, unter den Bedingungen von Gerechtigkeit oder auch nur Billigkeit geführt zu werden, welche nothwendig erscheinen zur Gewinnung eines richtigen Urtheils; aber er läßt immerhin einige Schlüsse ziehen auf die Kräfte, die sich hier gegenüberstehen. Es ist z. B. bedeutsam, daß die Kriege, welche zur Oeffnung China's geführt haben, die Chinesen durchaus sehr schwach zeigten, während die darauf folgende Entwickelung des Handels sie sofort von einer sehr starken Seite kennen lehrte. Aber dem Kenner ihrer Geschichte oder ihres Charakters konnte dieser Gegensatz nicht überraschend sein. Denn derselbe bildet die breite Grundlage ihres Wesens, wie es sich seit drei Jahrtausenden in einer merkwürdigen Unveränderlichkeit bei jeder Bethätigung, sei es nach innen oder außen, in Krieg oder Frieden, gegen Asiaten oder Europäer kundgegeben hat. Die Schwäche im Krieg bekundet ihre moralischen Mängel, die Stärke im Handel die Vorzüge ihrer Verstandesanlage. Man hat gesagt, daß unser Urtheil über die Chinesen unverhältnißmäßig besser ausgefallen sein würde, wenn sie uns im Krieg nicht so erbärmlich schwach gegenüber getreten wären. Man würde ihre Geschichte, ihre Cultur und alles, was auch nicht im Entferntesten mit kriegerischen Tugenden zusammenhängt, mit ganz anderen Augen angesehen haben, wenn sie den Europäern eine ernsthafte Niederlage beizubringen vermocht hätten. Man würde dann nicht gewagt haben, ihre Cultur verächtlich eine Halbcultur zu nennen. Diese Bemerkung ist sehr richtig. Kriegerische Tugenden sind gewissermaßen die Signatur für eine Fülle von idealen Möglichkeiten. Wo sie vorhanden sind, darf man nicht bloß Muth und Kraft, sondern wenigstens die Möglichkeit der Entwickelung aller idealen Richtungen erwarten, deren der Mensch überhaupt fähig ist. Man hat das Recht zu solcher Erwartung, weil allen dieselbe Grundfähigkeit des Aufschwunges zu selbstvergessenen, opfermuthigen Thaten zu Grunde liegt. Wo der Muth mangelt, fehlt auch der ideale Zug und dessen Mangel ist die tiefste

Wurzel der Unvollkommenheit der chinesischen Cultur, und der letzte Grund, warum wir so geringes Vertrauen in ihre selbständige Fortentwickelung setzen und trotz der Masse, von der sie getragen wird, von ihr so wenig für unsere eigenen Errungenschaften fürchten. Solange ein Europäer hundert Chinesen zu Paaren treiben kann, brauchen wir uns nicht vor einer mongolischen Ueberflutung zu fürchten. Solange die Chinesen sowenig Fähigkeit zeigen, Herren zu sein, zu herrschen, Achtung zu gebieten, werden sie trotz ihrer 400 Millionen die Juden und Armenier des Ostens bleiben.

Aber wenn also auch die höchsten Ziele eines Volkes ihnen nicht erreichbar sein sollten, so erleidet es doch keinen Zweifel, daß sie in niederen Sphären Raum genug finden, um sich zur Geltung zu bringen. Die Gaben, die sie zur Erfüllung der mechanischen Zwecke eines gesellschaftlichen und staatlichen Organismus mitbringen, haben wir in jeder einzelnen ihrer Colonien hervorheben müssen. Sie haben es in China und anderwärts zur Genüge bewiesen, daß sie als Kaufleute und Geldmänner, als Handwerker und Ackerbauer dem Europäer wenig nachgeben. Nur die höchsten Spitzen dieser Bethätigungen — die Stellung des großen, weitschauenden Kaufmanns, des selbständigen Leiters einer Fabrik oder einer Plantage u. dergl. — scheinen ihnen auch hier verschlossen zu sein. Sie werden deßhalb in menschenarmen Ländern sehr nützlich sein und auf den praktischen Gebieten die Europäer fast ganz vertreten können. Besonders in den tropischen und subtropischen Gegenden, deren Klima der Europäer nicht verträgt, und deren reiche Hülfsquellen die dort Einheimischen zu entwickeln nicht im Stande sind, ist ihm wahrscheinlich eine sehr bedeutende Rolle vorbehalten. In Ländern gemäßigten Klima's aber, wo der Europäer leben und wirken kann, wird zwar in einigen menschenleeren Gegenden die chinesische Einwanderung zeitweise von Vortheil sein, aber man wird die Gefahr nie übersehen dürfen, welche daraus entsteht, wenn gleichsam unter die Bevölkerung kaukasischer Rasse sich die mongolische wie eine tiefere Schicht einschiebt, eine Schicht, welche bereit ist, die gemeineren Arbeiten für jene zu übernehmen und ihr dafür die Erfüllung der höheren und angenehmeren Culturfunktionen zu überlassen. Nur in dem hypothetischen Falle, daß die Chinesen einer bedeutenden Veränderung durch fremdes Klima, Lebensweise und dergl. und damit einer Annäherung an die Kaukasier fähig wären, könnte man eine solche Theilung der Arbeit nach Rassen ohne die größten Befürchtun-

gen sich vollziehen sehen. Aber wir haben keinen Grund anzunehmen, daß dieser Fall eintreten werde. Die nächste Folge würde daher eine strenge Kastenbildung sein. Aber die höhere Rasse muß nothwendig verkümmern, wenn die niedrigeren Funktionen ihres Organismus einer fremden Rasse übertragen werden. Ohne die regenerirende Kraft, welche der rohen Arbeit des Bauern, Hirten, Taglöhners innewohnt, wird ein Volksorganismus auf die Dauer nicht bestehen. Es sind ihm die Wurzeln abgeschnitten, vermöge deren er neue körperliche Kräfte aus den niederen nach den höheren Schichten führte. Die Rasse dagegen, die für sie die Arbeit übernähme, würde eben durch die Arbeit gestärkt und veredelt werden. Man sieht, es ist nicht bloß eine Frage der „billigen Arbeitshände," ob es räthlich oder möglich sei, unsere europäischen Arbeiter durch Kuli's zu ersetzen. Es ist vielmehr ein Problem, dessen Lösung die innere Constitution eines Volkes tief berührt. Man hat diese Frage besonders in England in den letzten Jahren mit einer gewissen Vorliebe behandelt. Aber der Leichtsinn, mit dem man die Einführung der Kuli's als das beste Mittel gegen die Strikes empfahl, ist gewiß nur ein theoretischer. Die praktische Ausführung würde von Schwierigkeiten starren.

Aber bleibt nicht Raum genug auf der Welt, wo der Chinese sich selber und den allgemeinen Culturinteressen besser zu dienen vermag als im Herzen der alten europäischen Völker? Die Idee einer Besiedelung Afrika's durch Chinesen, die unseres Wissens zuerst von Francis Galton in einem Briefe an Sir Bartle Frere (Times 6. Juni 1873) und zwar mit gewichtigen Gründen angeregt wurde, ist gewiß nicht von der Hand zu weisen. Und überhaupt hat nächst den Europäern und Nordamerikanern sicherlich kein Volk der Erde soviel Beruf, den Naturvölkern die fruchtbaren Länder abzugewinnen, die sie sich nicht zu verdienen wissen, und sie der Cultur zuzuführen, als der Chinese. Er kann auf diesem Felde unseren besten Gehülfen abgeben und es ist gut, sich dieses klar zu machen in einem Augenblick, wo die Aufschließung Afrika's für andere Völker als seine schwarzen Bewohner näher gerückt ist als je. Es ist besonders angesichts des im Ganzen sehr unerfreulichen Charakters, der die Beziehungen der Westvölker zu den Chinesen bisher charakterisirte, etwas Tröstliches in der Aussicht einer solchen Cooperation gelegen. Und es ist doppelt wohlthuend, wenn klardenkende Staatsmänner, ein Crawfurd, Raffles, Elgin, Bowring,

R. Alcock, W. H. Seward, denen wir in Fragen dieser Art am liebsten vertrauen mögen, auf der Seite derer stehen, die nicht ganz trüb in die zukünftigen Beziehungen der westlichen und östlichen Cultur sehen. Wir haben im Vorhergehenden nach einander die Urtheile dieser Kenner des Ostens angerufen, hören wir nun zum Schluß noch die Stimme eines Fernerstehenden, dessen Fähigkeit, die großen wirthschaftlichen Bewegungen unserer Zeit in ihrer wahren Bedeutung zu verstehen, keines Zeugnisses bedarf: „Man ist berechtigt, großartige und glückliche Resultate zu erwarten von der Annäherung zwischen den Völkern, die die westliche Cultur tragen und diesem unerschöpflichen Reservoir fleißiger Menschen, welches das Reich der Mitte bildet. Dieses sparsame, nüchterne, geduldige, unermüdliche, scharfsinnige Volk, das so ausgezeichnet das Land bebaut, das so geschickt ist in der Aneignung nützlicher Künste, ist nicht bloß bestimmt, unserer Industrie einen großen Markt zu bieten und uns dafür mit Produkten zu versehen, deren wir bedürfen, sondern es wird auch eine unerschöpfliche Hülfsquelle für die Colonisationsarbeiten der Engländer und Nordamerikaner bieten, die eine so gewaltige Ausdehnung gewonnen haben." (Michel Chevalier in der Pariser geographischen Gesellschaft. Sept. 1866.)

Verbesserungen.

S. 12 Z. 5 v. o. lies Ganges und Irawaddy statt Ganges-Irawaddy.
S. 13 Z. 7 v. u. " der Stadt statt des Landes.
S. 18 Z. 16 v. o. " 1673 statt 1683.
S. 41 Z. 2 v. u. " Gramm statt Gran.
S. 71 Z. 2 v. u. " tausend statt hundert.
S. 119 Z. 9 v. u. " habe statt hätte.
S. 131 letzte Z. schalte vor Europäer ein: nichtspanische.
S. 147 Z. 6 v. o. lies Faifo statt Taifo.

Register.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau.